

## 2 – Die Theorie rezessiver Information in Sprache und die Speicherung derartiger Informationen

Nachdem wir nun die Mechanismen und den Rahmen, in dem sich Sprache im Individuum, aber auch im Kollektiv konstituiert und in Abhängigkeit von Raum und Zeit bewegt, beschrieben haben, wollen wir uns ein tieferes Verständnis von Rezessivität unterstützenden Strukturen unter stärkerer Konzentration auf Sprache an sich, also unter größerer Zurückstellung von Umweltfaktoren als im vorigen Kapitel, erarbeiten. Dazu werden wir zunächst den Blick auf die lexikalische und im Zuge dessen auch morphologische Semantik richten, wobei wir uns mit Wandel und Kontinuität, Entlehnung und Wortbildung sowie semantischen Relationen auseinandersetzen wollen. Dabei wird ausgehend von der Inhaltsseite auch immer wieder die Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen eine gewichtige Rolle spielen, sodass wir, ehe wir von der lexikalischen Semantik zur Betrachtung der Semantik kompositioneller Strukturen (d.h. hier: Strukturen „oberhalb“ der lexikalischen Ebene wie hinsichtlich Phrasemen oder syntaktischen Konstruktionen) übergehen, einen Exkurs in die Phonologie unternehmen werden. Zuletzt wollen wir uns mit „externen Sprachspeichern“ auseinandersetzen, worunter wir jeden Speicherort sprachlichen Wissens verstehen wollen, der nicht im Träger eines Sprachsystems (z.B. einem *Homo sapiens* oder seiner Kognition) oder dem Sprachsystem selbst zu lokalisieren ist.

Bei all diesen Analysen ist stets zu fragen, wo etwaige rezessive Informationen „versteckt“ bzw. gespeichert sein können und wie wir uns dies vorzustellen haben. Anhand der unterschiedlichen sprachlichen Ebenen, die dabei nacheinander untersucht werden, wird sich dabei Stück um Stück eine Theorie rezessiver Information in Sprache entwickeln lassen, die mithilfe des Untersuchungsobjekts Sprache induziert, geformt und geprüft werden wird. Die Formulierung terminologischer Ausdifferenzierungen soll schließlich einerseits Unklarheiten beim Sprechen über das Phänomen der Rezessivität bestmöglich verhüten und andererseits eine Operationalisierung der Theorie, d.h. ihre Nutzbarmachung für die empirische Forschung, vorbereiten bzw. ermöglichen.

Wir werden dabei zuletzt feststellen, dass jede sprachliche Information in zeitlicher Hinsicht mehrheitlich als rezessiv verstanden werden kann, weil auch ein verhältnismäßig oft gebrauchter und konventionalisierter Ausdruck wie dt. *Hund* nicht ständig in Gebrauch ist, also nicht permanent im sprachlichen Phänotyp des Deutschen wahrzunehmen ist. In den folgenden lexikalischen Annäherungen an sprachliche Rezessivität und den Speicherorten rezessiver Information in Sprache wollen wir uns jedoch zunächst auf „vollständig“ rezessive Informationen beschränken, d.h. solche, für die wir annehmen, dass sie bisher noch nie phänotypisiert worden sind. Erst in späteren Kapiteln werden wir den sprachlichen Rezessivitätsbegriff derart erweitern, wie es eben bereits angedeutet wurde; zunächst sei aber versucht, einige grundsätzliche Annahmen hinsichtlich sprachlicher Rezessivität darzulegen, ohne schon zu tief an die Substanz der Gestalt von Sprache im Allgemeinen heranzutreten bzw. diesbezügliche Forschungsstände infrage zu stellen. Die Untersuchung mit der Suche nach Speicherorten von Informationen, die mutmaßlich vollständig rezessiv sind, die also nie zuvor wahrgenommen wurden, zu beginnen, ist zudem damit zu begründen, dass die Behauptung, derartige Information würde in Sprache existieren, erwartungsgemäß den meisten Widerstand hervorrufen dürfte, sodass ein frühzeitiges Sammeln von Indizien, die dafür sprechen, sinnvoll erscheint.

## **2.1 – Eine lexikalische Annäherung an mögliche Speicherorte rezessiver Information in Sprache**

Im Folgenden wird nun lexikalischer Wandel intensiv beleuchtet, wobei das Hauptaugenmerk zwar auf dessen semantischen Wandel (Bedeutungswandel bzw. Veränderungen auf der Inhaltsseite eines bilateralen sprachlichen Zeichens) liegt, aber durchaus auch ausdrucksseitige Veränderungen miteinbezogen werden, schon weil es töricht wäre, sie gänzlich zu ignorieren, zumal auch ausdrucksseitige Information eine Form sprachlicher Information darstellt (s. Kapitel 1.5.1).

Aufbauend auf die folgenden primär semantischen Betrachtungen auf lexikalischer Ebene wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit auch die Frage nach der Rolle von Semantik bei Kompositionen und syntaktischen Konstruktionen aufgeworfen werden.

### 2.1.1 – Entwicklungsweisen in Sprachsystemen: Innovation, Schwund und Kontinuität

Blicken wir zunächst auf die Möglichkeiten, die einer lexikalische Einheit in diachroner Hinsicht zur Entwicklung offenstehen. Wie bereits zuvor erwähnt, wollen wir unter einer lexikalischen Einheit solche Einträge im Mentalen Lexikon verstehen (folgend Dietrich/Gerwien 2017: 30), die aus je einem (lexikalischen) Ausdruck und einem damit verbundenen (lexikalischen) Inhalt, zu dem nicht nur eine bloße Bedeutung (d.h. ein Denotat), sondern weitere Informationen wie solche hinsichtlich der grammatischen Funktion der Einheit gehören, bestehen (folgend Cruse 1986: 23).<sup>162</sup> Bei Polysemie wie im Fall von dt. *Maus* als ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ liegen demzufolge auch mehrere lexikalische Einheiten vor (bei dt. *Maus* demnach zwei, wobei die Ausdrucksseite beider lexikalischer Einheiten identisch ist, die Inhaltsseite aber unterschiedlich). Natürlich ist auch der umgekehrte Fall möglich, in dem die Inhaltsseite (also das Signifié) zweier unterschiedlicher Ausdrucksseiten (also Signifiants) identisch ist oder zumindest eine sehr große Schnittmenge aufweist, wie etwa im Spanischen bei ‚Erfolg‘, das mit den Ausdrücken spanisch *éxito* und spanisch *suceso* verbunden sein kann (vgl. Gévaudan 2007: 29); auch in diesem Fall existieren also zwei verschiedene lexikalische Einheiten, die hinsichtlich einer Seite des bilateralen Zeichens identisch sind. Sowohl im Falle von dt. *Maus* als auch bei spanisch *éxito* und *suceso* sind somit mehrere lexikalische Einheiten miteinander verbunden, wobei das Bindeglied jeweils der Teil des bilateralen Zeichens ist, der bei (mindestens) zwei lexikalischen Einheiten identisch ist.

Paul Gévaudan leitet daraus zwei Inventare ab, die zusammen das Mentale Lexikon bilden: Das primäre Inventar, das die lexikalischen Einheiten umfasst, und das sekundäre Inventar, welches einerseits aus den lexikalischen Ausdrücken und andererseits aus den lexikalischen Inhalten besteht (vgl. Gévaudan 2007: 30). Letztere bezeichnet Gévaudan als „sekundär“, weil „jedes ihrer Elemente in mindestens eine lexikalische Einheit eingebunden sein muss. Sie sind jedoch insofern unabhängig, als ihre Elemente weder mit einer bestimmten lexikalischen Einheit noch mit einer einzigen zusammenhängen müssen“ (Gévaudan 2007: 30). Hier stellt sich allerdings die Frage, ob dies wirklich als zutreffend beschrieben werden kann. Müssen Inhalte (Signifiés) zwangsläufig mit mindestens einem Ausdruck verbunden sein?

---

<sup>162</sup> Dieses Verständnis lässt sich freilich auch analog auf die Morphologie übertragen; auf eine terminologische Grenzziehung sei hierbei zwecks Übersichtlichkeit verzichtet, sodass in Einzelfällen auch derartige morphologische Strukturen als *lexikalische Einheit* bezeichnet werden können, wobei mindestens durch den Kontext deutlich gemacht wird, dass der Bezug morphologischer Natur ist.

Es scheint, dass genau dies nicht der Fall ist – man denke etwa an lexikalische Lücken<sup>163</sup> oder den Fall, dass ein Individuum mit etwas konfrontiert wird, dass zuvor völlig außerhalb seiner Wahrnehmung lag, ohne dass zugleich ein Ausdruck, der darauf verweist, mitgeliefert wird. So ist es also durchaus denkbar, dass jemand, der noch nie einen Computer gesehen oder von ihm gehört oder gelesen hat, plötzlich damit konfrontiert wird. Er kann den Computer wahrnehmen, kann wohl sogar allmählich seine Funktionen kennenlernen und mit ihm arbeiten, ohne dass er dafür einen Ausdruck für das Gerät benötigt. Der Inhalt, das Signifié, – oder noch treffender: die korrespondierende Information – würde also von ihm wahrgenommen (und kognitiv gespeichert), ohne dass ein zugeordneter Ausdruck vonnöten wäre. Auch wenn der Mensch dazu neigt, Dinge zu benennen, und die Zeit, in der der Computer in unserem Gedankenexperiment unbenannt bliebe, durchaus recht kurz sein kann, würde wohl niemand behaupten, dass der Gegenstand nur wahrgenommen werden kann, wenn man ihm kognitiv einen Ausdruck zuordnet. Der Mensch kann schließlich auch unterschiedlichste Formen von Schmerzen und Gefühlen wahrnehmen, ohne sie lexikalisch zweifelsfrei distinktiv bezeichnen zu können. Wir sehen also, dass Inhalte bzw. Informationen durchaus wahrgenommen werden können, ohne dass im Mentalen Lexikon ein Ausdruck zugeordnet ist oder wird.<sup>164</sup> Doch bedeutet dies, dass die Annahmen Gévaudans hinsichtlich des sekundären Inventars des Lexikons verworfen werden müssen? Ich denke nicht, dass dem so ist; allerdings sollten wir seine Ausführungen noch einmal genauer beleuchten und ein wenig ergänzen.

Gévaudan spricht etwa stets von „lexikalischem“ Inhalt, nie von Inhalt oder Information an sich. Er bestreitet somit keineswegs, dass es Inhalt jenseits des Mentalen Lexikons geben kann. Wir haben bereits gesehen, dass das Mentale Lexikon nicht immer eindeutig von anderen Systemen und Mechanismen der Kognition abgegrenzt werden kann, dass es weder hermetisch noch statisch organisiert ist und dass es mit seiner Umwelt im Austausch, d.h. in Wechselwirkung steht. Weder eine Ausdrucks- noch eine Inhaltsseite ist also ohne die Umwelt des Mentalen Lexikons denkbar; sie können – außerhalb von Wortbildung, die auf vorhandenem Material fußt – nicht aus ihm selbst heraus entstehen.

---

<sup>163</sup> Siehe dazu etwa Schwarz 2014: 69 und das oft zitierte Beispiel des Wortpaares dt. *hungrig* – *satt*, demgegenüber für dt. *durstig* ein Ausdruck für ein entsprechendes Partnerwort im Gegenwartsdeutschen fehlt, obgleich dessen Bedeutung, die ihm zuzuordnen wäre, wenn er existierte, einsichtig ist.

<sup>164</sup> Theoretisch denkbar wäre auch der umgekehrte Fall, dass also ein Ausdruck vorhanden ist, dem aber kein Inhalt zugeordnet wurde. Praktisch erscheint dies aber nahezu als unmöglich, da schon aufgrund von Laut- oder Schriftbild eines Ausdrucks etwa Konnotationen oder Assoziationen kaum oder gar nicht vermeidbar sind.

Aber erst wenn einem Inhalt auch ein Ausdruck zugeordnet wurde, kann man von einer lexikalischen Einheit sprechen, und nur lexikalische Einheiten sind zweifelsfrei als Teil bzw. Einträge des Mentalen Lexikons zu bezeichnen. Ein Inhalt – also ein potenzielles Signifié – kann in der Umwelt existieren und von einem Individuum – genauer: einem Träger eines Mentalen Lexikons – wahrgenommen werden, auch wenn im Mentalen Lexikon des Individuums kein Ausdruck, der auf den Inhalt verweist, gespeichert ist. Allerdings kann jederzeit ein Ausdruck, der bereits im Mentalen Lexikon verankert ist oder erst neu verankert wird, als Bezeichnung für den Inhalt herangezogen werden, was eine lexikalische Einheit herstellt und somit den Inhalt in das Mentale Lexikon einspeist. Das Lexikon ist also aufgrund seiner Umwelt und durch diese erweiterbar. Dessen sollten wir im Folgenden eingedenk bleiben, denn auch wenn etwa Gévaudan (2007) diesen Umstand nie leugnet, so konzentriert er sich derart intensiv auf Verschiebungen bei bereits im Lexikon verankerten Inhalten und Ausdrücken, dass dies leicht in Vergessenheit gerät. Bleiben wir uns also bewusst, dass es in der menschlichen Kognition irgendwo in Nachbarschaft zum Mentalen Lexikon mindestens eine Instanz geben muss, die zumindest über die Möglichkeit verfügt, Informationen (bzw. Inhalte) aus der Umwelt des Mentalen Lexikons in selbiges „einzuspeisen“, indem es eine Umstrukturierung des Systems „Mentales Lexikon“ vornimmt; dies kann geschehen, in dem Informationen aus der Umwelt erstens wahrgenommen und zweitens mit einem Ausdruck in Verbindung gesetzt werden (diesbezüglich sind etwa Nervenzellen und Sinnesorgane zu nennen, die einerseits eine Eigen- bzw. Körperwahrnehmung und andererseits eine Umweltwahrnehmung ermöglichen (vgl. etwa Müller 2003: 58f)).<sup>165</sup> Die „Einspeisung“ kann theoretisch ohne tatsächlichen Import neuer Elemente in das System des Mentalen Lexikons erfolgen, wenn wir davon ausgehen, dass sie als Metainformation eine Reorganisation des Mentalen Lexikons – also z.B. eine Umgewichtung der Relationen zwischen den Systemelementen – herbeiführt.

Diese Erkenntnisse sind von zentraler Bedeutung, wenn man die Entwicklungsmöglichkeiten im Lexikon in diachroner Sicht beschreiben möchte. Wir können diesbezüglich – aufbauend auf den bisherigen Betrachtungen und der dabei heranzitierten Literatur – vorläufig fünf Möglichkeiten unterscheiden, die wir im Folgenden kritisch hinterfragen und terminologisch verfeinern werden:

---

<sup>165</sup> Detailliertere Beschreibungen dieser „Instanz“ würden eine große Diskussion zahlreicher Forschungsdebatten eröffnen, die den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden. Das Minimum an Konsens erscheint mit der genannten Beschreibung deutlich und im Sinne dieser Arbeit als ausreichend; alles Weitere sei hier der psychologischen und neurologischen Forschung überlassen.

(1.) inhaltsseitige Erweiterung einer lexikalischen Einheit, die somit eine zusätzliche lexikalische Einheit konstituieren (hierbei wird also einem Ausdruck, dem bereits mindestens ein Inhalt zugeordnet ist, ein weiterer Inhalt zugeordnet), (2.) ausdrucksseitige Erweiterung einer lexikalischen Einheit, die somit ebenfalls eine zusätzliche lexikalische Einheit schafft (hierbei wird also einem Inhalt, dem bereits mindestens ein Ausdruck zugeordnet ist, ein weiterer Ausdruck zugeordnet), (3.) Schwund einer lexikalischen Einheit (entweder die Ausdrucksseite einer lexikalischen Einheit oder deren Inhaltsseite oder gar beide Seiten zugleich gehen verlustig), (4.) unverändertes Fortbestehen einer lexikalischen Einheit (Kontinuität) und (5.) Neuentstehung einer lexikalischen Einheit, also Neuentstehung eines lexikalischen Inhalts mitsamt eines zugeordneten lexikalischen Ausdrucks.

Die erste Möglichkeit kann dabei als *Innovation* bezeichnet werden, wie es etwa Andreas Blank (1997) tut, wenn er erklärt, dass „innovativer Bedeutungswandel [...] eine Entstehung einer neuen Bedeutung [...] bei einem Wort neben der alten [darstellt, und dass] die Polysemie der beiden Bedeutungen [...] Ergebnis oder ‚Folge‘ des Bedeutungswandels [ist]“ (Blank 1997: 113). Allerdings findet sich „Innovation“ natürlich auch im Falle der zweiten und fünften genannten Möglichkeit, weshalb wir – Gévaudan folgend (s. etwa Gévaudan 2007: 28–31) – sinnvollerweise zwischen Bedeutungs- und Bezeichnungswandel differenzieren und die beiden ersten genannten Möglichkeiten lexikalischer Entwicklung als innovativ begreifen sollten. Den Terminus *Bedeutungswandel* können wir angesichts der in dieser Arbeit bereits vorgenommenen Definitionen treffender durch *Inhaltswandel* ersetzen, wobei darunter jede Form der Veränderung der inhaltsseitig gefassten Informationen, die ein bilaterales, sprachliches Zeichen enthält, zu verstehen ist; *Bedeutungswandel* bleibt hierbei auf Veränderungen des Denotats beschränkt (s. dazu die Ausführungen in Kapitel 1.5.1).

Den *Schwund* einer lexikalischen Einheit bezeichnet Blank als „reduktive[n] Bedeutungswandel“ (Blank 1997: 113), bezieht sich dabei aber – wie der Ausdruck *Bedeutungswandel* zeigt – wieder nur auf inhaltsseitige Veränderungen. Um auch ausdrucksseitige Veränderungen hierbei miteinzubeziehen erscheint *Schwund* als der geeignetere Terminus, da er den Verlust einer lexikalischen Einheit im Lexikon beschreibt, ohne dabei eine Aussage darüber zu treffen, ob die Ursache des Schwunds ausdrucksseitiger, inhaltsseitiger oder beiderseitiger Natur ist; darüber hinaus ist die Bezeichnung *Wandel*, wie sie Blank führt, bei dem Phänomen des Schwunds, das er beschreiben will, nicht angemessen. Ein Beispiel für Schwund einer lexikalischen Einheit im Deutschen ist das Neutrum ahd./mhd. *barn* ‚Kind‘, das zum Nhd. als vollständig ausgestorben, also geschwunden gilt (vgl. Lloyd/Springer 1988: 481). Ursache des Schwunds ist ein –

vermutlich schrittweise und schließlich absoluter – Rückgang des Gebrauchs der lexikalischen Einheit (vgl. etwa Gévaudan 2007: 52f). In diesem Fall muss von ausdrucksseitigem Schwund gesprochen werden, da die Bedeutung ‚Kind‘ ja nach wie vor im Deutschen durch eine lexikalische Einheit (mittels des Ausdrucks nhd. *Kind*) im Lexikon der Kollektivebene vorhanden ist.<sup>166</sup>

Nur wenn sich bei einer existenten lexikalischen Einheit weder inhaltsseitige noch ausdrucksseitige, d.h. morphologische Veränderungen vollziehen und es auch nicht zu ihrem Schwund kommt, kann von Kontinuität der lexikalischen Einheit gesprochen werden; sie bleibt also unverändert und im Lexikon bestehen.<sup>167</sup> Es ist dabei wichtig, sich bewusst zu machen, dass lexikalische Kontinuität durchaus nicht selbstverständlich ist, sondern darauf fußt, dass lexikalische Einheiten „immer wieder gebraucht werden, sonst verfallen sie“ (Gévaudan 2007: 52); sie müssen also, um als Teil eines (abstrakten, modellhaften) Lexikons auf Kollektivebene gelten zu können, objektiv nachweisbar sein, also belegterweise (regelmäßig) Phänotypisierung erfahren haben.

Zuletzt gibt es noch die Möglichkeit der Neubildung einer ganzen lexikalischen Einheit. Dies könnte wie in unserem Gedankenexperiment des zunächst unbekanntem Computers vonstattengehen, dass also ein neuer Inhalt bzw. eine neue Information kognitiv eingespeist wird und mit einem – womöglich ebenfalls vollkommen neuen, also zuvor so nicht im Mentalen Lexikon gespeicherten – Ausdruck verbunden wird. Aber auch Wortbildung kann dazu gezählt werden, so etwa die Zuordnung eines neuen, also bisher so nicht gespeicherten oder eines bereits in Verbindung mit einer anderen lexikalischen Einheit im Mentalen Lexikon vorhandenen Inhalts zu einem neuen Ausdruck, der aus ausdrucksseitigem Material gebildet wird, das bereits im Mentalen Lexikon vorhanden ist (d.h., die Innovation der Ausdrucksseite erfolgt durch Komposition oder Derivation – beide stellen ganz offensichtlich keine basale Erweiterung des Lexikons, sondern vielmehr eine Reorganisation desselben dar, indem vorhandene Elemente neu in Relation zueinander gestellt werden bzw. diese Relationen neu gewichtet werden) (vgl. Gévaudan 2007: 26). So bezeichnete nhd. *Zuber* im Ahd.

<sup>166</sup> Es existiert im Nhd. zwar dialektal noch ein Ausdruck nhd. *Barn*, dieser bedeutet jedoch ‚Heustock, Krippe‘ und ist auch etymologisch – d.h. hier insbesondere ausdrucksseitig – nicht auf ahd./mhd. *barn* ‚Kind‘ zurückführbar (vgl. Kluge 2011: 92). Aus diesem Grunde kann dieser Ausdruck nicht als ausdrucksseitige Erhaltung zu ahd./mhd. *barn* gelten, von Kontinuität kann nicht gesprochen werden.

<sup>167</sup> Warum wir unter ausdrucksseitigen Veränderungen nur solche morphologischer und nicht etwa phonologischer Art verstehen wollen, wird später noch im Detail ausgeführt werden; vorab sei unter Verweis auf das Glossar im Anhang darauf hingewiesen, dass wir jeden Laut als Variable begreifen wollen, sodass die ein Morphem dementsprechend in unterschiedlicher bzw. (geringfügig) divergierender Lautgestalt phänotypisiert werden kann.

als ahd. *zwibar* zunächst ganz allgemein ein ‚zweihekliges Gefäß‘ (vgl. Lühr 1998: 987), wobei es sich um eine Wortbildung bestehend aus ahd. *zwi-* (zu ahd. *zwiror* ‚zweimal, zweifach‘) und ahd. *-bar* (zur Abtönungsstufe des starken, d.h. ablautenden Verbs ahd. *beran* ‚tragen‘ oder einer Vorform desselben) handelt (vgl. Kluge 2011: 1016). Für ‚zweihekliges Gefäß‘ wiederum ist kein anderer oder älterer Ausdruck im Ahd. bezeugt, weshalb hier von einer auf Wortbildung beruhenden Neuschöpfung eines Ausdrucks (Signifiants) zu einem neu ins Mentale Lexikon eindringenden Inhalt (Signifié) auszugehen ist.<sup>168</sup> Bezeichnungen wie *Neuschöpfung*, *Schwund* oder *Innovation* wollen wir im Übrigen stets aus didaktischen Gründen verwenden; es wird sich im Rahmen des zu entwickelnden probabilistischen Modells zeigen, dass sie tatsächlich als Simplifizierungen gelten müssen.

Auf die soeben angeführten fünf Möglichkeiten lexikalischer Entwicklung lässt sich wiederum das Neologismus-Modell nach Leonhard Lipka anwenden, wie es auch Gévaudan tut (vgl. Gévaudan 2007: 26-37). Lipka schlägt eine Unterteilung lexikalischer Neologismen in vier Kategorien vor: (1.) morphosemantische Neologismen, (2.) semantische Neologismen, (3.) morphologische Neologismen und (4.) externe Neologismen bzw. Entlehnungsprozesse (s. Lipka 1994: 6f). Wenn wir hierbei also Neologismen als Form von Innovation begreifen, so können wir Lipkas morphosemantische Neologismen, bei denen sich sowohl Ausdruck als auch Inhalt im Mentalen Lexikon neu ergeben, als das verstehen, was wir eben als Neuentstehungsprozess einer lexikalischen Einheit beschrieben haben. Lipkas semantische Neologismen entsprechen inhaltsseitigen Erweiterungen einer lexikalischen Einheit durch Innovation, wodurch eine neue lexikalische Einheit entsteht; die morphologischen Neologismen wiederum entsprechen der ausdrucksseitigen Erweiterung einer lexikalischen Einheit (dies geschieht ebenfalls durch Innovation und hat ebenfalls die Entstehung einer neuen lexikalischen Einheit zur Folge).

Aufgrund seiner Konzentration auf Neuschöpfungen sind sowohl der Schwund als auch das unveränderte Fortbestehen lexikalischer Einheiten mit Lipkas Modell nicht vertiefender zu beschreiben. Gévaudan weist ferner darauf hin, dass Lipkas letzter Typ, der „externer Neologismen“, die Lipka selbst auf Entlehnungsprozesse beschränkt, „unverbunden neben den ersten Typen [...]

---

<sup>168</sup> Inwiefern derartige Wortbildungen tatsächlich als Innovationen zu begreifen sind, wird später noch ausführlich diskutiert, wobei wir – aufbauend auf Laca 1986: 129f u. 598f – zu dem Schluss kommen werden, dass man hierbei durchaus von bereits vorhandenen lexikalischen Einheiten sprechen sollte, die bisher lediglich rezessiv geblieben sind.



steht“ (Gévaudan 2007: 36). Dabei entwickelt Gévaudan diesen Gedanken entlang seines Verständnisses von „stratischer Innovation“: Unter *Stratum* versteht er „die genetische<sup>169</sup> Beziehung zweier Sprachzustände zu verschiedenen Zeitpunkten“ (Gévaudan 2007: 35)<sup>170</sup> und stellt diesbezüglich zunächst fest, dass das Kriterium, das bei Entlehnung oft angeführt wird, das ist, dass die historischen Vorgänger nicht im Stratum der Zielsprache, die die Entlehnung aufnimmt, liege, sondern – aus Sicht der Zielsprache – in einer Fremdsprache (der Ausgangssprache der Entlehnung), und dass die Innovation einer Entlehnung in der Fremdsprachlichkeit begründet sei (vgl. Gévaudan 2007: 37). Im Falle einer Entlehnung geht demzufolge eine lexikalische Einheit von einem Stratum in ein anderes über, d.h. es findet eine Erweiterung des primären lexikalischen Inventars einer Einzelsprache (des Zielstratums) statt (vgl. Gévaudan 2007: 36). Da aber Sprachwandelsforschung notwendigerweise auf Entwicklungen innerhalb eines Stratums, also etwa einer Einzelsprache, konzentriert ist und bestenfalls anschließend Entwicklungen innerhalb mehrerer Einzelsprachen miteinander vergleicht, ist es durchaus sinnvoll, Entlehnungen im Lichte stratischer Innovation zu betrachten, wie es Gévaudan schließlich vorschlägt: „[N]icht die Fremdsprachlichkeit des Vorgängers, sondern lediglich seine Nicht-Zugehörigkeit zum betreffenden lexikalischen Inventar“ (Gévaudan 2007: 37) ist somit das Kriterium für stratische Innovation (vgl. Gévaudan 2007: 37). Im Falle einer Entlehnung aus einer Ausgangs- in eine Zielsprache betreffend Ausdrucks- und (konventionell) zugeordneter Inhaltsseite liegt demnach eine stratische Innovation im Sinne eines morphosemantischen Neologismus vor, sodass Lipkas Typ der „externen Neologismen“ im Rahmen von Sprachwandelsforschung verworfen werden kann.<sup>171</sup> Dieses Verständnis von stratischer Innovation wird uns später noch einen Dienst erweisen, wenn wir etwa sehen werden, dass die lexikalische Einheit französisch *souris* ‚Computermaus‘ etymologisch-morphologisch auf frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ zurückzuführen ist, aber in engl. *mouse* ‚Computer-

---

<sup>169</sup> Es zeigt sich hierbei einmal mehr, dass die Übernahme von Termini aus der Biologie auch in nicht dezidiert biolinguistisch ausgerichteten Arbeiten der Linguistik fast reflexartig geschieht und somit die Annahme von gewissen Schnittmengen offenbar weiter verbreitet ist, als es manche Linguisten zugeben würden oder sich bewusst machen.

<sup>170</sup> Das Stratum kann des Weiteren „als Bestand von Sprachregeln, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums durch ihre Anwendung seitens der Sprecher bestätigt werden“ (Gévaudan 2007: 151), definiert werden; in Bezug auf den Wortschatz verweist der Terminus *Stratum* auf dessen historische Kontinuität (vgl. Gévaudan 2007: 141).

<sup>171</sup> Daneben gibt es aber noch weitere Formen stratischer Innovation wie etwa Onomatopoeitika (vgl. Gévaudan 2007: 155), auf die hier im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit jedoch nicht weiter eingegangen werden muss.

maus‘ zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ einen paradigmatischen Vorgänger findet (vgl. Gévaudan 2007: 66): Hierbei ließe sich die Übertragung des engl. Paradigmas auf die frz. Verhältnisse als stratische Innovation begreifen.

Allerdings kann uns Lipkas Terminologie ein wenig Klarheit hinsichtlich ausdrucksseitiger Kontinuität verschaffen. Denn es erscheint nicht zielführend, regelhafte Lautwandel bereits als Diskontinuität der Ausdrucksseite einer lexikalischen Einheit zu verstehen. Mhd. *hûs* und nhd. *Haus*, welches durch die regelmäßig eingetretene neuhochdeutsche Diphthongierung von /u:/ zu /aʊ/ entstanden ist, sollten wir in diesem Sinne als ausdrucksseitig insofern identisch auffassen, als die beiden Formen lediglich als Varianten desselben ausdrucksseitigen sprachlichen Elements zu begreifen sind. Auch dialektale Abweichungen im Lautbild können damit ignoriert werden. Ob jemand nhd. *Chemie* als [çeˈmi:], [jeˈmi:] oder [keˈmi:] ausspricht (also in dieser Weise phänotypisch wahrnehmbar macht), ändert in diesem Sinne nichts an der lexikalischen Einheit. Dies hat Lipka erkannt und aus besagtem Grunde wollen wir unter einer ausdrucksseitigen Veränderung primär eine morphologische Veränderung verstehen,<sup>172</sup> was phonologisch einem Abstraktions- bzw. Idealisierungsprozess hinsichtlich der Gestalt eines Ausdrucks gleichkommt.

Zusammenfassend lassen sich hinsichtlich lexikalischer Entwicklungen im Lexikon in diachroner Sicht folgende Typen beschreiben:

- 1.) Entstehung neuer lexikalischer Einheiten aufgrund von
  - a) Kontinuität auf der Ausdrucksseite (d.h. morphologische Kontinuität) und Erweiterung auf der Inhaltsseite durch Innovation (dies entspricht *Bedeutungs-* oder treffender (und allgemeiner): *Inhaltswandel*),
  - b) Kontinuität auf der Inhaltsseite und Erweiterung auf der Ausdrucksseite durch innovationsbedingtes Entstehen eines neuen, dem Inhalt zugeordneten Ausdrucks (dies entspricht bzw. führt womöglich zu vollständigem *Bezeichnungswandel*),
  - c) Erweiterung des Lexikons um eine ganze lexikalische Einheit, also der Neuaufnahme eines Inhalts samt zugeordneten Ausdrucks;
- 2.) Schwund lexikalischer Einheiten aufgrund von Gebrauchsrückgang;

---

<sup>172</sup> Dieses Kontinuitätsverständnis hinsichtlich Ausdrucksseiten deutet schon auf den probabilistischen Ansatz hin, den wir später intensiv verfolgen werden, nach dem die Gestalt eines sprachlichen Elements in unterschiedlicher Weise – gemäß bestehender Möglichkeiten (Phänotypisierungsmöglichkeiten) mit unterschiedlichen Auftretenswahrscheinlichkeiten (Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten) – phänotypisiert, also im sprachlichen Phänotyp wahrnehmbar, werden kann.

- 3.) Kontinuität lexikalischer Einheiten aufgrund von unverändertem Fortbestehen des Inhalts und des dazugehörigen Ausdrucks (zumindest auf morphologischer Ebene).

Dabei kommt die Motivation für Innovation aus der Umwelt eines Mentalen Lexikons, wobei wir eingedenk sein wollen, dass das Lexikon einer Sprache in dieser Arbeit als die (auf Konventionalität beruhende) Schnittmenge der Mentalen Lexika einer relevanten Anzahl der Angehörigen der jeweiligen Sprachgemeinschaft verstanden sein will.<sup>173</sup> So kommt es etwa nur zu Entlehnungen (also Innovation über Stratumsgrenzen hinweg), wenn Veränderungen in der Umwelt eine Entlehnung ermöglichen. Ein Ausdruck für ‚Computer‘ würde weder entlehnt noch aus Material, das bereits im Lexikon vorhanden ist, per Wortbildung neugeschöpft werden, wenn in der Umwelt kein Bedarf dafür durch das Auftreten eines dem zuordnungsbaeren Inhalts (in Form von Information) bestünde. Es bedarf also jeweils eines Triggers, der sprachliche Metainformation in das betreffende Sprachsystem des jeweiligen Mentalen Lexikons transmittieren und so zu einer Reorganisation des Mentalen Lexikons führen kann (und sei diese noch so beschränkter Natur).

In der Forschung kursieren über die soeben präsentierten Kategorien lexikalischen Wandels hinaus noch weitere, so etwa auf semantischer Ebene die Generalisierung (bzw. Bedeutungserweiterung), Spezialisierung (bzw. Bedeutungsverengung), Melioration (bzw. Bedeutungsverbesserung) und Pejoration (bzw. Bedeutungsverschlechterung) (s. etwa Hennings 2012: 201). Allerdings können diese allesamt als Subkategorien lexikalischer Innovation aufgefasst werden, weshalb sie durchaus ihre Berechtigung haben und geeignet sind, bestimmte Aspekte lexikalischer Innovation näher zu beleuchten; ein Mehrwert für die vorliegende Arbeit ergibt sich aus ihnen jedoch nicht.<sup>174</sup> Zudem sind insbesondere *Bedeutungsverbesserung* und *-verschlechterung* höchst umstrittene

---

<sup>173</sup> Zumindest ermöglicht diese Arbeitsdefinition, die selbstverständlich problematisierbar ist, einen für diese Arbeit nötigen Minimalkonsens über den Zusammenhang des Mentalen Lexikons eines Individuums mit dem Lexikon einer Einzelsprache (und somit eines menschlichen Kollektivs (genauer: einer Sprachgemeinschaft)).

<sup>174</sup> Auch auf ausdrucksseitige Innovationssubkategorien sei hier nicht näher eingegangen, weil davon an dieser Stelle kein wesentlicher Mehrwert für diese Arbeit zu erhoffen ist. Hierbei wären vor allem morphologische Veränderungen wie Konversion, Suffigierung, Präfigierung oder Komposition zu nennen, aber auch morphologische Reduktion, wie sie etwa bei französisch *prof* aus französisch *professeur* vorliegt (vgl. Gévaudan 2007: 116). Die genannten Typen morphologischer Veränderung reduziert Gévaudan im Sinne allgemeinerer Gültigkeit sinnvollerweise auf vier Kategorien:

Begriffe. Insbesondere Blank stellt ihre Berechtigung infrage, indem er darauf hinweist, dass diese Termini in ihrer Anwendung als wertend einzustufen sind und „letztlich der subjektiven moralischen Bewertung durch den Betrachter [obliegen]“ (Blank 1997: 335). Allerdings unterläuft ihm hier offensichtlich der Fehler, dass er die Individualebene strikt von der Kollektivebene trennt, was – wie bereits mehrfach deutlich wurde – nicht vollständig gelingen kann. Denn lexikalische Einheiten können ja zunächst nur als im Mentalen Lexikon eines Individuums verankert beschrieben werden, lassen sich aber schließlich als Eintrag in einer Art einzelsprachlichen Lexikon des Kollektivs – konkret: einer Sprachgemeinschaft – auffassen, wenn nur eine als relevant erachtete Anzahl von Individuen des jeweiligen Kollektivs die jeweilige Einheit in einer ausreichend ähnlichen bzw. nahezu identischen Form in ihrem Mentalen Lexikon gespeichert hat, sie dabei also konventionalisiert wurde; ebenso verhält es sich bekanntlich auch mit Moralvorstellungen: Aus der Perspektive einer konventionalisierten Moralvorstellung können sehr wohl begründet Bedeutungsverbesserungen oder Bedeutungsverschlechterungen behauptet werden – Vergleichsmaßstab wäre dann eben nicht die moralische Einschätzung eines einzelnen Wissenschaftlers, sondern die, die in der zu untersuchenden Sprachgemeinschaft als Konvention gelten kann.

Kollektives Zusammenleben fußt immer auf einem Mindestkonsens, von dem es natürlich individuelle Abweichungen geben kann, wobei anzunehmen ist, dass viele der Abweichenden sich durchaus bewusst sind, dass sie abweichen und in welcherlei Hinsicht. Wenn jemand in der bundesdeutschen Gesellschaft der Gegenwart etwa konsequent feminine Bildungen für Formen benutzt, die im Deutschen konventionell Maskulina oder Neutra sind (z.B. dt. \**Salzstreuerin* statt dt. *Salzstreuer*), wird er dies nicht unbewusst tun, außer er hat die entsprechenden lexikalischen Einheiten tatsächlich so erlernt, was prinzipiell denkbar ist, aber für dieses Beispiel als unwahrscheinlich gelten kann. Unabhängig von seiner Motivation führt der Benutzer derartiger lexikalischer Einheiten hierbei also höchstwahrscheinlich mit Absicht einen Konventionsbruch durch, was bedeutet, dass selbst bei Abweichungen nicht selten angenommen werden muss, dass die Konvention bekannt ist, ja man kann sogar sagen, dass viele Abweichungen sich nur im Rahmen der Konvention bewegen können. Blanks Anzweiflung der Gerechtigkeit der Termini *Bedeutungsverbesserung* und *Bedeutungsverengung* muss somit als kurzfristig zurückgewiesen werden, da sich auch Wertevorstellungen kollektiv manifestieren können; dennoch kann sein

---

grammatische Veränderung (hierunter kann etwa Genusänderung fallen), morphologische Erweiterung, morphologische Reduktion und Kombination lexikalischer Ausdrücke (vgl. Gévaudan 2007: 117).

Hinweis auf Subjektivität von Relevanz sein, insbesondere im Zusammenhang mit seiner Schlussfolgerung, dass es schwierig ist, Kriterien zur Abgrenzung der beiden Kategorien eindeutig zu definieren (vgl. Blank 1997: 336; hinsichtlich Perspektivitätsfragen in Sprache sei ferner auf Köller 2004 verwiesen).

### **2.1.2 – Welche Mechanismen stecken hinter Innovation, Schwund und Kontinuität?**

An dieser Stelle wollen wir uns einen Überblick über zentrale Faktoren der soeben beschriebenen Entwicklungsmöglichkeiten lexikalischer Einheiten verschaffen. Dabei soll es nicht um die Frage gehen, warum Sprache überhaupt zur Veränderung neigt. Vielmehr wollen wir uns darüber bewusst werden, wie es im Rahmen kommunikativer Situationen, die synchron zu verorten sind, auf lexikalischer Ebene zu (bald diachron diagnostizierbaren) Veränderungen kommt. Nicht die Ursache, sondern die Art und Weise der Veränderung steht somit im Zentrum unseres Interesses. Es wird sich auch hierbei zeigen, wie bedeutend die Verbindung zwischen Mentalem Lexikon des Individuums und Lexikon der entsprechenden, aufgrund von Synchronisierungen fassbaren Sprachgemeinschaft, also des Kollektivs, dem das Individuum angehört, ist.

Detaillierte Beschreibungen dazu finden sich wiederum bei Gévaudan (2007). Er sieht den Ursprung lexikalischer Innovation und ihrer Durchsetzung auf Ebene der *parole*, des Sprachgebrauchs, bzw. genauer im Sprechakt; als Beispiel führt er dabei italienisch *capire* ‚verstehen‘ aus lat. *capere* ‚ergreifen‘ an: Irgend ein Sprecher bedient sich erstmals eines innovativen Sprachgebrauchs des Ausdrucks, indem er metaphorisch „die konzeptuelle Brücke zwischen ERGREIFEN und VERSTEHEN“ (Gévaudan 2007: 49) schlägt.<sup>175</sup> Wenn der Hörer (bzw. Empfänger) glaubt, zu verstehen, was der Sprecher (bzw. Sender) meint, und auch der Sprecher das Gefühl hat, dass der Hörer ihn verstanden hat, kann der Sprechakt als erfolgreich gelten, was als Voraussetzung dafür anzunehmen ist, dass Sprecher oder Hörer den entsprechenden Gebrauch der neu entstandenen lexikalischen Einheit mit Absicht wiederholen (vgl. Gévaudan 2007: 49). Derartige Wiederholungen müssen so oft stattfinden, bis „die Sprecher der betreffenden Sprachgemeinschaft diese Art zu sprechen [...] als normal, d.h. der Sprachnorm gemäß, empfinden“ (Gévaudan 2007: 49f), womit der entsprechende Gebrauch

---

<sup>175</sup> Hierbei sollten wir uns daran erinnern, dass Metaphorik ein übliches Werkzeug zur Erweiterung des Mentalen Lexikons darstellt, wie es in dieser Arbeit bereits herausgearbeitet wurde.

des bilateralen, sprachlichen Zeichens als lexikalisiert gelten kann (s. dazu Gévaudan 2007: 49-51).<sup>176</sup> Dabei ist anzunehmen, dass sich die entsprechende Innovation, die zwar in einem bestimmten Sprechakt plötzlich phänotypisch geworden ist,<sup>177</sup> allmählich ausbreitet, indem sie – mittels Mikrosynchronisierungen – von einzelnen Individuen, die die Innovation frühzeitig in ihrem Mentalen Lexikon verankert haben, auf eine Sprechergruppe übergreift, ehe weitere Sprechergruppen erfasst werden, bis schließlich die Innovation von einer derart großen Anzahl von Angehörigen der Sprachgemeinschaft übernommen wurde, dass sie als lexikalisiert gelten kann (s. dazu etwa auch Gévaudan 2007: 50).<sup>178</sup> Die Gebrauchsfrequenz der Innovation nimmt also solange zu, bis ein Punkt erreicht ist,

---

<sup>176</sup> Unter *lexikalisiert* verstehen wir in diesem konkreten Fall, dass das bilaterale, sprachliche Zeichen im Lexikon einer Sprachgemeinschaft, d.h. eines Kollektivs verankert ist. Es müssen also – in der Terminologie von Herrgen und Schmidt – so viele Mikrosynchronisierungen stattgefunden haben, dass ein Makrosynchronisierungsprozess im Kollektiv zu wirken beginnt.

Natürlich kann ein Zeichen zuvor bereits im Mentalen Lexikon eines Individuums verankert sein, was man ebenfalls als *Lexikalisierung* bezeichnen könnte. Um Eindeutigkeit zu schaffen, sei *Lexikalisierung* in dieser Arbeit aber überall dort, wo es nicht explizit auf eine Individualebene bezogen ist, als Bezeichnung für den Eingang einer lexikalischen Einheit in das Lexikon eines Kollektivs verstanden (der Kontext des Gebrauchs dieses Terminus ist in dieser Arbeit also in jedem Fall zu beachten); mitunter wird aber auch mehr Eindeutigkeit durch Verwendung des Terminus *Konventionalisierung* erreicht werden.

Wenn wir in unseren Betrachtungen später die lexikalische Ebene wieder verlassen und den Terminus *Mentales Lexikon* wieder gemäß seines in der Einleitung beschriebenen erweiterten Bedeutungsumfangs verstehen – also das gesamte sprachliche Wissen (d.h. etwa auch phonologisches oder syntaktisches Wissen) eines Menschen umfassend –, so werden wir gleichsam den Bedeutungsumfang von *Lexikalisierung* entsprechend erweitern (so meint dann etwa die „Lexikalisierung eines Phonems“ die Aufnahme eines Phonems in das Lexikon der Kollektivebene).

<sup>177</sup> Die Innovation muss schon alleine deshalb plötzlich ablaufen, weil Übergänge zwischen ‚ergreifen‘ und ‚verstehen‘ kaum denkbar erscheinen (s. dazu etwa auch Gévaudan 2007: 18).

<sup>178</sup> Das hier anhand des Beispiels und der dazugehörigen Überlegungen zum Ablauf der Lexikalisierung skizzierte Szenario kann als monogenetisch beschrieben werden, weil davon ausgegangen wird, dass ein Individuum die Innovation einführt und sich selbige davon ausgehend ausbreitet. Denkbar wäre aber prinzipiell auch ein polygenetisches Szenario, demzufolge zeitgleich oder mit zeitlichem Abstand zwei oder mehr Individuen in Kommunikationssituationen den gleichen Innovationsprozess – im Falle von ital. *capire* also Metaphorik – durchführen und sich diese identischen oder (aufgrund jeweiliger Kontextabhängigkeit) nahezu identischen Innovationen anschließend unabhängig voneinander innerhalb der Sprachgemeinschaft ausbreiten, ehe sie im Zuge der Lexikalisierung früher oder später notwendigerweise als zusammengefallen beschrieben werden können. Letzteres ist spätestens mit Überschreitung der Lexikalisierungsschwelle der Fall. Die Möglichkeit dieses Szenarios unterstreicht

an dem die Innovation als lexikalisiert gelten kann und somit fester Bestandteil des Lexikons der jeweiligen Sprachgemeinschaft darstellt (wenn auch nicht unwiderruflich, da die Möglichkeit des Schwund stets besteht);<sup>179</sup> dieser Punkt lässt sich als *Lexikalisierungsschwelle* bezeichnen (vgl. Gévaudan 2007: 51).<sup>180</sup> Wir können diese Schwelle definitorisch mit dem Beginn von entsprechenden Makrosynchronisierungsprozessen gleichsetzen.

Wichtig ist aber auch, sich bewusst zu machen, dass der Weg von der erstmaligen Verwendung einer Innovation bis zu ihrer Lexikalisierung bzw. Konventionalisierung keineswegs „gerade“ verlaufen muss. So kann etwa die Gebrauchsfrequenz zwischenzeitlich rückläufig sein, ehe sie wieder zunimmt (vgl. Gévaudan 2007: 51). Zudem beschränkt sich Gévaudan insbesondere in seinen Diagrammen (s. Gévaudan 2007: 51-53) auf die Gebrauchsfrequenz bzw. die Häufigkeit der Verwendung einer Innovation; hierbei vergisst er somit die Anzahl der Mentalen Lexika einzubeziehen, in denen die betreffende Innovation Eingang gefunden hat – und natürlich auch die Gesamtzahl der für das zu untersuchende Kollektive relevanten Mentalen Lexika.<sup>181</sup> Diese Werte sind aber durchaus relevant, denn natürlich wäre es denkbar, dass 10 Sprecher eines 15.000 Mentale Lexika starken Kollektivs eine lexikalische Einheit fünfmal täglich in Kommunikationssituationen benutzen, wobei jedoch diese Einheit wohl als weit weniger lexikalisiert zu gelten hätte, als wenn 10.000 Sprecher die lexikalische Einheit nur einmal in der Woche gebrauchten.

Die Darstellung Gévaudans wirkt aber insgesamt durchaus plausibel, dennoch sollte man sich bewusst machen, dass insbesondere in der heutigen Zeit (um 2020), lexikalischer Wandel seinen Ursprung nicht notwendigerweise im

---

die Annahme rezessiver Information, die stets über eine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt, welche zudem veränderlich ist.

<sup>179</sup> Es sei hierbei auf die hohe Bedeutung, die der Frequenz in linguistischen Arbeiten mit probabilistischen Ansätzen zugemessen werden muss, hingewiesen (vgl. diesbezüglich etwa Bod et al. 2003a: 3, Jurafsky 2003: 40 u. Nübling 2000: 290); eine Verknüpfbarkeit von Gévaudans Arbeit (2007) mit der Probabilistik ist ersterer somit inhärent.

<sup>180</sup> Diesbezüglich ist darauf hinzuweisen, dass es keine verlässlichen, verbindlichen und vollumfänglich begründbaren Werte oder Ermittlungsverfahren gibt, die zur eindeutigen Festlegung der Lexikalisierungsschwelle in einer Sprachgemeinschaft herangezogen werden können (nach bisherigem Kenntnisstand wäre eine derartige Festlegung somit als willkürlich einzustufen) (vgl. Gévaudan 2007: 51).

<sup>181</sup> Diese Anzahl entspricht somit der Anzahl der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft, die die Innovation überhaupt in kommunikativen Situationen einsetzen können, was somit auch Einfluss auf die Gebrauchsfrequenz haben kann, aber nicht muss, da man eine lexikalische Einheit schließlich auch dann in seinem Mentalen Lexikon gespeichert haben kann, wenn man sie nicht gebraucht bzw. phänotypisiert (was für lexikalische Einheiten an sich eindeutig die meiste Zeit so ist).

Gespräch haben muss, sondern auch schriftlich – etwa in E-Mail, SMS oder Chat, aber durchaus auch anhand literarischer Werke – seinen Ausgangspunkt finden kann. Aus diesem Grund sei vorgeschlagen, betreffend der soeben beschriebenen Ausführungen Gévaudans nicht von *Sprechakten*, sondern allgemeiner von *Kommunikationssituationen unter Verwendung sprachlicher Zeichen* (bzw. *sprachlicher Elemente*) zu reden und ebenso die Bezeichnungen *Sprecher* und *Hörer* durch *Sender sprachlicher Zeichen* bzw. *Elemente* und *Empfänger/Rezipient sprachlicher Zeichen/Elemente* zu ersetzen, da diese Termini allgemeiner gültig und weniger geeignet sind, für Verwirrung zu sorgen, obgleich man prinzipiell natürlich auch im metaphorischen Sinne *Sprecher* für *Schreiber* einsetzen könnte.

Hinsichtlich der allgemeinen Durchsetzung lexikalischer Innovation in einer Sprachgemeinschaft kann man also, wie es schon Peter Koch und Wulf Oesterreicher (1996) tun, zwischen „pragmatisch-situativ verankerte[r] *ad-hoc-Bildung* [und] *Lexikalisierung* oder *Grammatikalisierung* dieser Bildung, die damit als Innovation in die Einzelsprache Eingang gefunden hat“ (Koch/Oesterreicher 1996: 75) unterscheiden. Gévaudan beschreibt diese beiden Schritte als qualitativ, womit er auf den kreativen Prozess des Entstehens der Innovation verweist, und quantitativ, womit die Verbreitung der Innovation innerhalb einer Sprachgemeinschaft gemeint ist (vgl. Gévaudan 2007: 50). Der quantitative Prozess<sup>182</sup> ist also nichts anderes als die Etablierung der durch die Innovation neu verwendeten lexikalischen Einheit in den Mentalen Lexika einer relevanten Anzahl von Individuen, die demselben Kollektiv, d.h. derselben Sprachgemeinschaft angehören.<sup>183</sup>

---

<sup>182</sup> An dieser Stelle sei ferner auf das sogenannte „Piotrowski-Gesetz“ verwiesen, das aus der quantitativen Linguistik stammt und einen s-förmigen Verlauf einer Lexikalisierungskurve beschreibt; es handelt sich dabei um „ein aus der Epidemiologie entlehntes Modell [...], das den zeitlichen Verlauf der Ausbreitung neuer sprachlicher Formen beschreibt“ (Leopold 2005: 632), und nach dem ein Lexikalisierungsprozess langsam beginnt, sich die entsprechende sprachliche Neuerung von Individuum zu Individuum gleich einem Virus verbreitet, dabei eine Erhöhung der Ausbreitungsgeschwindigkeit erfährt, ehe selbige wieder abebbt, wenn die Lexikalisierungsschwelle überschritten wurde (vgl. Leopold 2005: 627f) (s. dazu ausführlicher eben Leopold 2005).

<sup>183</sup> Die Vorgänge wurden hier nur anhand des Beispiels von ital. *capire* ‚verstehen‘ und lat. *capere* ‚ergreifen‘ veranschaulicht (s. Gévaudan 2007: 49), also einem Fall von Inhaltswandel; Bezeichnungswandel und Erweiterung des Lexikons um eine ganze lexikalische Einheit (also die zeitgleiche Aufnahme eines neuen Inhalts und eines diesem zugeordneten neuen Ausdrucks) verlaufen analog, einzig das Verfahren, das bei der Erstverwendung zum Tragen kommt, kann kein metaphorisches sein. Auf detaillierte Darstellungen dieser anderen beiden Varianten sei hier aus Umfangsgründen, und da sie keinen zusätzlichen Beitrag im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit leisten würden, verzichtet.



Vergleichbar verhält es sich hinsichtlich des Schwunds lexikalischer Einheiten. Wenn man keine lexikalischen Universalien (d.h. lexikalische Einheiten als Universalien) im Sprachsystem annimmt – und eine derartige Annahme entbehrt derzeit jeder plausiblen und wissenschaftlich fundierten Grundlage –, so muss man zwangsläufig annehmen, dass jede lexikalische Einheit, die als lexikalisiert gelten kann oder konnte und die nun schwindet oder bereits geschwunden ist, einst durch den eben beschriebenen Weg der Innovation lexikalisiert wurde.<sup>184</sup> Der Prozess des Schwunds wiederum ist nichts anderes als der Rückgang der Gebrauchsfrequenz einer lexikalischen Einheit (vgl. Gévaudan 2007: 52f) und – was Gévaudan wie vergleichbar schon hinsichtlich lexikalischer Innovation ausblendet – der Rückgang der Anzahl Mentaler Lexika innerhalb eines Kollektivs (einer Sprachgemeinschaft), in denen die Einheit verankert ist. So können beide Werte bis unter die Lexikalisierungsschwelle sinken und die lexikalische Einheit dennoch von einzelnen Individuen oder bestimmten Sprechergruppen weiter verwendet, d.h. phänotypisiert werden (zu diesem Zeitpunkt wäre also eine erneute Lexikalisierung noch denkbar); lexikalische Einheiten können in diesem Zusammenhang etwa als „veraltet“, also als Archaismen gelten (vgl. Gévaudan 2007: 53). Da wir, wie bereits in einer Fußnote ausgeführt wurde, den Prozess des Schwundes als der Lexikalisierung entgegengesetzt verstehen, liegt auf Kollektivebene lexikalischer Schwund demzufolge bereits dann vor, wenn die Lexikalisierungsschwelle unterschritten ist. Damit ist die betreffende lexikalische Einheit aber nicht notwendigerweise schon ausgestorben. Erst wenn beide genannten Werte 0 sind, also die lexikalische Einheit in keinem Mentalen Lexikon mehr verankert ist und somit auch nicht mehr gebraucht wird, kann man davon sprechen, dass die betreffende Einheit vollständig verlustig gegangen ist, was wir als vollständigen Schwund bezeichnen möchten. Es sei angemerkt, dass eine derartige Einheit, die nicht mehr gebraucht wird und in keinem Mentalen Lexikon mehr verankert ist, bei der Annahme sprachlicher Rezessivität trotz dessen nicht als verloren gelten kann, da ein Schwund, wie er von der klassischen Linguistik an der Sprachoberfläche bzw. physikalisch mit menschlichen Sinnen (und somit vermeintlich objektiv) wahrnehmbar ist, nicht notwendigerweise einen

---

<sup>184</sup> In einem weiteren Sinne liegt natürlich auch im Fall von Innovationen, die es zwar als lexikalische Einheiten ins Mentale Lexikon eines oder mehrerer Individuen schaffen, dann aber verloren gehen, ehe sie innerhalb der Sprachgemeinschaft als lexikalisiert gelten können, Schwund vor. Ähnlich wie bereits im Falle des Terminus der *Lexikalisierung* wollen wir unter *Schwund* aber nur die Fälle verstehen, in denen lexikalische Einheiten, die bereits als Einträge des Lexikons einer Sprachgemeinschaft bezeichnet werden können oder konnten, verlustig gehen (sofern eben nicht eindeutig aus dem Kontext hervorgeht, dass nur eine (bestimmte) Individualebene betrachtet wird).

Schwund im sprachlichen Genotyp bedeutet, sondern vor allem eine signifikante Reduktion der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit (dazu an späterer Stelle mehr).<sup>185</sup>

Von lexikalischer Kontinuität auf Kollektivebene können wir sprechen, wenn eine bereits lexikalisierte Einheit in einem bestimmten Untersuchungszeitraum die Lexikalisierungsschwelle nicht mehr unterschreitet und sowohl auf der Inhaltsseite als auch auf der Ausdrucksseite – zumindest auf morphologischer Ebene – unverändert bleibt.<sup>186</sup> Dabei können die Werte der Gebrauchsfrequenz und der Anzahl Mentaler Lexika, innerhalb einer Sprachgemeinschaft, in denen die Einheit verankert ist, dennoch schwanken, bleiben aber insgesamt relativ konstant und unterschreiten, die Lexikalisierungsschwelle nie (vgl. Gévaudan 2007: 52, wobei auch hier nur auf die Gebrauchsfrequenz Bezug genommen wird). Allerdings steht die Forschung durchaus vor der Herausforderung, derartige Kontinuität nachzuweisen. Denn lexikalische Einheiten, die gemäß des hier verwendeten Lexikalisierungsverständnisses zwar zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sprachgemeinschaft nachweisbar sind, können je nach Beleglage nicht zweifelsfrei als lexikalisiert oder nicht-lexikalisiert erkannt werden, selbst dann wenn man die benötigten Werte der Lexikalisierungsschwelle eindeutig festlegen würde. Und so ist es durchaus möglich, dass man aus heutiger Sicht angesichts der Überlieferungslage hinsichtlich lexikalischer Einheiten von Kontinuität spricht, obwohl sie in Wahrheit zwischenzeitlich die Lexikalisierungsschwelle unterschritten haben, ohne dass dies heute nachweisbar wäre. An dieser Stelle zeigen sich also die Grenzen des hier vorgestellten Modells klassischer Linguistik, das zwar zur Erklärung verschiedenster Phänomene lexikalischen Wandels geeignet ist, ein tieferes Verständnis von Sprachwandel ermöglicht und durchaus auch für die empirische Forschung hilfreich sein kann, aber in der Praxis dennoch Gefahr läuft, in Zweifelsfällen wie dem eben genannten keine definitiven Aussagen machen zu können, weil eindeutige Daten und/oder objektive Bewertungskriterien fehlen. In diesem Zusammenhang wird das in dieser Arbeit zu erarbeitende linguistische Rezessivitätsmodell insbesondere aufgrund seines probabilistischen und möglichkeitsorientierten Ansatzes die nötige Flexibilität herstellen, die ein Beschreibungsmodell für ein dynamisches System wie Sprache

---

<sup>185</sup> So werden wir im Kapitel zu externen Sprachspeichern (Kapitel 2.5) etwa erkennen, dass besagte Aussage eingeschränkt werden kann, wenn lexikalische Einheiten etwa in schriftlichen Texten überliefert bleiben.

<sup>186</sup> Da, wie bereits gesehen, die Inhaltsseite auch konventioneller sprachlicher Zeichen stets kontextabhängig ist, ist der Kontinuitätsbegriff notwendigerweise nur idealisierend zu gebrauchen, da eine vollständige Stabilität aller inhalts- und in gewissem Umfang auch ausdrucksseitiger Informationen eines Zeichens bei jedem Gebrauch desselben nahezu ausgeschlossen werden kann.

benötigt, zumal sich – wie noch gezeigt werden wird – dadurch auch Fragen der Kontinuität unabhängig von einer etwaigen Lexikalisierung auf Kollektivebene leichter bearbeiten lassen.

Hinsichtlich Innovation stellt sich noch die Frage nach der diesbezüglichen Rolle von Sender und Empfänger.<sup>187</sup> Das von Gévaudan (2007: 49) angeführte Beispiel der inhaltsseitigen Innovation durch Metaphorik bei ital. *capire* aus lat. *capere* wurde bereits ausführlich beschrieben und folgt man der Darstellung Gévaudans, so liegt dabei ein Fall senderinduzierten lexikalischen Wandels vor, da Gévaudan zufolge irgendein Sender irgendwann die Innovation in einer Kommunikationssituation erstmals zur Anwendung brachte (vgl. Gévaudan 2007: 49). Wichtig ist jedoch, sich bewusst zu machen, dass sich Gévaudan dabei auf einen lexikalischen Wandel bezieht, dessen Entstehung – wie es wohl der Regelfall ist – nicht dokumentiert ist; d.h. er beschreibt die Entstehung und den Lexikalisierungsprozess retrospektiv und, obgleich die Darstellung plausibel wirkt, spekulativ. Dabei gelangt er, wie bereits gesehen, zu der Einschätzung, dass ein Sender die Innovation in einer Kommunikationssituation phänotypisch werden ließ, ein Empfänger den innovativen Zeichengebrauch zu verstehen glaubte und der Sender wiederum glaubte, verstanden worden zu sein; die Kommunikation muss also (nach Gévaudans Verständnis) als geglückt gelten können. Unabhängig davon, ob man annimmt, dass dies genau in dieser Weise bei ital. *capire* einst vonstating, so kann die Darstellung zumindest allgemein als eine Möglichkeit anerkannt werden, wie Innovationen entstehen und ihren – möglicherweise erfolgreichen, möglicherweise scheiternden – Lexikalisierungsprozess beginnen. Doch Gévaudan weist gleichsam auf eine weitere Möglichkeit hin: den empfängerinduzierten Wandel<sup>188</sup> (vgl. Gévaudan 2007: 57f).

Während senderinduzierter Wandel auf einer von der sprachlichen Konvention abweichenden Enkodierung und anschließender, im gleichen Maße von der Konvention abweichenden Dekodierung beruht, zeichnet sich empfängerinduzierter Wandel dadurch aus, dass die Enkodierung konventionell erfolgt und die

---

<sup>187</sup> Für Kontinuität und Schwund erübrigt sich diese Frage, da in erstem Fall keine Veränderung der konventionell festgelegten lexikalischen Einheit erfolgt und sich der zweite Fall insbesondere durch das Unterbleiben des Gebrauchs der Einheit in Kommunikationssituationen ergibt, wobei demzufolge Sender und Empfänger nicht auszumachen sind bzw. es bestenfalls einen Sender geben könnte, dessen Kommunikationsversuch ins Leere verlief.

<sup>188</sup> Gévaudan spricht diesbezüglich genau genommen von „hörerinduziertem Wandel“ (Gévaudan 2007: 57). Wie erwähnt, wollen wir hier jedoch aufgrund allgemeinerer Gültigkeit den Terminus *Empfänger* statt *Hörer* verwenden, weshalb auch besagte Formulierung Gévaudans hier dementsprechend angepasst ist.

Dekodierung wiederum von der Konvention<sup>189</sup> abweicht (vgl. Gévaudan 2007: 57).<sup>190</sup> Man könnte also sagen, dass empfängerinduzierter lexikalischer Wandel dadurch charakterisiert ist, dass der Empfänger einen sprachlichen Ausdruck in ausreichend großem Maße anders interpretiert, als es vom Sender intendiert war, sodass auf der Empfängerseite eine neue lexikalische Einheit entsteht. Die Innovation liegt demzufolge einzig beim Empfänger.<sup>191</sup> Da die Voraussetzung für diesen Vorgang der Gebrauch eines konventionell mit einem Inhalt verbundenen Ausdrucks durch den Sender ist, muss davon ausgegangen werden, dass die meisten Innovationen, die empfängerinduziert sind, inhaltsseitiger Natur sind. Allerdings kann prinzipiell auch ausdrucksseitige Innovation erfolgen, wenn ein

---

<sup>189</sup> Rufen wir uns an dieser Stelle ins Gedächtnis, dass Konventionen Teil von Images (Abbildern) sind, die im Rahmen von Synchronisierungsprozessen im Mentalen Lexikon der an der jeweiligen Synchronisierung beteiligten Sprachsystemen auf Individualebene gespeichert werden.

<sup>190</sup> Hinsichtlich *konventionellem* bzw. *von der sprachlichen Konvention abweichender Zeichenverwendung* spricht Gévaudan von *normgerechtem* bzw. *normabweichendem Sprechen* (s. Gévaudan 2007: 53).

<sup>191</sup> Gévaudan führt hierfür das Beispiel altfranzösisch *message* ‚Bote‘ an, dass er auf altfranzösisch *message* ‚Botschaft‘ zurückführt (vgl. Gévaudan 2007: 58). „Die initialen Sprechakte, die [dazu] geführt haben, waren sprecherseitig nicht normabweichend, denn bevor irgendein Sprecher die Form *message* mit Absicht im Sinne von ‚Bote‘ verwendet hat, hat es zahlreiche Sprechakte gegeben, in denen Sprecher diesen Ausdruck normgerecht verwendet haben, also ‚Botschaft‘ *meinten*, die Hörer jedoch ‚Bote‘ *verstanden* haben. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die normgerechte Verwendung von *message* ‚Botschaft‘ durch den Sprecher in zahlreichen Äußerungen für den Hörer ambig war. Ein Satz wie z.B. *si li mande message*, normgerecht ‚und er/sie schickt ihm eine Botschaft‘ kann ohne kontextuellen Widerspruch als ‚er/sie schickt ihm einen Boten‘ *verstanden* werden. Wenn Hörer häufig auf diese Weise dekodieren, liegt es nahe, dass sie diese von ihnen inferierte Ausdruck-Inhalt-Beziehung als normgerecht ansehen und sie wiederum als Sprecher in Kontexten verwenden, in denen allein ‚Bote‘ *verstanden* werden kann, z.B. in einem Satz wie, *di al message: ... ‚sage dem Boten: ...‘*“ (Gévaudan 2007: 58). Auch hier zeigen sich jedoch wieder Probleme der Praxis: Gévaudans Darstellung wirkt zwar plausibel, ist aber nicht notwendigerweise korrekt. Denn die Tatsache, dass die Verwendung von altfranzösisch *message* gewöhnlich ambig war, bedeutet, dass heute eben nicht mehr nachvollzogen werden kann, ob die angesprochene Veränderung sender- oder empfängerinduziert war. Gévaudans Darstellung kann also veranschaulichen, wie empfängerinduzierter Wandel ablaufen kann, ist aber nicht geeignet, ein Beispiel aufzuzeigen, dass zweifelsfrei derartigen Wandel dokumentiert. Nichtsdestoweniger unterstreicht sie jedoch die hohe Bedeutung des Empfängers in Kommunikationssituationen: Was er etwa für einen lautlich wahrgenommenen sprachlichen Ausdruck inhaltsseitig interpretiert (d.h. phänotypisiert), konstituiert Teile der ihn betreffenden Realität ebenso wie Teile der Realität des Senders bzw. der Realität der Wechselbeziehung zwischen ihm und dem Sender (d.h. hier zumindest der sprachlichen – also kommunikativen – Situation).

Empfänger einen Ausdruck etwa fehlerhaft wahrnimmt, den Inhalt aber konventionsgerecht herstellt und im Folgenden den fehlerhaft wahrgenommenen Ausdruck mit diesem Inhalt rezipiert, also eine ausdrucksseitige Konvention bricht und dadurch womöglich gar eine neue Konvention zu Wege bringt.

Vergegenwärtigen wir uns dies anhand eines Gedankenexperiments: Angenommen ein Sender artikuliert den Ausdruck dt. *Hund*, meint dabei inhaltsseitig das Tier ‚Hund‘, aber ein Empfänger – der die deutsche Bezeichnung für ‚Hund‘ nicht kennt – nimmt den Ausdruck lautlich als [fɔnt] war (er „verhört“ sich also). Je nach Kommunikationssituation kann der Empfänger durchaus den Inhalt im Sinne des Senders zuordnen, etwa wenn der Sender dabei auf einen real existierenden Hund deutet. Nun besteht die Möglichkeit, dass der Empfänger den Ausdruck *Fund* als deutsch für den Inhalt ‚Hund‘ in seinem Mentalen Lexikon speichert (d.h. entsprechende Relationen in seinem Sprachsystem mit starker Gewichtung versieht) und in späteren Kommunikationssituationen als Sender dementsprechend verwendet. Auch in diesen Situationen besteht wieder die Möglichkeit, dass die jeweiligen Empfänger *Fund* als ‚Hund‘ dekodieren. Auf diese Weise könnte eine empfängerinduzierte ausdrucksseitige Innovation allmählich lexikalisiert werden. Jedoch muss man hier nach deren Wahrscheinlichkeit fragen: Denn ein Empfänger, der [fɔnt] versteht, aber den Ausdruck *Hund* kennt, würde in einer Kommunikationssituation, wenn es ihm sinnvoll erscheint, dass der Sender den Inhalt ‚Hund‘ meint, keine Veränderung an der lexikalischen Einheit aus *Hund* und ‚Hund‘ in seinem Mentalen Lexikon vornehmen, sondern schließen, dass er sich verhört oder sich der Sender versprochen hat. Es ist daher anzunehmen, dass diese Form des empfängerinduzierten Wandels vor allem dann greifen kann, wenn dem betreffenden Empfänger die lexikalische Einheit aus *Hund* und ‚Hund‘ nicht bekannt ist. Dies schränkt wiederum die Chance einer Lexikalisierung der Einheit *Fund* ‚Hund‘ im Gegenwartsdeutschen massiv ein, da auch in den späteren Kommunikationssituationen eine Einspeisung der neuen Einheit in das Mentale Lexikon der Empfänger fast nur erfolgen wird, wenn diese ebenfalls die lexikalische Einheit aus *Hund* und ‚Hund‘ nicht kennen, da vorhandene Konventionen signifikant häufiger gebraucht werden, weil sie mehr Kommunikationserfolg versprechen als Innovationen. So verhindern Makrosynchronisierungsprozesse eine Durchsetzung besagter Innovation: Konventionen als Garanten der Funktionalität eines kollektiven Kommunikationssystems statten die Mentalen Lexika auf Individualebene „top-down“ mit einer gewissen Resistenz gegen Sprachwandel aus, weil sie bestimmte Relationen sprachlicher Elemente zueinander besonders stark gewichten (die Wahrscheinlichkeit, dass Elemente, die mit einer so starken Relation verbunden sind, gemeinsam phänotypisiert werden, ist also besonders hoch).

Allerdings zeigen sogenannte *Volksetymologien* (oder terminologisch treffender: *paradigmatischen Umdeutungen* (vgl. dazu Gévaudan 2007: 158-160)), dass besagter Prozess durchaus zu einer erfolgreichen Konventionalisierung führen kann. So geht etwa nhd. *Friedhof* auf ahd. *frīthof* zurück und müsste dementsprechend gemäß der üblichen regelmäßigen Lautwandel (Stichwort „neuhochdeutsche Diphthongierung“) nhd. *Freithof* lauten, was aber nur regional bezeugt werden kann (vgl. Kluge 2011: 318). Im Zusammenhang mit der Heilsvorstellung abrahamitischer bzw. insbesondere christlicher Mythologie wurde das erste Morphem jedoch an das Lexem nhd. *Frieden* (aus ahd. *fridu*) angelehnt (vgl. Kluge 2011: 318), also wohl empfängerseitig „missverstanden“ und uminterpretiert.<sup>192</sup> Auch die dritte Variante lexikalischer Innovation, dass also sowohl Ausdruck als auch Inhalt neu aufgenommen werden, ist auf diese Weise prinzipiell empfängerinduziert denkbar (etwa wenn Entlehnungen auf einem „Missverständnis“ beruhen und sich in ihrem neuen Stratum anschließend dementsprechend ausbreiten und konventionalisieren bzw. lexikalisieren).

Insgesamt ergibt sich nun ein Bild der Rolle von Sender und Empfänger für lexikalische Innovation, das dem Empfänger einen höheren Stellenwert beimisst. Denn es zeigt sich, dass er eine Schlüsselrolle bei empfängerinduzierter Innovation spielt, während der Sender dabei keinerlei aktiven Einfluss auf die Innovation haben kann, solange er sich nicht missverstanden glaubt und korrigierend agiert; hinsichtlich senderinduzierten Innovationen muss aber konstatiert werden, dass für diese nur dann die Möglichkeit besteht, konventionalisiert zu werden, wenn die Kommunikation glückt, also der Empfänger die Innovation (zumindest annähernd) so verstanden hat, wie sie vom Sender intendiert war. Der Sender scheint zwar in jedem Fall nötig, da andernfalls keine Kommunikationssituation besteht, allerdings ist (im empfängerinduzierten Fall) die Innovation selbst oder (im senderinduzierten Fall) die Möglichkeit deren Verbreitung insbesondere von der Empfängerseite abhängig.

---

<sup>192</sup> Der Terminus *Volksetymologie* wurde seit seiner Einführung durch Ernst Förstemann im 19. Jahrhundert oft kritisiert, weil er unpräzise und zudem wertend wirkt (s. diesbezüglich etwa Blank 1997: 303). Roland Bernecker beschreibt die Volksetymologie daher treffender als „Form der Pseudo-Etymologie“ (Bernecker 1994: 1553). Am präzisesten erscheint hier jedoch die von Gévaudan (2007) vorgeschlagene Bezeichnung als *paradigmatische Umdeutung*: Dabei wird ein inhalts- oder ausdrucksseitig undurchsichtig gewordenes Lexem oder – wie hinsichtlich *Fried-* in dt. *Friedhof* – Morphem durch die Herstellung eines neuen lexikalischen Paradigmas, das aufgrund inhalts- oder ausdrucksseitiger Ähnlichkeit zu einem Lexem oder Morphem, das für die Mitglieder der Sprachgemeinschaft noch vollständig transparent ist, möglich erscheint (d.h. es besteht eine entsprechende Phänotypisierungsmöglichkeit), mit mindestens diesem Lexem oder Morphem in Verbindung gesetzt (vgl. Gévaudan 2007: 158-160).

Diese Feststellung ist durchaus wichtig, da sie ein weiterer Baustein zum Verständnis des Zusammenhangs zwischen dem Mentalen Lexikon eines Individuums und dem Lexikon eines Kollektivs, einer Sprachgemeinschaft darstellt. Dem Individuum steht es theoretisch offen, schier grenzenlos innovativ zu sein: Es hat permanent die Möglichkeit, sich neue Ausdrücke und damit verbundene Inhalte auszudenken, also neue lexikalische Einheiten zu kreieren, die es dann in sein Mentales Lexikon einspeisen kann. Die Kollektivebene, das Lexikon einer Einzelsprache, bleibt davon aber unberührt, solange das betreffende Individuum es nicht schafft, seine selbstkreierten lexikalischen Einheiten erfolgreich in Kommunikationssituationen anzuwenden, mehr noch: Es genügt nicht, dass die anderen Individuen diese lexikalischen Einheiten angemessen verstehen, vielmehr müssen sie – wie auch immer motiviert – aktiv werden und sie ebenfalls verwenden, denn nur so kann es zu einer Verbreitung und langfristig womöglich zu einer Lexikalisierung kommen. Die Kollektivebene, die wir ohnehin nur als abstrakt und modelhaft verstehen wollen, „beginnt“ also auf der Empfängerseite, beim Rezipienten (und somit eben auf der Individualebene). Das ist der Grund, weshalb es so schwer ist, als Individuum bewusst eine neue lexikalische Einheit im Lexikon der Sprachgemeinschaft zu verankern.<sup>193</sup>

### 2.1.3 – Formen der Entlehnung auf lexikalischer und morphologischer Ebene

Betrachten wir nun, da wir ein Verständnis für lexikalischen Wandel im Allgemeinen gewonnen haben, das Phänomen der Entlehnung etwas genauer. Ganz grundsätzlich kann unter *Entlehnung* jeder Prozess, in dem eine Zielsprache ein sprachliches Element einer Ausgangssprache ganz oder in Teilen nachbildet, verstanden werden (vgl. Durkin 2014: 3). Philip Durkin weist hinsichtlich der Terminologie für das englische *borrowing* (zu Deutsch wörtlich etwa: ‚Ausleihen‘ (vgl. Agbaria et al. 2014: 129)) darauf hin, dass die Wahl des Ausdrucks unpassend sei, weil nichts von einer Ausgangssprache weggenommen und in eine Zielsprache verlagert wird und weil in diesem Zusammenhang auch keine Aussicht darauf besteht, dass die Zielsprache Entlehntes einst wieder an die Ausgangssprache zurückgeben wird (s. Durkin 2014: 3). Diese Kritik ist durchaus

---

<sup>193</sup> An dieser Stelle könnte man natürlich über Sprachpolitik oder die Wirkung von Werbung sprechen. Darauf sei hier jedoch verzichtet, da es in dieser Arbeit nicht um die Beantwortung der Frage geht, welche Faktoren einem Individuum oder einer kleinen Gruppe gegenüber anderen Vorteile verschaffen, die ihre Chancen erhöhen, lexikalischen Wandel aktiv zu betreiben.

auch auf den Terminus *Entlehnung* in der deutschsprachigen Forschung anzuwenden: In Anlehnung an das mittelalterliche Lehnwesen meint *entleihen* zunächst „zu Lehen geben“ (Kluge 2011: 248) und ist etymologisch als Ableitung von (einer Vorform von) dt. *leihen* erkennbar (vgl. Kluge 2011: 567). Es geht also um ein Überlassen (vgl. Kluge 2011: 567 u. 570); wie in der englischsprachigen Forschung suggeriert auch die Terminologie der deutschsprachigen, dass etwas von der Ausgangssprache Entlehntes in selbiger – zumindest temporär – abhandenkommt. Dies ist aber bei dem, was wir unter sprachlicher Entlehnung verstehen nicht der Fall: Der aus dem Englischen ins Deutsche entlehnte Ausdruck *Computer* ist nach der Entlehnung im Englischen noch gebräuchlich und wurde nicht aus dem Lexikon der Sprachgemeinschaft des Englischen getilgt. Wie Durkin für die englische Forschung (s. Durkin 2014: 3) möchte ich uns hier aber keineswegs die Bürde auferlegen, einen neuen Terminus vorzuschlagen und dem Versuch einer Etablierung desselben zu unterziehen. Vielmehr geht es darum, auf allgemeine Probleme der Terminologie rund um sprachliche Entlehnung hinzuweisen, die insbesondere dort größer werden, wo versucht wird, Termini für etwaige Unterkategorien des Phänomens der Entlehnung zu finden.

Am einflussreichsten hinsichtlich derartiger Subkategorisierungen dürfen für die englischsprachige Forschung Einar Haugen und für die deutschsprachige Werner Betz gelten, die beide ihre Terminologien ab Ende der 1940er bzw. zu Beginn der 1950er zu entwickeln begannen (s. dazu etwa Betz 1949, dann auch 1974 u. Haugen 1953). Betz unterscheidet bei Entlehnung auf Wortebene zwischen *Lehnwort* und *Lehnprägung*;<sup>194</sup> dabei untergliedert er ersteres wiederum in die Kategorien *Fremdwort* und *assimiliertes Fremdwort*, wobei für Betz der Grad der Anpassung der Lautgestalt an die Zielsprache für die Zuordnung entscheidend ist (s. Betz 1974: 136f). *Lehnprägungen* unterteilt Betz zunächst in *Lehnbedeutung* und *Lehnbildung*. Hinsichtlich letzterer unterscheidet er dann zwischen *Lehnformung*, die eine „formale Anlehnung an das Vorbild [meint] [...] (Jungferrede: maidenspeech, Halbinsel: paeninsula)“ (Betz 1974: 136), und *Lehnschöpfung*, die einer formal unabhängigen Neubildung entspricht „(Freistaat: Republik, Gesichtskreis: Horizont, Sinnbild: Emblem/Symbol, Hochschule: Universität, Kraftwagen: Auto(mobil), Strichpunkt: Semikolon, ahd. tagasprahha: homilia, Weinbrand: cognac)“ (Betz 1974: 136). Die *Lehnformung* untergliedert Betz

---

<sup>194</sup> Insbesondere der Terminus *Lehnprägung* wird inzwischen auch in der deutschsprachigen Forschung oft durch den engl. Terminus *calque* ersetzt, der „die Übernahme einer morpho-semantischen Struktur aus einer anderen Sprache“ (Gévaudan 2007: 149) meint, ein Konzept, das wir in mancher Hinsicht noch als grundlegend für unsere Beweisführung im Rahmen der Suche nach rezessiver Information in Sprache ausmachen werden.



schließlich noch in *Lehnübersetzung* („genaue Glied-für-Glied-Übersetzung“ (Betz 1974: 136)) und *Lehnübertragung* („freieren Teilübersetzungen“ (Betz 1974: 136)).

Der Terminus *Lehnschöpfung* wurde schon frühzeitig kritisiert, so etwa von Evelyn Coleman, die vorschlug, stattdessen von *Lehnwordersatz* zu sprechen (vgl. Coleman 1965: 73f). Ihre Argumentation ist dabei stichhaltig und drängt sich angesichts der Beschreibungen von Betz förmlich auf: dt. *Weinbrand* in einer Lehnbeziehung zu frz. *Cognac* zu sehen, wie Betz es tut (vgl. Betz 1974: 136), wirkt eher unbeholfen als wissenschaftlich fundiert. Eine Schnittmenge beider Lexeme lässt sich einzig auf der Inhaltsseite feststellen; hierbei liegt jedoch kaum eine sprachliche Beeinflussung vor, sondern vielmehr eine außersprachliche Motivation. Das Kompositum *Weinbrand* erscheint im Deutschen offenbar im 19. Jahrhundert erstmals und wurde von „der Firma Asbach als Zusatz zu *Cognac* verwendet“ (Kluge 2011: 979). Die Motivation hierzu mag marketingtechnischer Natur gewesen sein, da sich durch das aus zwei zuvor bereits im (kollektiven) Lexikon der deutschen Sprache vorhandenen und auf Alkoholika verweisenden Lexemen dt. *Wein* und dt. *Brand* (man denke auch an dt. *Feuerwasser*) auch für jene, die den Ausdruck *Cognac* nicht kennen, erschließen lässt, um welche Art Produkt es sich handelt. Die Wahl der Bestandteile des Kompositums dürfte letztlich in der Sache begründet sein, d.h. in der Art, wie das so bezeichnete Produkt hergestellt wird, nämlich dem Destillieren, also Brennen von Wein (s. zu *Branntwein*, *Cognac*, *Weinbrand* und deren Herstellung überblickshaft etwa Zwahr 2006b: 562, 2006c: 784, 2006f: 499f u. 2006g: 595). Da frz. *Cognac* und dt. *Weinbrand* prinzipiell auf dasselbe Produkt verweisen, besteht inhaltsseitig nahezu Synonymie; beide Ausdrücke stehen also in einer Beziehung zueinander. Diese Beziehung beruht jedoch gerade nicht auf Sprachkontaktphänomenen, sondern auf außersprachlichen Begebenheiten. In keiner Weise lässt sich eine Beeinflussung der Wortbildung dt. *Weinbrand* durch frz. *Cognac* feststellen. Selbiges gilt für die anderen von Betz als Lehnschöpfungspaare vorgestellten Ausdrücke wie etwa *Strichpunkt* zu *Semikolon*. Umso erstaunlicher ist, dass Betz die Kritik am Terminus *Lehnschöpfung* von Coleman zurückwies, wohlgermerkt ohne dies zu begründen (es sei denn, man wolle die Aussage „die Einwände [...] scheinen mir nicht stichhaltig“ (Betz 1974: 136) als Argument auffassen).

Diesbezügliche Zusammenhänge mit anderen Strata können höchstens dort gesehen werden, wo eine Sache aus einem anderen Sprachraum in den Sprachraum der Untersuchungssprache eindringt und somit eine Benennung provoziert (die allerdings nicht zwingend erfolgen muss). Findet dabei dann keine lexikalische Entlehnung statt, sondern wird eine neue Bezeichnung aus vorhandenem sprachlichem Material der Untersuchungs- und Zielsprache gebildet, so kann

man konstatieren, dass die Motivation hierfür aus dem Bekanntwerden der neuen Sache erwachsen ist und eine etwaige „fremdsprachliche“ Bezeichnung, die dabei womöglich ebenfalls bekannt wurde, keinen Eingang ins Lexikon fand. Ein Beispiel hierfür wäre isländisch *tólva* ‚Computer‘, das auf einen Gegenstand verweist, der (wohl direkt) aus dem englischen Sprachraum in den isländischen eindrang. Eine Entlehnung unterblieb, stattdessen kam es zu einer Wortbildung bestehend aus isländisch *tala* ‚Zahl‘ oder auch ‚sprechen‘ und isländisch *völva* ‚Wahrsagerin‘ (vgl. Jónsson 1994: 38). Auch hier kann von Entlehnung keine Rede sein. Der Terminus *Lehnschöpfung* sollte daher aus dem linguistischen Vokabular gestrichen werden und – wo man dennoch auf beschriebene Zusammenhänge zwischen „fremd-“ und „eigensprachlichen“ Lexemen verweisen will – durch den von Coleman vorgeschlagenen Terminus *Lehnwordersatz* ersetzt werden.

Die Terminologie zur Subkategorisierung von Entlehnungen von Haugen (s. Haugen 1953) erscheint der von Betz recht ähnlich und letzterer erkennt die meisten seiner eigenen Kategorien dort wieder (s. Betz 1974: 138f). Eine detaillierte Beschreibung der Terminologie Haugens erscheint daher an dieser Stelle nicht zielführend, vielmehr wollen wir uns darauf beschränken, zur Kenntnis zu nehmen, dass Haugen kein Pendant zu dem soeben kritisierten Terminus *Lehnschöpfung* anbietet. In seiner vergleichenden Darstellung sieht Betz daher keine Entsprechung für seine *Lehnformung*, sondern setzt stattdessen *Lehnbildung* mit Haugens *Creation* gleich, welche in *Literal Creation* und *Approximate Creation* untergliedert ist, die Betz gemäß seiner eigenen Terminologie als *Lehnübersetzung* und *Lehnübertragung* identifiziert (vgl. Betz 1974: 138f). Da er diese aber als Subkategorien der *Lehnformung* beschreibt, fällt *Lehnschöpfung* unter den Tisch, ohne explizit ausgeschlossen zu sein, da es schließlich unter *Lehnbildung* zu finden wäre, die Betz, wie bereits erwähnt, mit Haugens *Creation* identifiziert hat.

An dieser Stelle wollen wir jedoch auf eine tiefer greifende Diskussion terminologischer Fragen verzichten und uns einige der genannten Subkategorien vor dem Hintergrund des Ablaufs lexikalischer Wandel näher betrachten. Angesichts der Zielsetzung dieser Arbeit erscheinen dabei *Lehnübersetzung*, *Lehnübertragung* und *Lehnbedeutung* von besonderem Interesse.

### 2.1.3.1 – Lehnbedeutungen und rezessive Information

Beginnen wir mit Lehnbedeutungen: Betz versteht unter *Lehnbedeutung* die bloße Übernahme einer Bedeutung in einem Entlehnungsprozess (vgl. Betz 1974: 135-138). Voraussetzung hierfür ist eine semantische Schnittmenge, die man folgendermaßen fassen kann (terminologisch angepasst und präzisiert nach Durkin 2014: 162): Einem Ausdruck in der Ausgangssprache und einem Ausdruck in der Zielsprache ist konventionell eine Bedeutung zugeordnet, die bei beiden Ausdrücken sehr ähnlich oder identisch vorhanden ist. Es handelt sich also gewissermaßen um zwei lexikalische Einheiten in unterschiedlichen Einzelsprachen bzw. Strata, die inhaltsseitig mindestens eine Bedeutungsübereinstimmung oder signifikante Bedeutungsähnlichkeit bzw. – allgemeiner formuliert – eine inhaltsseitige Übereinstimmung aufweisen. Ist in der Ausgangssprache mit dem entsprechenden Ausdruck eine zweite Bedeutung verbunden – der Ausdruck wäre somit Teil von zwei lexikalischen Einheiten (mehr wären ebenso denkbar) –, so kann diese zweite Bedeutung analoger Weise auch dem entsprechenden Ausdruck der Zielsprache zugeordnet werden: Der Ausdruck der Zielsprache würde somit ebenfalls Teil einer zweiten lexikalischen Einheit und stünde in beiden lexikalischen Einheiten analog zum entsprechenden Ausdruck der Ausgangssprache (s. dazu wieder auch Durkin 2014: 162). Die in Analogie hinzugewonnene Bedeutung nennt Betz *Lehnbedeutung*.

Dass auch dieser Terminus problematisch ist, zeigt das Beispiel der lexikalischen Einheit dt. *Maus* ‚Computermaus‘. Die Computermaus kam bekanntlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf und fand ihre Verbreitung aus dem englischsprachigen Raum unter anderem in den deutschsprachigen. Im Englischen etablierte sich für dieses technische Gerät die Bezeichnung engl. *mouse* in Form einer metaphorischen Übertragung, einer inhaltsseitigen Innovation: Aufgrund von Parallelen in der äußeren Gestalt ist der Ausdruck engl. *mouse* für ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘ übertragbar. In seinem Filiationsmodell zum lexikalischen Wandel sucht Gévaudan (2007) stets nach dem Vorgänger einer durch Innovation neu entstandenen lexikalischen Einheit. Im Falle der Computermaus, die auch im Französischen als frz. *souris* ‚Computermaus‘ zu frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ erscheint und dabei ebenfalls als von engl. *mouse* beeinflusst angesehen wird, weist Gévaudan darauf hin, dass man von zwei Vorgängern ausgehen muss: So ist frz. *souris* ‚Computermaus‘ etymologisch-morphologisch auf frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ zurückzuführen, aber gleichsam findet sich in engl. *mouse* ‚Computermaus‘ zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ ein paradigmatischer Vorgänger (vgl. Gévaudan 2007: 66).

An dieser Stelle erscheint es hilfreich, sich den Vorgang dieser sogenannten *Bedeutungsentlehnung* vor Augen zu führen: Eine zuvor unbekannte oder zumindest unbenannte Computermaus muss einem oder mehreren Sprechern des Französischen untergekommen sein. Folgt man der These der Bedeutungsentlehnung, so muss dabei auch die engl. Bezeichnung *mouse* für diesen Gegenstand übermittelt worden sein. Weitere Voraussetzung für das Eintreten einer sogenannten Bedeutungsentlehnung wäre dann, dass mindestens ein Sprecher des Französischen über ausreichende Englischkenntnisse verfügt, um zu erkennen, dass engl. *mouse* nicht nur ‚Computermaus‘, sondern auch ‚(tierische) Maus‘ bedeutet – hierauf weist auch Gévaudan hin und spricht von „Transparenz“ der Zusammensetzung der lexikalischen Einheit (vgl. Gévaudan 2007: 66). In einem nächsten Schritt würde dann die Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ als der frz. lexikalischen Einheit *souris* ‚(tierische) Maus‘ innewohnend erkannt und mit dieser in Verbindung gebracht, ehe dem Ausdruck frz. *souris* in Analogie zum engl. *mouse* die Bedeutung ‚Computermaus‘ bedeutungsinnovativ beigefügt wird, wodurch eine neue lexikalische Einheit im Frz. entsteht. Dabei wird sich in dieser konkreten Situation gleichsam auch – ob intendiert oder nicht intendiert, bewusst oder unbewusst – gegen eine Entlehnung der lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚Computermaus‘ ins Französische entschieden.<sup>195</sup> Man könnte also gewissermaßen von einer paradigmatischen Bedeutungsinnovation im Zuge sprachlichen Kontakts sprechen und würde den Sachverhalt wohl treffender beschreiben als mit dem Terminus *Bedeutungsentlehnung* bzw. *Lehnbedeutung* (wobei Ersteres eher den Vorgang, Zweiteres eher das Resultat meint) (s. dazu wiederum Gévaudan 2007: 66f).

Allerdings wird in diesem Zusammenhang ein durchaus wichtiger Sachverhalt weder von Blank noch von Gévaudan, die sich beide mit besagtem Beispiel auseinandersetzen, erwähnt bzw. expliziert (s. Blank 1997: 377 u. Gévaudan 2007: 66f), vielleicht, weil er so trivial ist: Die Übertragung des Ausdrucks frz. *souris* für ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘ erscheint nicht nur paradigmatisch vergleichbar und analog zur Übertragung von engl. *mouse* für ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘, sondern birgt die gleiche Möglichkeit der metaphorischen Bedeutungsinnovation in sich wie im Englischen. Denn auch im Frz. ließe sich der Ausdruck der lexikalischen Einheit frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ metaphorisch auf ‚Computermaus‘ übertragen, da die äußere Ähnlichkeit des technischen Geräts und des Tieres sprachunabhängig ist, also für Französischsprachige ebenso wie für Englischsprachige gleichermaßen erkennbar bleibt (sofern

---

<sup>195</sup> Eine derartige Entlehnung wäre natürlich zusätzlich noch denkbar, womit die lexikalischen Einheiten frz. *souris* ‚Computermaus‘ und frz. \**mouse* ‚Computermaus‘ miteinander in Konkurrenz träten.

sie sowohl für das Gerät als auch das Tier über eine geistige Repräsentation verfügen). Die paradigmatisch analoge Beziehung zwischen Ausdruck und den beiden Inhalten, die ausdrucksseitig zwei lexikalische Einheiten miteinander verbindet, kann demnach im Frz. unabhängig von englischen Einflüssen entstanden sein – im Wechselspiel des Sprachsystems (des Französischen auf Kollektiv- wie auch auf Individualebene) mit seiner Umwelt bestand diese Möglichkeit ebenso wie es für das Englische der Fall war.

Ich möchte dies anhand eines Gedankenspiels verdeutlichen: Bisher scheint – etwa gemäß der in dieser Arbeit diesbezüglich heranzitierten Literatur – für sogenannte *Bedeutungsentlehnung* nach wie vor die Annahme zu gelten, dass die Ausdrucksseite des Vorbilds in der Ausgangssprache zwei lexikalischen Einheiten zugeordnet ist, von denen eine identisch mit einer lexikalischen Einheit in der Zielsprache ist; der entsprechende Ausdruck dieser lexikalischen Einheit der Zielsprache übernimmt dann auch die zweite Bedeutung seines Pendantes in der Ausgangssprache und ist somit ebenfalls Teil zweier lexikalischer Einheiten. Hinsichtlich des Beispiels von frz. *souris* und engl. *mouse* hätte es, wenn diese Regel schon die ganze Wahrheit wäre, aber auch ganz anders kommen können: Den Ausdruck engl. *mouse* ‚Computermaus‘ kann man nicht nur mit der lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ in Verbindung bringen, sondern ebenso mit engl. *mouse* ‚schüchterner Mensch‘ (vgl. lexikografisch Stevenson 2010: 1157) (hierbei ist also von einer ähnlichen metaphorischen Übertragung der Ausdrucksseite von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ auf ‚schüchterner Mensch‘ auszugehen wie es bei der Bedeutung ‚Computermaus‘ der Fall war). Wäre dies im Prozess der sogenannten Bedeutungsentlehnung geschehen, so wäre es – falls auch hierbei ein Vorgang der Bedeutungsentlehnung stattgefunden hätte – nicht zu einer Verknüpfung mit frz. *souris*, sondern vielleicht eher mit frz. *timide* ‚schüchterner Mensch‘ (vgl. lexikografisch Dralle/Wirth 2015: 721) gekommen.<sup>196</sup> Der einleuchtendeste Grund für das Durchsetzen von frz. *souris* für ‚Computermaus‘ scheint daher die Tatsache, dass zwischen frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ eine größere semantische Schnittmenge besteht als zwischen frz. *timide* ‚schüchterner Mensch‘ und ‚Computermaus‘. Die metaphorische Übertragung, die als Grundlage der Bedeutungsinnovation im Englischen (also der Übertragung des Ausdrucks *mouse* ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘) gelten kann, wirkt hier im Französischen offenbar weiter. Eine rein paradigmatische Übertragung auf sprachlicher Ebene, die man gemeinhin *Bedeutungsentlehnung* nennt, kann hier viel, aber keinesfalls alles erklären.

---

<sup>196</sup> Für das Deutsche wäre analog dazu eine Verbindung von ‚Computermaus‘ zum Ausdruck dt. *Mauerblümchen* prinzipiell denkbar gewesen.

Nun ist gerade im Fall von engl. *mouse* ‚Computermaus‘ zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ die Liste mutmaßlicher Bedeutungsentlehnungen lang: Neben frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘, spanisch *ratón* ‚(tierische) Maus‘, portugiesisch *rato* ‚(tierische) Maus‘ und natürlich dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘<sup>197</sup> nahmen etwa auch litauisch *pelė* ‚(tierische) Maus‘, finnisch *hiiri* ‚(tierische) Maus‘ und baskisch *sagu* ‚(tierische) Maus‘ die Bedeutung ‚Computermaus‘ an (s. für das Spanische Galimberti Jarman/Russell 2008: 695, für das Portugiesische Langenscheidt-Redaktion 2001: 520, für das Litauische, das Finnische und das Baskische s. folgende Fußnote:<sup>198</sup>); in all diesen Sprachen ist eine analoge Ambiguität entstanden. Es ist nicht auszuschließen, dass in diesen Sprachen eine metaphorische Bedeutungsinnovation unabhängig voneinander zugrunde liegt, allerdings erscheint dies angesichts der Häufigkeit des Auftretens unwahrscheinlich (denn die Ähnlichkeit einer tierischen Maus mit einer Computermaus ist durchaus abstrakter Natur). Dass die ausdrucksseitige Verbindung von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ mit engl. *mouse* ‚Computermaus‘ in diesen Sprachen Einfluss auf die Bezeichnung für ‚Computermaus‘ ausübte, scheint also alles andere als unglaublich. Möglich ist dieses Wirken jedoch vor allem dadurch, dass die metaphorische Übertragung, die im Englischen erfolgt ist, in all diesen Sprachen ebenso möglich und somit nachvollziehbar ist. Doch welche Konsequenzen sind aus dieser Erkenntnis zu ziehen? Und welche Rolle spielt die Transparenz des ausdrucksseitigen Zusammenhangs der beiden lexikalischen Einheiten zu engl. *mouse*, die Gévaudan als zentral ansieht (vgl. Gévaudan 2007: 66), in diesem Zusammenhang?

Zunächst sollte man sich vergegenwärtigen, dass sogenannte Lehnbedeutungen nur schwerlich zweifelsfrei ausfindig zu machen sind (s. dazu etwa Durkin

---

<sup>197</sup> Hinsichtlich des Deutschen ist eine zweifelsfreie Einschätzung der Bedeutungsinnovation ‚Computermaus‘ zum Ausdruck dt. *Maus* nicht möglich: Neben der sogenannten Bedeutungsentlehnung wäre auch eine Entlehnung der gesamten lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚Computermaus‘ denkbar, die aufgrund beinahe vollständiger lautlicher Identität mit dt. *Maus* phonetisch kaum erkennbar wäre und orthographisch der deutschen Schriftsprache angeglichen sein könnte (also ‚Maus‘ statt ‚mouse‘ oder ‚Mouse‘).

<sup>198</sup> Für das Litauische, das Finnische und das Baskische waren gedruckte bilinguale Wörterbücher während der Erstellung dieser Arbeit nur in veralteter Form, d.h. ohne Berücksichtigung von Termini der Computertechnik oder mit fehlender erkennbarer Ausdifferenzierung zwischen einem zoologischen und einem informatischen Wortgebrauch von Bezeichnungen für ‚Maus‘, rechtzeitig aufreibbar; es sei daher auf entsprechende online-Angebote verwiesen: für das Baskische etwa <http://www1.euskadi.net/morris/dictionary.htm> unter Verwendung des Suchbegriffs (baskisch) „sagu“ (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 11:39 MEZ), für das Litauische <https://en.wiktionary.org/wiki/pel%C4%97> (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 11:54 MEZ) und für das Finnische <https://en.wiktionary.org/wiki/hiiri> (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 11:51 MEZ).

2014: 162f). So ist etwa nhd. *taufen* auf protogermanisch \**daupjan-* (belegt in gotisch *daupjan* ‚(ein)tauchen, taufen‘ (vgl. Köbler 1989: 114)) zurückzuführen, welches ursprünglich in der Bedeutung ‚(ein)tauchen‘ angenommen werden kann (vgl. Kluge 2011: 909 u. Kroonen 2013: 91). Im Althochdeutschen erscheint es als ahd. *toufen* unter anderem bereits in der Bedeutung ‚taufen‘ (vgl. John Wells 1990: 630), was bedeutet, dass in ahd. Zeit oder davor eine Bedeutungsinnovation stattgefunden haben muss, die dem Ausdruck *toufen* neben ‚(ein)tauchen [u.Ä.]‘ noch die Bedeutung ‚taufen‘ beifügte. Dies kann in Anlehnung an den Zusammenhang von griechisch *baptizein* ‚taufen‘ und griechisch *báptein* ‚untertauchen‘ geschehen sein (vgl. Kluge 2011: 909), aber diese Sichtweise kommt der Wahrheit nicht zwangsläufig am nächsten. Wenn man annimmt, dass ahd. *toufen* zunächst nur als ‚eintauchen‘ in einer Übersetzung mythologischer Texte abrahamitischer Kulte (wie vor allem wohl einer christlichen Taufgeschichten aus den sogenannten „Evangelien“) verwendet wurde, spricht nichts gegen die Annahme, dass die Bedeutung ‚taufen‘ wie sie in der Terminologie christlicher Mythologie verwendet wird und etwa auf die Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen verweist, für ahd. *toufen* aus dem Kontext erschließbar war. In diesem Falle käme es ohne jegliche Form der Bedeutungsentlehnung und der direkten Beeinflussung durch eine andere Einzelsprache zu besagter Bedeutungsinnovation.

Vergleichbares lässt sich für viele sogenannte Lehnbedeutungen beobachten, so etwa für altenglisch *þrōwung* ‚Leid, Leiden‘, dem nachgesagt wird, dass es die Bedeutung ‚Passion (Christi)‘ vom lateinischen Vorbild *passiō* ‚Leid, Leiden; Passion (Christi)‘ übernommen habe – auch hier könnte die Bedeutungsinnovation schlicht aus dem Kontext der altenglischen Verwendung von *þrōwung* erschlossen worden sein und sich davon ausgehend lexikalisiert haben (vgl. Durkin 2014: 162f). Derartiges kann überdies „Lehnbedeutungen“ erklären, die auf einer deutlich geringeren semantischen Schnittmenge beruhen als es etwa bei frz. *souris* und engl. *mouse* der Fall ist, wo sich beide Ausdrücke als lexikalische Einheiten mit der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ fassen ließen, ehe es zur Bedeutungsentlehnung hinsichtlich der Bedeutung ‚Computermaus‘ kam. So weist beispielsweise Durkin darauf hin, dass etwa altengl. *cnihht* ‚Kind, Diener‘ die Bedeutung ‚Jünger (Jesu)‘ von lat. *discipulus* ‚Schüler; Jünger (Jesu)‘ übernommen haben soll, und vermutet, dass es sich zunächst mangels einer geeigneteren lexikalischen Einheit um eine Übersetzung von lat. *discipulus* ‚Schüler; Jünger (Jesu)‘ durch altengl. *cnihht* ‚Kind, Diener‘ handelte, in deren Folge die Bedeutung ‚Jünger (Jesu)‘ aus dem Kontext erschlossen und schließlich für altengl. *cnihht* lexikalisiert werden konnte – und zwar wiederum ohne direkte Beeinflussung durch die vermeintliche Ausgangssprache Latein (vgl. Durkin 2014: 163).

Die Beispiele um engl. *mouse*, ahd. *toufen* und altengl. *cniht* zeigen deutlich, dass sogenannte Bedeutungsentlehnung, die man in einer Zielsprache zu beobachten glaubt, nicht auf bloße paradigmatische Analogie zu vergleichbaren sprachlichen Elementen einer Ausgangssprache reduziert werden können. Es gehört offensichtlich mehr dazu. Doch was ist dieses „Mehr“?

Im Fall der Beispiele um engl. *mouse* muss das „Mehr“ in der Möglichkeit der metaphorischen Übertragung zwischen Ausdrücken für ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ liegen, die durch eine äußerliche Ähnlichkeit der beiden unterschiedlichen Referenzobjekte in der Welt begründet ist. Diese Ähnlichkeit, die als semantische Schnittmenge die Grundlage für das Gelingen der Metaphorik bildet, ist unverkennbar außersprachlicher Natur.<sup>199</sup> Dass eine Sprache den in ihr konventionell der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ zugeordneten Ausdruck auch der Bedeutung ‚Computermaus‘ konventionell zuordnen kann, ist erstens auf besagte außersprachliche Ähnlichkeit, die innersprachlich (d.h. hier konkret: innersprachlich) die metaphorische Übertragung ermöglicht, zurückzuführen und zweitens auf die Tatsache, dass ‚(tierische) Maus‘ bereits zuvor überhaupt konventionell mit einem sprachlichen Ausdruck verbunden war. Die Rolle, die im Rahmen einer sogenannten Bedeutungsentlehnung das Englische mit dem Vorbild engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ gespielt haben kann, reduziert sich demnach in erheblicher Weise: Das Englische tritt nicht als belehrend auf, sondern ist prinzipiell für Vorgang und Gelingen der metaphorischen Bedeutungsinnovation nicht zwingend vonnöten, denn jede Sprache, die eine Bezeichnung für ‚Computermaus‘ „sucht“ und bereits eine Bezeichnung für ‚(tierische) Maus‘ lexikalisiert hat, verfügt über die notwendigen Grundlagen, eine zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ paradigmatische Analogie aus sich selbst heraus zu kreieren.<sup>200</sup> Stützig machen kann dabei höchstens die Tatsache, dass die Computermaus im englischsprachigen Raum entwickelt wurde und dass uns besagte paradigmatische Analogien gehäuft, d.h. in vielen unterschiedlichen und mitunter nicht nachweislich verwandten Einzelsprachen begegnet. Und tatsächlich erscheinen diese beiden Einwände berechtigt und ge-

---

<sup>199</sup> Es sei hierbei auf die in der Einleitung erfolgten Ausführungen zu Metaphern und die dabei heranzitierte Literatur verwiesen.

<sup>200</sup> Da das Lexikon einer Einzelsprache ein Lexikon der Kollektivebene ist und als solches abhängig von den Mentalen Lexika der Individuen, die dem jeweiligen Kollektiv angehören, kann diese Aussage folgendermaßen präzisiert werden: Jedes Individuum, das eine Bezeichnung für ‚Computermaus‘ „sucht“ und in seinem Mentalen Lexikon bereits über eine Bezeichnung für ‚(tierische) Maus‘ verfügt, besitzt die notwendigen Grundlagen, eine zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ paradigmatische Analogie aus sich selbst heraus hervorzubringen.



wichtig; an der Feststellung, dass das Englische aber prinzipiell für besagte Innovation nicht zwangsläufig als beeinflussender Faktor nötig ist, ändert dies jedoch nichts. „Prinzipiell nicht nötig“ bedeutet aber auch nicht, dass das Englische hinsichtlich der in so vielen Sprachen paradigmatisch analog erfolgten Innovation tatsächlich einflusslos war.

Eine zweifelsfreie Klärung des Sachverhaltes werden wir vielleicht nie erreichen, allerdings möchte ich folgende Interpretation vorschlagen: Bei paradigmatisch analogen Bedeutungsinnovationen zu engl. *mouse* ‚Computermaus‘, welches in metaphorischer Übertragung zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ entstanden ist, handelt es sich um ein Phänomen, das in der Natur der Sache verankert liegt, also in außersprachlicher Ähnlichkeit der Referenzobjekte und der Tatsache, dass eines der beiden Referenzobjekte – hierbei ist im Allgemeinen wohl von der ‚(tierischen) Maus‘ auszugehen – bereits vor Zustandekommen der Innovation in der Einzelsprache, die die paradigmatische Analogie zu engl. *mouse* aufweist, lexikalisiert war. Das Englische tritt in diesem Zusammenhang nicht belehnend, sondern bestenfalls initiiierend als Beeinflusser von entsprechenden Wahrscheinlichkeitsverteilungen auf: Das englische Paradigma von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ kann gewissermaßen die Innovation in anderen Sprachen auslösen, weil es die Wahrscheinlichkeit, dass ein entsprechendes Paradigma phänotypisiert wird, deutlich zu erhöhen vermag. Hierfür muss der Zusammenhang von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ und engl. *mouse* ‚Computermaus‘ transparent sein, also mindestens für die Person oder die Personen, die die Innovation als Kreativleistung hervorbringen, erkenn- und nachvollziehbar sein (hierbei folge ich also Gévaudan 2007: 66). Die Innovation an sich ist dabei aber unabhängig von den Verhältnissen innerhalb der engl. Sprache als Entwicklungsmöglichkeit bereits vorher vorhanden gewesen; man könnte sagen: diese Entwicklungsmöglichkeit ist schon vor dem Eintreten der entsprechenden Entwicklung nicht wahrnehmbar gespeichert – die Information, die diese Entwicklungsmöglichkeit in sich birgt, ist also rezessiv vorhanden, ehe sie sich in der jeweiligen Sprache wahrnehmen lässt, d.h. „phänotypisch“ wird. Sprachkontakt mit dem Engl. kann sich hierbei positiv auf die entsprechende Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dieser Phänotypisierungsmöglichkeit auswirken. Doch wo genau ist diese Information nun gespeichert?

Auf der Suche nach dem Speicherort ist – gemäß dem, was wir uns bereits erarbeitet haben, sowie der dabei heranzitierten Literatur – also Folgendes zu berücksichtigen:

- 1.) Grundsätzlich verfügt der Mensch zur Erweiterung bzw. (genauer) Veränderung seines Mentalen Lexikons über die Fähigkeit der metaphorischen

## 2 – Die Theorie rezessiver Information in Sprache und die Speicherung

Übertragung bei vorhandener Ähnlichkeit zwischen zwei möglichen Referenzobjekten sprachlicher Zeichen.

- 2.) Das (kollektive) Lexikon einer Einzelsprache ist ein Zusammenschluss der Mentalen Lexika der Angehörigen der entsprechenden Sprachgemeinschaft, genauer: es ist das Ergebnis zahlreicher Synchronisierungsprozesse (gemäß dem Synchronisierungsmodell nach Herrgen/Schmidt 2011).
- 3.) Lexikalisierungs- und Konventionalisierungsprozesse nehmen ihren Anfang bei einem Individuum (oder mehreren (im Innovationsprozess möglicherweise unabhängig voneinander befindlichen) Individuen) und breiten sich aus, indem die neue lexikalische Einheit Eingang in eine relevante Zahl von Mentalen Lexika der jeweiligen Sprachgemeinschaft findet.
- 4.) Es existiert ein Ähnlichkeitsverhältnis zwischen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ im außersprachlichen Bereich.
- 5.) Eine der beiden Entitäten ist in der Einzelsprache der zu untersuchenden Sprachgemeinschaft (konventionell) lexikalisiert, d.h. ihr ist ein Ausdruck zugeordnet, der (innersprachlich) auf sie referiert.
- 6.) Es gibt ein fremdsprachliches paradigmatisches Vorbild, das die metaphorische Übertragung und somit die ausdrucksseitige Verbindung von ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ bereits vollzogen und lexikalisiert hat. Dieses Vorbild ist – aufgrund von Sprachkontakt – der Sprachgemeinschaft oder zumindest einzelnen Angehörigen der Sprachgemeinschaft der Untersuchungssprache bekannt und transparent.

Wir haben es insgesamt also mit einem vielschichten Phänomen zu tun, das Individual- und Kollektivebene, Inner- und Außersprachliches, Inner- und Außer-einzelsprachliches (im Hinblick auf die jeweilige Untersuchungssprache) sowie Mechanismen und Organisation des Mentalen Lexikons miteinander verbindet. Betrachten wir die sechs Punkte noch einmal näher, so können wir Folgendes feststellen:

Punkt 2 und 3 können im Sinne unserer Fragestellung ignoriert werden, da sie zwar auf die Verbreitung und Lexikalisierung bzw. Konventionalisierung der Innovation abzielen, den Innovationsprozess selbst aber bereits zur Voraussetzung haben. Somit können sie auch keine Hinweise auf den Speicherort rezessiver Information liefern.

Punkt 1 beschreibt einen Mechanismus und hebt auf die Organisationsstrukturen des Mentalen Lexikons ab. Diese stehen daher offenbar in Verbindung mit dem Speicherort rezessiver Information, scheinen aber nicht mehr als die Voraussetzung für den Innovationsprozess zu sein, da sie die dafür benötigten kognitiven Werkzeuge bereitlegen.

Punkt 4 hingegen wirkt durchaus, als verweise er auf einen – wenn auch abstrakt anmutenden – Speicherort. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Entitäten ist außersprachlich begründet, lässt aber, wenn die Voraussetzung aus Punkt 5 erfüllt ist, aufgrund der in Punkt 1 beschriebenen Sachverhalte ein Wirken in den sprachlichen Bereich hinein zu. Wie aber lässt sich eine Ähnlichkeitsbeziehung als Informationsspeicher beschreiben?

Dazu sollten wir uns zunächst die Frage stellen, was „Ähnlichkeit“ hier überhaupt bedeutet. Es geht, wie bereits erwähnt wurde, um eine Ähnlichkeit der äußeren Gestalt zwischen einer Computermouse und einer tierischen Maus. Wohl niemand würde auf die Idee kommen, zu behaupten, dass diese Ähnlichkeit selbst Ausgangspunkt für die Gestalt der beiden Entitäten war oder ist; die Ähnlichkeit ist vielmehr ein Ergebnis. Für die tierische Maus kann die (biologische) Evolution als Prozess angenommen werden, der deren äußere Gestalt hervorgebracht hat.<sup>201</sup> Diese äußere Gestalt – die als Phänotyp zu bezeichnen ist – liegt wiederum weitgehend, wenn auch nicht ausschließlich,<sup>202</sup> im Genotyp verwurzelt, d.h. die äußere Gestalt der Maus ist auf genetisch gespeicherte Informatio-

---

<sup>201</sup> Es sei hierbei eine exkurshafte Anmerkung gestattet: Wer kulturwissenschaftlich oder speziell an Bildender Kunst interessiert ist, mag sich angesichts obiger Aussage, die hier angemerkt wird, an die Plastik-Definition von Joseph Beuys erinnern fühlen, der jeglichen gestalterischen, ja jeglichen Entwicklungsprozess als Kunst bzw. als „plastisch“ begriff (vgl. Lorenz 1989: 17). Dabei rückt Beuys (im biologischen Sinne) evolutionäre und durch den Menschen erfolgende Gestaltungsprozesse eng zusammen, was für uns dahingehend von Interesse ist, als es eine Integration oder Beiordnung menschlicher Gestaltung in bzw. neben die biologische Evolution bedeutet, wie sie von naturwissenschaftlicher Seite Dawkins mittels seiner Vorstellung vom erweiterten Phänotyp (s. Dawkins 1999) ebenfalls vollzieht. Wir werden an späterer Stelle noch sehen, dass eine auf systemtheoretischen Grundlagen fußende Annahme bedeutsamer Schnittmengen zwischen Systemen wie menschlichen Organismen, Mentalen Lexika und Sprache sowie dabei auch zwischen Prozessen wie biologischer Evolution, menschlicher Sprachgeschichte und physikalischer Entwicklungen geeignet ist, die engen Verflechtungen menschlicher Sprache und Existenz mit Umweltentwicklungen herauszuarbeiten; allerdings ist dabei stets terminologische Sorgfalt zu wahren, um die Zusammenhänge nicht zu verwirren (dabei wird sich diese Arbeit beispielsweise gegen die Behauptung, Sprache sei als Organismus zu betrachten, positionieren (s. Kapitel 6)).

<sup>202</sup> Man denke etwa an die vom Genotyp unabhängige Möglichkeit des Verlusts einer Gliedmaße im Laufe des Lebens eines *Homo sapiens* (vgl. dazu ferner wieder den in der Einleitung erwähnten biologischen Terminus *Modifikation* (s. dazu etwa Sauermost 2002b: 301)).

nen zurückzuführen.<sup>203</sup> Die äußere Gestalt der Computermaus kann ebenso beurteilt werden, nur dass es dabei keine biologischen Gene gibt, die die Gestalt definieren. Vielmehr muss die Information, die die Gestalt der Computermaus ausmacht, als im Material und der Art, wie es bearbeitet und zusammengefügt wurde, gespeichert betrachtet werden. Anders als die tierische Maus ist die Computermaus von Menschen erdacht und von Menschen oder Maschinen gestaltet. Dennoch spricht nichts dagegen, die Gestalt der Computermaus als etwas zu beschreiben, das aufgrund von Informationen, die in ihm gespeichert sind, so besteht, wie es besteht. Diese Information mag man physikalisch in der Struktur aller Teilchen, aus denen eine Computermaus besteht, und wie diese zusammenwirken, sehen. Fakt ist, dass wir Menschen diese Information – zumindest in Teilen – sinnlich wahrnehmen können: Wir können die äußere Gestalt einer Computermaus etwa sehen oder erfühlen.

---

<sup>203</sup> Natürlich bestimmt der Genotyp mehr als die äußere Gestalt eines Lebewesens, so etwa auch das Verhalten. Wir wollen uns hier aber auf den für diese Arbeit relevanten Parameter der äußeren Gestalt beschränken. Erwähnt werden sollte hierbei, dass wir die tierische Maus prototypisch betrachten, d.h. wir differenzieren nicht zwischen verschiedenen Arten wie etwa *Mus musculus* (Hausmaus) oder *Mus spicilegus* (Ährenmaus) oder gar Individuen; genauso wenig gibt es Grund die lexikalische Einheit *Maus* ‚(tierische) Maus‘ nur auf die Gattung *Mus* (Mäuse) oder die Überfamilie *Muroidea* (Mäuseartige) zu beschränken, vielmehr können wir bedenkenlos verschiedene Formen von Kleinnagern als vom Ausdruck dt. *Maus* als erfasst betrachten (zumindest sofern wir davon ausgehen, dass die Mehrheit der Angehörigen der Sprachgemeinschaft des Deutschen nicht über entsprechend umfassende zoologische Kenntnisse verfügt, die diesen Angehörigen dt. *Maus* nur eingeschränkt auf bestimmte Arten anwendbar machen). Eine Differenzierung wäre hierbei sicher möglich, aber nicht zielführend. Entscheidend ist, dass unabhängig davon, welche Spezies wir unter dt. *Maus* verstehen wollen, für jedes Tier gilt, dass genetische Information (gemeinsam mit Umwelteinflüssen) den Phänotyp bestimmt. Doch auch hier legen wir eine prototypische Betrachtungsweise an, denn natürlich ist von insbesondere aufgrund von Modifikationen (s. Sauermost 2002b: 301) bestehenden individuellen Abweichungen auszugehen: Eine bestimmte Maus kann etwa durch Gendefekt ohne Schwanz geboren werden oder durch Unfall im Laufe ihres Lebens ihren Schwanz oder ein Bein verloren haben. Wir bleiben in unseren Betrachtungen aber auf der Kollektivebene, wo wir Prototypen ermitteln. In diesem Sinne arbeiten die Naturwissenschaften Biologie und Linguistik immer zu einem gewissen Grade willkürlich: In der Linguistik zeigt sich die Willkür beim Verlassen der Individualebene etwa dort, wo wir von einer Lexikalisierungsschwelle auf der Kollektivebene sprechen; in der Biologie sind Festlegungen von Gattungsmerkmalen ebenso in Teilen willkürlich; in beiden Fällen werden bestimmte Individuen notwendigerweise ignoriert bzw. ausgeblendet. Es handelt sich dabei um Vereinfachungsprozesse, die ob der Tatsache, dass keine Wissenschaft alle für sie relevanten Einzelfälle beschreiben kann, unabdingbar sind.

In diesem Sinne verhält es sich mit den Informationen zur äußeren Gestalt bei einer tierischen Maus und einer Computermaus, aber auch denkbarerweise bei einem Stein gleichermaßen: Entscheidend sind zuletzt physikalische Eigenschaften und wie wir als Menschen sie wahrzunehmen in der Lage sind. Der diesbezügliche Unterschied zwischen tierischer Maus und Computermaus besteht letztlich vor allem darin, dass die tierische Maus als Lebewesen keine Beeinflussung durch den Mensch oder dessen Maschinen benötigt, um ihre Gestalt anzunehmen; aber natürlich ist es auch bei der tierischen Maus nicht allein mit genetischer Information getan, entscheidend ist auch die Umwelt: Findet das Muttertier genug Nahrung, um den Nachwuchs überlebensfähig zu säugen? Oder wird die Mutter gar nach der Befruchtung getötet, so wäre die genetische Information, die das Ungeborene zur äußeren Gestalt einer prototypischen Maus bringen könnte, zwar vorhanden gewesen, hätte aber ihre „Wirkung“ nie entfalten können. Auch Temperatur spielt eine Rolle: Eine gerade Geborene Maus wird sich trotz ihrer intakten genetischen Informationen nicht zu einer erwachsenen Maus samt deren prototypischen Gestalt entwickeln, wenn man sie in einer Umgebung mit einer Temperatur von beispielsweise 100°C gibt. Sowohl die Computermaus als auch die tierische Maus – und natürlich auch der Mensch – sind auf geeignete Umweltfaktoren angewiesen, um ihre Form anzunehmen und zu erhalten (es sei auch an die Möglichkeit der Modifikation des Phänotyps erinnert, die in der Einleitung Erwähnung fand), die uns jeweils vertraut ist. Entscheidend ist letztlich das Ergebnis: Die tatsächliche, für uns wahrnehmbare äußere Gestalt, die in der jeweiligen Entität physikalisch (als Information) gespeichert ist.

Kommen wir nun zurück zu der Frage, was die Ähnlichkeit in der äußeren Gestalt der beiden Entitäten bedeutet. Wenn wir der gerade erfolgten Argumentation folgen, so können wir nun feststellen, dass beide Entitäten in ihrer jeweiligen Gestalt Informationen tragen, die diese jeweilige Gestalt determiniert. Die Ähnlichkeit ist demnach eine gemeinsame Schnittmenge dieser Informationen. Die Schnittmenge kann etwa auf Parallelen in der Form oder der Färbung beruhen, die von einem Rezipienten – d.h. hier konkret: einem menschlichen Rezipienten, der Teil einer Sprachgemeinschaft ist – auch als Parallelen wahrgenommen werden können. Man könnte hier in Anlehnung an die Komponentialsemantik (s. dazu einführend etwa Linke et al. 2004: 163-166) beispielsweise Merkmale wie KLEIN (vermutlich ergänzt um räumlich-relationale Vorstellungen wie der, dass es – die tierische Maus und die Computermaus – gut in eine menschliche Hand passt), (für Menschen wahrnehmbar) DREIDIMENSIONAL oder ÜBERSCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGENDE (bei einer tierischen Maus

also der Schwanz, bei einer Computermaus das Verbindungskabel<sup>204</sup>) als Beschreibung der außersprachlichen Informationen heranziehen, auch typische Proportionen sind davon erfasst. Die Informationsschnittmenge selbst ist ebenfalls eine (zusammengesetzte, neue) Information. Diese Information wiederum bildet den außersprachlichen Teil der rezessiv gespeicherten Informationen, die innersprachlich die metaphorische Verknüpfung der Bedeutungen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ und schließlich auch die paradigmatische Analogie zu engl. *mouse* in anderen Sprachen als dem Englischen ermöglichen.

Das Vorhandensein eines sprachlichen Ausdrucks in der Einzelsprache der zu untersuchenden Sprachgemeinschaft, der konventionell auf eine der beiden Entitäten verweist (vgl. Punkt 4), schlägt die Brücke zwischen außer- und innersprachlichem Bereich. Es handelt sich bei der diesbezüglichen lexikalischen Einheit um im Mentalen Lexikon gespeicherte Informationen, die auf außersprachlichen Informationen fußen und auf diese referieren, also die Verbindung zwischen inner- und außersprachlichem Bereich wechselseitig gestalten. Der Vorgang metaphorischer Übertragung als Form lexikalischer Innovation in unserem Beispiel ist möglich, weil im Mentalen Lexikon eines Individuums bei der Speicherung einer lexikalischen Einheit wie dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ zusätzliche Informationen eingespeist werden, die man linguistisch wiederum als *Merkmale* bezeichnen würde (vgl. dazu etwa Linke et al. 2004: 163-166). So könnte man für die tierische Maus Merkmale wie KLEIN, (für Menschen wahrnehmbar) DREIDIMENSIONAL, NICHT-KANTIG, FELLIG, WEICH oder ÜBER SCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGEND annehmen. Anhand der jeweiligen Merkmalsliste können tierische Mäuse im Allgemeinen erkannt und mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung gebracht werden; dafür muss die Schnittmenge der Merkmale nicht 100% betragen, sondern nur ausreichend groß sein: So ist es denkbar, dass jemand bei der Speicherung der lexikalischen Einheit dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ das Merkmal GRAU in sein Mentales Lexikon einspeist, aber später dennoch auch eine ihm begegnende Maus mit brauner Fellfärbung mit dem Ausdruck *Maus* in Verbindung bringt.

Ebenso darf man sich natürlich den Vorgang metaphorischer Übertragung vorstellen:<sup>205</sup> Nimmt ein der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen angehörendes Individuum, das besagte Merkmale zu dt. *Maus* im Mentalen Lexikon

---

<sup>204</sup> In einer Zeit, in der im technischen Bereich meist auf Funkmäuse zurückgegriffen wird, sei daran erinnert, dass hinsichtlich der ersten Jahre nach der Erfindung der Computermaus ein Verbindungskabel bekanntlich als obligatorisch für das Gerät gelten muss.

<sup>205</sup> Im Folgenden werde ich eine Interpretation von Metaphernverstehen bzw. Metaphernentwicklung detailliert darstellen, die insbesondere in psycholinguistischen

gespeichert hat, eine Computermaus wahr, so wird es die Merkmale dieses Gegenstandes wahrnehmen, die etwa KLEIN, DREIDIMENSIONAL, ELEKTRISCH BETRIEBEN, ÜBER SCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGEND oder MIT TASTEN VERSEHEN sein können und anschließend „feststellen“, dass beispielsweise hinsichtlich der Merkmale KLEIN, DREIDIMENSIONAL und ÜBER SCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGEND eine Deckungsgleichheit mit den Merkmalen besteht, die das Individuum mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung gesetzt hat. Ist ein relevanter Anteil von Merkmalen deckungsgleich, besteht für die Möglichkeit, dass eine Computermaus mit dem Ausdruck dt. *Maus* verbunden und als lexikalische Einheit in das Mentale Lexikon des Individuums eingespeist wird, eine relativ hohe Wahrscheinlichkeit.<sup>206</sup> Das bedeutet aber

---

und semantischen Ansätzen bereits oft angenommen wurde, nämlich die, dass metaphorische Übertragung auf Merkmalsvergleich beruht (s. dazu etwa Schwarz 2008: 69). Allerdings beschränke ich mich angesichts unseres Beispiels natürlich auf metaphorische Übertragung im Zusammenhang mit lexikalischer Innovation, die zur Ausformung einer neuen lexikalischen Einheit führt. Selbstverständlich ist dies nicht vollständig auf metaphorische Zuschreibungen anzuwenden, wie sie Schwarz etwa in ihrem Beispielsatz „Der Junge ist ein Granitblock“ formuliert, in dem sie „dem Jungen“ Eigenschaften bzw. Merkmale des „Granitblocks“ zuschreibt (vgl. Schwarz 2008: 68-71). Ihre Einwände gegen den Ansatz des Merkmalsvergleichs oder -transfers als Erklärung der Metaphorik (vgl. Schwarz 2008: 69) sind in dem Zusammenhang, den sie diskutiert, sicher berechtigt. Die Forschung zu Metaphern hat gezeigt, dass es gute Gründe gibt, Metaphorik als etwas zu begreifen, was hinsichtlich Merkmalen in zwei Richtungen wirken kann: Einerseits kann eine metaphorische Übertragung einen Merkmalstransfer bewirken (so erhält im erwähnten Beispiel von Schwarz (2008) der *Junge* Merkmale des *Granitblocks* zugeschrieben), andererseits scheinen Merkmalsparallelen eine metaphorische Übertragung erst zu ermöglichen (wie das Beispiel um die Bedeutungen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ zeigt). Letzteres mag damit zusammenhängen, dass „Metaphern [...] begünstigt [werden] durch den Umstand, daß die Anwendung eines Begriffs nicht erfordert, daß seine sämtlichen Merkmale erfüllt sein müssen“ (Rolf 2005: 275 (in Anlehnung an die Arbeit von Sperber/Wilson 1986)). Genau dieser Umstand wird in den hiesigen Ausführungen um engl. *mouse* und dessen vermeintliche Wirkung in andere Einzelsprachen hinein deutlich werden.

<sup>206</sup> Was genau in diesem Zusammenhang unter einem relevanten Anteil verstanden werden kann, lässt sich wohl nicht definitiv sagen. Es ist anzunehmen, dass dies sehr unterschiedlich ausfallen kann, zumal wohl nicht jedes Merkmal gleichgewichtet ist. Die meisten Menschen haben für tierische Mäuse sicher Fellfärbungen wie GRAU, BRAUN, WEISS oder SCHWARZ als Merkmale gespeichert, dennoch hätte man vermutlich kein Problem eine Maus mit blau gefärbtem Fell als Maus zu identifizieren und mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung zu setzen, mag man die Fellfärbung auch als höchst ungewöhnlich interpretieren. Hingegen ist zu erwarten, dass eine Maus, die statt eines Fells Federn trägt schwerer sprachlich als Maus zu identifizieren wäre (obgleich ein Gelingen der Identifikation als Maus auch hier sicher nicht per se ausgeschlossen werden kann).

auch, dass die außersprachliche Ähnlichkeit zwischen tierischer Maus und Computermaus nur sekundär für die Möglichkeit einer erfolgreichen metaphorischen Übertragung vonnöten ist. Entscheidend sind nicht außersprachliche Zusammenhänge, sondern innersprachliche, nämlich dass im Mentalen Lexikon des Individuums, das die lexikalische Innovation vollziehen kann, für einen Ausdruck (hier: dt. *Maus*) inhaltsseitig Merkmale (hier: Merkmale einer tierischen Maus) gespeichert sind, die bei Wahrnehmung des neuen Objekts (hier: Computermaus) eine ausreichende Schnittmenge mit der Gesamtheit der Merkmale des neuen Objekts, die wahrgenommen werden, erkennen lassen.

Natürlich muss es als unwahrscheinlich gelten, dass die Merkmale der tierischen Maus, die zum Ausdruck dt. *Maus* inhaltsseitig eingespeist wurden, unabhängig von außersprachlicher Realität waren. Aber zumindest theoretisch könnte sich die außersprachliche Realität ändern. Nehmen wir in einem Gedankenspiel an, von einem Tag auf den anderen hätten alle tierischen Mäuse der Welt kein Fell mehr, so wäre das Merkmal FELLIG damit nicht automatisch aus dem Mentalen Lexikon der Menschen für die lexikalische Einheit *Maus* ‚(tierische) Maus‘ verschwunden (aber natürlich könnte eine Änderung des Eintrags im Mentalen Lexikon nachträglich erfolgen). Dieses Gedankenspiel macht deutlich, dass das Mentale Lexikon zwar nicht gänzlich unabhängig von außersprachlichen Realität ist, dass es aber sehr wohl zu Divergenzen zwischen dem gespeicherten Wissen und der Realität kommen kann. Doch allein die Informationen, über die das Mentale Lexikon verfügt, können für Prozesse wie metaphorischer Übertragung herangezogen werden (s. hinsichtlich derartiger Merkmalsanalysen im Zusammenhang mit Metaphern etwa die bereits heranzitierten Fricke 2000: 571f, Jeßing/Köhnen 2012: 228, Linke et al. 2004: 163-166, Lipka 1995, Schmid 1993: 86 u. Schwarz 2008: 68-71).

Die Informationen, die die Möglichkeit der metaphorischen Übertragung eines Ausdrucks für tierische Maus auf Computermaus – oder denkbarerweise auch umgekehrt – in sich bergen, lassen sich also zusammenfassend auf eine einfache Formel bringen: Es ist die Gesamtheit an Merkmalen, die inhaltsseitig einem sprachlichen Ausdruck im Mentalen Lexikon eines Individuums zugeordnet ist – entscheidend sind also die Relationen, die zwischen entsprechenden sprachlichen Elementen (wie z.B. Merkmalen) bestehen. Dieses inhaltsseitige „Informationspaket“ umfasst eine Vielzahl denkbarer metaphorischer Übertragungsmöglichkeiten, für deren Eintreten die Wahrnehmung einer Entität, die einen relevanten Anteil an Informationen dieses Pakets teilt, die Voraussetzung ist. D.h., dass in dem Moment, in dem eine Computermaus vom Träger eines über ein „Informationspaket“ zur tierischen Maus verfügenden Mentalen Lexikons wahrgenommen und hinsichtlich Merkmalen analysiert wird, die metaphorische



Übertragung des Ausdrucks für ‚(tierische) Maus‘ auf die Computermaus möglich und zu einem gewissem Maße wahrscheinlich ist. Die rezessiv gespeicherte Information entspricht in diesem Fall der Bedeutung ‚Computermaus‘ für den Ausdruck dt. *Maus*, der bisher nur ‚(tierische) Maus‘ bedeutet hat, zuzüglich der in der Umwelt wahrnehmbaren Information eines Objekts, das die entsprechende metaphorische Übertragung auf sich zulässt – oder anders formuliert: Die Bedeutung ‚Computermaus‘ ist einem beliebigen Ausdruck, dem die (aus Merkmalen zusammengesetzte oder auf eine Merkmalsmenge referierende) Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ zugeordnet ist, rezessiv als zusätzliche Bedeutung anhänglich, was merkmalssemantisch und aufgrund der Möglichkeit metaphorischer Übertragungen bei Vorhandensein eines zur Referenz geeigneten Übertragungsobjekts in der Welt zu begründen ist. Sie ist also in der Schnittmenge der Merkmale und den entsprechenden Relationen sprachlicher Elemente verankert bzw. gespeichert – die Schnittmenge gespeicherter Merkmale bzw. der Ort, wo diese gespeichert sind, entspricht demzufolge auch einem „Speicherort“ rezessiver Informationen; die Relationen im Sprachsystem auf Individualebene können einen solchen Speicherort bergen. Die rezessiven Informationen können die Wahrscheinlichkeit, zu einer „phänotypischen“ Ausformung zu gelangen, signifikant erhöhen, sobald besagte metaphorische Übertragung des Ausdrucks dt. *Maus* als Form einer Innovation realisiert wird, die lexikalische Einheit dt. *Maus* ‚Computermaus‘ entsteht und sich fortan im Sprachgebrauch äußern kann. Die „Innovation“ generiert also letztlich nichts Neues, sondern bringt lediglich vorhandene Informationen wahrnehmbar zum Vorschein,<sup>207</sup> man kann sagen: Durch die Innovation wird eine rezessiv gespeicherte Information, hier die Bedeutung ‚Computermaus‘, aktiviert, d.h. für den Sprachgebrauch nutzbar gemacht, phänotypisch wahrnehmbar – zunächst erfolgt demnach eine Phänotypisierung auf Individualebene, die unter bestimmten Umständen schlussendlich – via Synchronisierungsprozessen – zu einer Lexikalisierung im Lexikon der jeweiligen (abstrakt und modellhaft zu verstehenden) Kollektivebene führen kann.

Obleich Gévaudan bei seiner Betrachtung zu sogenannten Bedeutungsentlehnungen nach dem Vorbild von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ keine vergleichbaren Annahmen etwa hinsichtlich einer Merkmalsanalyse

---

<sup>207</sup> Diese Aussage zu lexikalischer Innovation beschränkt sich zunächst nur auf den beschriebenen Einzelfall. Natürlich ist es möglich, sachgemäß zu rechtfertigen, ihr eine generelle Gültigkeit für metaphorische Übertragungen im Zusammenhang mit lexikalischer Innovation zuzusprechen. Nichtsdestoweniger kann keine allgemeine Gültigkeit dieser Aussage für alle Formen lexikalischer oder gar sprachlicher Innovation abgeleitet werden. Hierfür bedarf es jeweils gesonderter Überprüfung relevanter Einzelfälle.

und der Möglichkeit der metaphorischen Übertragung in vermeintlich entlehrenden Sprachen diskutiert (s. Gévaudan 2007: 66f) – vielleicht, weil dies so trivial erscheint –, gibt er an anderer Stelle zu verstehen, dass auch er etwa für Prozesse von Lehnbedeutungen und Lehnübersetzungen als zentral erachtet, dass „die eigentliche Imitation auf der Basis der innersprachlichen Vorgänger stattfindet“ (Gévaudan 2007: 148). Diese Aussage zeigt in ihrer Konsequenz eine gewisse Nähe zur Vorstellung rezessiver Information, da sie ebenfalls betont, dass beispielsweise bei sogenannter Bedeutungsentlehnung die außereinzelsprachliche Einwirkung auf den innereinzelsprachlichen Prozess in der vermeintlichen Zielsprache sehr gering, vielleicht nur initiiierend ist.

Die Frage, warum es etwa im Englischen bei engl. *mouse* tatsächlich zu einer derartigen Innovation kam, ist letztlich nichts anderes als die Frage, nach Ursachen und Vorhersagbarkeit lexikalischen Wandels – entscheidend ist, dass die Möglichkeit dazu bestand. Und da derartige Wandel bekanntlich nicht alle Angehörigen einer Sprachgemeinschaft zugleich erfasst, sind seine Ursachen, die zur Erhöhung der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit führen, stets in konkreten kommunikativen Situation zu suchen und hängen mit der individuellen Gestalt des Mentalen Lexikons des Individuums zusammen, das die Innovation jeweils hervorbringt. Insgesamt ist anzunehmen, dass bei einem solchen Innovationsprozess derart viele und allgemein oder in ihrer genauen Ausprägung unbekannte Faktoren eine Rolle spielen, dass ein vollständiges Verstehen konkreter lexikalischer Wandel nicht möglich ist und wohl nie oder zumindest auf absehbare Zeit nicht sein wird. Nichtsdestoweniger kann man durchaus annehmen, dass – wenn man alle Faktoren genau kennen würde – ein lexikalischer Wandel theoretisch vorhersagbar wäre, dass alle Faktoren zusammen eben nicht das Bild verschiedener Entwicklungsmöglichkeiten ergeben, sondern nur eine zulassen. Angesichts der Tatsache, dass wir zurzeit aber nicht alle Faktoren kennen, müssen wir uns darauf beschränken, anhand derer, die wir identifizieren können, Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen und deren Wahrscheinlichkeiten bestmöglich abzuschätzen. Ein wichtiger Faktor kann etwa das sein, was man oft – in Anlehnung an diesbezügliche Ausführungen von Stephen Ullmann (s. Ullmann 1964: 209f) – *Bezeichnungsnot* nennt (vgl. etwa Blank 1997: 348f u. 377), nämlich die Tatsache, dass etwa für ein mögliches Referenzobjekt oder Konzept ein sprachliches Zeichen benötigt wird, das darauf verweist, dass wir also „ein prägnantes Wort für einen neuen Sachverhalt, eine technische Erfindung, ein neues Konzept [...] benötigen und eine längere, eventuelle uneffektive Umschreibung dafür vermeiden wollen“ (Platz-Schliebs et al. 2012: 87).

Die metaphorische Übertragung eines Ausdrucks für ‚(tierische) Maus‘ auf die Bedeutung ‚Computermaus‘ ist eine derartige Entwicklungsmöglichkeit und

sie ist auf das zurückzuführen, was wir hier als rezessiv gespeicherte Information beschreiben wollen. Im Englischen trat die Innovation ein und lexikalisierte sich, fand also Einzug ins (kollektive) Lexikon dieser Einzelsprache, d.h. in eine signifikante Anzahl Mentaler Lexika der Angehörigen der entsprechenden Sprachgemeinschaft. Betrachten wir nun mit diesem Wissen die Situation im Französischen, so kann man hier genauso davon ausgehen, dass die Möglichkeit einer metaphorischen Übertragung von frz. *souris*, das der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ zugeordnet war und ist, auf die Bedeutung ‚Computermaus‘ aufgrund rezessiv gespeicherter Informationen bereits bestand und ihr Eintreten somit möglich war, spätestens sobald erstmals ein Angehöriger der frz. Sprachgemeinschaft eine Computermaus wahrnahm.

Nun ist es aber nicht unwahrscheinlich, dass ein Angehöriger der französischen Sprachgemeinschaft das technische Gerät tatsächlich unter dem engl. Ausdruck *mouse* kennenlernte und ihm der Zusammenhang mit der lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ transparent war; in diesem Fall kann er kognitiv das Paradigma analog dazu ins Französische übertragen, wo die metaphorische Übertragung ebenso möglich erscheint. Dies kann zum Eintritt der Innovation im Französischen geführt haben. Der Sprachkontakt mit dem Englischen – konkret: das paradigmatische Vorbild um den Ausdruck engl. *mouse* – kann dementsprechend als ein weiterer Faktor interpretiert werden, der das tatsächliche Eintreten der rezessiv veranlagten Innovation bewirkt bzw. hinsichtlich seiner Eintrittswahrscheinlichkeit positiv beeinflusst hat.<sup>208</sup> Das englische

---

<sup>208</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang auch eine Äußerung von Betz (1974) dazu, der nämlich insbesondere hinsichtlich Lehnbedeutungen zwischen „entwickelnder“ und „bereichernder“ unterscheidet: „Dann würde beispielsweise die Lehnbedeutung *intellectus*, die das deutsche Wort Geist angenommen hat, eine entwickelnde Lehnbedeutung sein, weil man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sich diese Bedeutung auch ohne fremden Einfluß hätte entwickeln können, daß also in diesem Fall eine vorhandene Anlage durch den äußeren Einfluß lediglich schneller entwickelt wurde. Hingegen wäre die Lehnbedeutung *spiritus (sanctus)*, die das deutsche Wort Geist ja gleichfalls angenommen hat, als eine bereichernde Lehnbedeutung zu bezeichnen, da wohl kaum anzunehmen ist, daß das deutsche Wort diese Bedeutung allein aus sich heraus entwickelt hätte“ (Betz 1974: 137). Die Parallele zu der von mir vorgeschlagenen Lesart liegt auf der Hand: Was Betz als „entwickelnde Lehnbedeutung“ bezeichnet, ist vergleichbar mit der hier vorgeschlagenen Vorstellung von Sprachkontakt als zusätzlichen Faktor, der zu einer veranlagten – rezessiv (vor)gespeicherten – Entwicklung führt. Allerdings ist der Ansatz von Betz aus mehreren Gründen abzulehnen: Erstens geht Betz davon aus, dass die jeweilige Entwicklung nicht mehr initiiert wurde, sondern lediglich beschleunigt, was jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrt, da lexikalische Innovation kein Prozess ist, der sich über einen Zeitraum erstreckt, der eine schnellere oder langsamere Entwicklung ermöglicht, vielmehr findet lexikalische Innovation entweder statt oder nicht

Vorbild kann die Entwicklung begünstigt, vielleicht sogar initiiert haben (für eine präzise Einschätzung dessen wäre wiederum die Kenntnis aller für das Eintreten der Innovation relevanten Faktoren nötig). In diesem Sinne ist das Konzept der Lehnbedeutung bzw. Bedeutungsentlehnung nicht gänzlich zu verwerfen. Es muss allerdings gerade bei unserem Beispiel um engl. *mouse* differenzierter und reduzierter betrachtet werden. Gleichsam haben uns die soeben erfolgten Ausführungen einen ersten „Speicherort“ rezessiver Information in Sprache offenbart, was allerdings keinesfalls bedeutet, dass Lehnbedeutungen im klassischen Verständnis nicht existieren können. Nicht jeder Fall, der bisher als Fall von Lehnbedeutung beschrieben wurde, muss zwangsläufig mit rezessiver Informationsspeicherung in Verbindung stehen; hier können nur Einzelfalluntersuchungen Klarheit verschaffen. Ziel meiner Ausführungen war lediglich, unter Verweis auf Trivialitäten und ausgewählte schon vorhandene und dabei heranzitierte Forschungsarbeiten darauf hinzuweisen, dass – mindestens in den allermeisten Fällen – Ausdrücke, denen vermeintliche Lehnbedeutungen zugeordnet

---

(bestenfalls der Prozess der Lexikalisierung auf Kollektivebene könnte schließlich beschleunigt oder verlangsamt werden). Natürlich mag man etwa in metaphorischer Übertragung einen Prozess erblicken und dieser benötigt selbstredend etwas Zeit, jedoch nur sehr wenig und findet in einem einzelnen Individuum, d.h. auf einer bestimmten Individualebene statt. Sprachkontakt kann den Prozess bestenfalls überhaupt oder zu einem früheren Zeitpunkt einsetzen lassen, aber keineswegs in einer Weise beschleunigen, die Betz beansprucht. Zweitens nehme ich den Faktor des Sprachkontakts als optionalen Faktor der lexikalischen Entwicklung wahr. Eine gesicherte Aussage darüber, ob die Entwicklung dank ihm eintrat oder ohne ihn nie oder doch zu einem späteren Zeitpunkt eingetreten wäre, ist nicht möglich. Und drittens ist wissenschaftlich unbegründbar, warum dt. *Geist* die Bedeutung ‚intellectus‘ aus sich selbst entwickeln können sollte, ‚spiritus (sanctus)‘ aber nicht. Unter Verweis auf die bereits beschriebenen Problematiken bei der Feststellung sogenannter Lehnbedeutungen (s. Durkin 2014: 162f) muss eine innereinzelsprachliche Herleitung der Bedeutung ‚spiritus (sanctus)‘ für dt. *Geist* durchaus als kontextuell möglich erscheinen, wenn etwa dt. *Geist* in einer Übersetzung lat. *spiritus* ersetzt bzw. repräsentiert. Im Zusammenhang mit christlicher Terminologie ist aber Kulturkontakt in seiner Bedeutung vermutlich höher einzustufen als Sprachkontakt (der wiederum Teil von Kulturkontakt sein kann), weil auch ohne Sprachkontakt Entitäten, die von außen in einen Kulturraum eindringen benannt werden müssen, was innereinzelsprachlich lösbar ist. Da sich dt. *Geist* auf westgermanisch \**gaista-* zurückführen lässt, das wohl ‚überirdisches Wesen, Geist, Gemütsverfassung‘ bedeutete (vgl. Kluge 2011: 342 u. Kroonen 2013: 163), ist im Übrigen das Beispiel von Betz für „bereichernde Lehnbedeutung“ generell zu hinterfragen. Warum sollte sich – um in Betz Sprachgebrauch zu bleiben – nicht die Bedeutung ‚überirdisches Wesen‘ zur Bedeutung ‚spiritus (sanctus)‘ „entwickeln“ können, wenn Betz doch gleichzeitig davon ausgeht, dass ‚intellectus‘ wohl aus ‚Gemütsverfassung‘ entwickelt werden kann? Es zeigt sich also, dass die Argumentation von Betz nicht nur wissenschaftlich fragwürdig, sondern auch in sich nicht schlüssig ist.

werden, nicht willkürlich „ausgewählt“ sind, sondern dass es dafür tiefer liegende Ursachen gibt, die sich durch rezessiv gespeicherte Information beschreiben oder erklären lassen.<sup>209</sup>

### 2.1.3.2 – Lehnübersetzungen, Lehnübertragungen und rezessive Information

Wenden wir uns nun dem zu, was Betz als *Lehnübersetzungen* und *Lehnübertragungen* unter dem Oberbegriff *Lehnformung* zusammenfasst (s. Betz 1974: 136). Dabei wollen wir uns wieder naiv die Frage stellen, was die jeweilige Lehnformung dafür qualifiziert, Lehnformung eines fremdsprachlichen Vorbilds zu sein, und in diesem Zusammenhang auch den Mechanismus der Wortbildung näher betrachten.

#### 2.1.3.2.1 – Lehnübersetzungen und rezessive Information

Beginnen wir mit einem Beispiel für eine sogenannte Lehnübersetzung, die Betz als „Glied-für-Glied-Übersetzung“ (Betz 1974: 136) charakterisiert: dt. *Erdapfel* („Kartoffel“). Dieses geht auf lat. *mālum terrae* zurück (vgl. Kluge 2011: 253), wobei lat. *mālum* als dt. *Apfel* übersetzt werden kann (es handelt sich hierbei formal um einen Nominativ) und *terrae* (eine Genitivform von lat. *terra*) als dt. *Erde*. Das Kompositum dt. *Erdapfel* ist also eine Glied-für-Glied-Übersetzung von lat. *mālum terrae* mit Zusammenziehung beider lateinischer Ausdrücke und damit

---

<sup>209</sup> Dass es sich bei den beschriebenen Szenarien immer nur um Möglichkeiten handelt, zeigt auch das Italienische, in das engl. *mouse* ‚Computermaus‘ als italienisch *mouse* ‚Computermaus‘ entlehnt wurde und neben italienisch *topo* ‚(tierische) Maus‘ steht (vgl. Giacomini/Kolb 2014: 2003 u. 2485). Allerdings muss man sich auch hier den Unterschied zwischen Individual- und Kollektivebene bewusst machen: Auf der Kollektivebene wurde mit *mouse* ein Lehnwort für die Bedeutung ‚Computermaus‘ lexikalisiert. Dies bedeutet aber keinesfalls, dass es nicht auch Individuen gegeben haben kann, die für das Italienische die Bedeutung ‚Computermaus‘ metaphorisch übertragend dem Ausdruck italienisch *topo* zuordneten, sondern es bedeutet lediglich, dass die lexikalische Einheit *mouse* ‚Computermaus‘ im Italienischen (auf der Kollektivebene) lexikalisiert wurde und nicht ein denkbare italienisch \**topo* ‚Computermaus‘ (die Phänotypisierungsmöglichkeit für letzteres besteht natürlich auch gegenwärtig noch jederzeit).

verbundener Umgehung der Genitivkonstruktion, die im Deutschen etwa als *Apfel der Erde* hätte übersetzt werden können. Das Kompositum ist bereits für das Ahd. als *erdaphul* (und in weiteren graphematischen Varianten) belegt (vgl. Große 1985: 370f), die lateinische Form ist jedoch älter, zudem finden sich analoge Lehnübersetzungen auch in anderen europäischen Sprachen wie dem Französischen (vgl. frz. *pomme de terre*) (vgl. Kluge 2011: 253).

Im Lateinischen wie auch in den Sprachen, die eine Lehnübersetzung von lat. *mālum terrae* aufweisen, ist die Bedeutung zunächst sehr allgemein als ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ zu fassen (vgl. Kluge 2011: 253). Erst später findet die Übertragung – man könnte auch von einer Spezialisierung oder Bedeutungsverengung sprechen – auf ‚Kartoffel‘ statt, ein Wandel, den die Lehnübersetzungen von lat. *mālum terrae* in vielen Sprachen durchlebten, so etwa im Deutschen, im Französischen oder auch im Niederländischen (als niederländisch *aardappel*) (vgl. Norren 1993: 28 u. Philippa 2004: 79).

Mehrfach in der Geschichte dieser Wortbildung scheinen daher Beschreibungen in Analogie zu den bereits zu engl. *mouse* getätigten zur Erklärung nötig: So wird offensichtlich schon im Lateinischen der Ausdruck lat. *mālum* – wohl ausgehend vom Merkmal FRUCHT<sup>210</sup> (bzw. etwa PFLANZLICH und ESSBAR), das einem dem Ausdruck zugeordneten Denotat wie ‚Apfel‘ beigeordnet erscheint – generalisierend zur Bezeichnung von Früchten im Allgemeinen gebraucht (vgl. dazu auch Baier 2013b: 2982); dieser Vorgang ließe sich wiederum anhand von Merkmalsparallelen zwischen der Frucht Apfel im Besonderen und Früchten im Allgemeinen erklären, womit die gleichen Prinzipien und Mechanismen als verantwortlich ausgemacht werden können wie bei der metaphorischen, ausdrucksseitigen Verbindung von ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘. Ganz ähnlich hat man sich dann auch den spezialisierenden Wandel vorzustellen, der hier zu einer Bedeutungsverengung auf die Bedeutung (d.h. das Denotat) ‚Kartoffel‘ führte; auch hierbei sind unverkennbar Merkmalsparallelen Voraussetzung

---

<sup>210</sup> Es ist darauf hinzuweisen, dass das, was im Gegenwartsdeutschen gemeinhin als *Kartoffel* bezeichnet wird, aus biologischer Sicht keine Frucht, sondern eine Knolle darstellt (im biologischen Sinne sind die Früchte der Kartoffelpflanze allein jene Beeren, die (überirdisch) aus den bestäubten Blüten erwachsen). Da aber die Kartoffelknollen wie viele Früchte essbar und rundlich sind sowie ferner „fruchtbar“ in dem Sinne, dass sie eine neue Kartoffelpflanze hervorbringen können, kann die Kartoffel umgangssprachlich auch sinnvoll als *Frucht* bezeichnet werden (vgl. zur biologischen Einordnung Sauermost 2002a: 9-11 u. 104); weil für Sprachentwicklung eben jene umgangssprachlichen Gepflogenheiten bedeutender sind als die fachsprachlicher Varietäten (zumal sich der Großteil fachsprachlicher Gebräuche erst in der Neuzeit, also lange nach Entstehung von ahd. *erdaphul*, herausbildete), sei die Kartoffelknolle im Folgenden unter Primat der Umgangssprache als Frucht interpretiert bzw. bezeichnet.

für Ermöglichung und Gelingen, d.h. schlussendliche Lexikalisierung bzw. Konventionalisierung des Wandels, gewesen. All dies soll hier nicht noch einmal wie bei engl. *mouse* im Detail dargestellt werden; wir wollen dessen jedoch eingedenk bleiben, um im Folgenden die logischen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Fragen wir an dieser Stelle, warum lat. *mālum terrae* im Deutschen ausgerechnet als dt. *Erdapfel* wiederzufinden ist. Zunächst kann man – wieder Gévaudans Ausführungen zu Lehnbedeutungen folgend (s. Gévaudan 2007: 66) – vermuten, dass zumindest ein Teil der Begründung hierfür in der Transparenz der lateinischen Bezeichnung zu finden ist: Ein Angehöriger der Sprachgemeinschaft der Zielsprache (hier: das Deutsche) identifiziert lat. *mālum* mit dt. *Apfel* (bzw. ahd. *aphul*) und lat. *terrae* mit dt. *Erde* (bzw. ahd. *erda*), erkennt dabei womöglich sogar den Genitiv der Form *terrae*, und kann somit ein entsprechendes Kompositum auf Grundlage des lateinischen Vorbilds bilden.

Doch wieder ist diese Transparenz alleine nicht das Entscheidende, das diese Lehnübersetzung ermöglicht, denn immerhin könnte lat. *mālum* insbesondere für Personen mit geringen Lateinkenntnissen auch mit lat. *malum*, das ‚Unglück‘ oder ‚Leid‘ bedeutet (vgl. lexikografisch Baier 2013b: 2982-2984), verwechselt werden, zumal beide Bezeichnungen im gewöhnlichen Schriftgebrauch aufgrund fehlender Längezeichen ausdrucksseitig identisch dahergekommen wären und beide derselben Deklinationsklasse bei selben Genus (Neutrum) angehören. Hätten Angehörige der dt. (bzw. ahd.) Sprachgemeinschaft aus unserem Beispiel diese Bedeutung für den Ausdruck lat. *mālum* rezipiert, würden wir heute womöglich statt dt. *Erdapfel* dt. \**Erdleid* sagen. Doch egal, für wie wahrscheinlich man eine derartige Verwechslung halten mag, entscheidend ist Folgendes: Sprachliche Zeichen werden – wie bereits mehrfach erwähnt – in konkreten Situationen und Kontexten erlernt, d.h. die Bezeichnung lat. *mālum terrae* wird niemandem, der sie sich eingepägt oder gar in seine Muttersprache übertragen hat, als bloße, kontextlose Äußerung begegnet sein. Und im jeweiligen Kontext wird unter anderem anhand der ableitbaren Merkmale des zu erkennenden Referenzobjekts klar geworden sein, dass sich lat. *mālum* auf eine Frucht, vielleicht sogar konkret auf einen Apfel bezieht und eben nicht auf etwas Negatives und Abstraktes wie ein Unglück oder Leid. In der konkreten kommunikativen Situation – und sei sie schriftlicher Natur gewesen – mag man erfahren haben, dass man das, was lat. *mālum terrae* meint, essen (Merkmal: ESSBAR) oder dass aus ihm eine Pflanze erwachsen kann (Merkmal: PFLANZE HERVORBRINGEND). Beides würde selbst einer Person mit geringen Lateinkenntnissen deutlich machen, dass lat. *mālum* hier eher ‚Apfel‘ als ‚Unglück‘ bedeutet; selbst wenn man

die Bedeutung ‚Apfel‘ nicht erkennen würde, läge die Bedeutung ‚Unglück‘ wohl weit weniger in der Erwartung des Rezipienten.<sup>211</sup>

Die sogenannte Lehnübersetzung dt. *Erdapfel* ist also keinesfalls allein durch bloßen Sprachkontakt zu erklären; wie schon anhand des Beispiels der sogenannten Lehnbedeutung um engl. *mouse* wird hier deutlich, dass der außersprachliche Bereich die nötigen Grundlagen für eine gelingende Lehnübersetzung liefert. Das bedeutet aber auch, dass in diesem Fall ebenso Informationen rezessiv vorliegen müssen, denn die Anwendung der Kombination von Ausdrücken für ‚Apfel‘ und ‚Erde‘ übertragend auf ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ oder ‚Kartoffel‘ ist anders nicht plausibel zu begründen, schon gar nicht angesichts der Tatsache, dass dieser Vorgang in mehreren Einzelsprachen stattfindet, in denen jeweils eine Verwechslung von lat. *mālum* mit lat. *malum* möglich gewesen wäre. Eine derartige Fehlübersetzung hätte durchaus jederzeit stattfinden können, gerade weil man es im europäischen Mittelalter für gewöhnlich nicht mehr mit Muttersprachlern des Lateinischen zu tun hat; dann muss man sich aber umso mehr fragen, wieso eine derartige Verwechslung in keiner Einzelsprache lexikalisiert bzw. konventionalisiert wurde – oder aber es gibt rationale Gründe dafür, dass diese Verwechslungen unterbleiben, und genau diese finden sich in außersprachlichen Begebenheiten, die aufgrund der Merkmale, die bereits etwa mit der Bedeutung von Ausdrücken für ‚Apfel‘ in das Mentale Lexikon eingespeist wurden, rezessiv im Mentalen Lexikon eines Individuums gespeichert sind, genauer: Ein Ausdruck ahd. *erdaphul* für ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ muss für das Ahd. auch unabhängig von Sprachkontakten (etwa mit dem Lat.) als rezessiv vorhanden gelten, wenn mit ahd. *erda* ‚Erde, Boden‘ und ahd. *aphul* ‚Apfel; Frucht‘ zwei lexikalische Einheiten im Lexikon einer ahd. Kollektivebene vorliegen, die mittels des Mechanismus der Wortbildung miteinander kombiniert werden können.<sup>212</sup> Die Wahrscheinlichkeit einer Verwechslung, die etwa zu dt. \**Erdleid* ‚Kartoffel‘ geführt hätte, ist schlicht als signifikant niedriger einzuschätzen als die für dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ (was nicht bedeutet, dass erstere Wahrscheinlichkeit 0 ist).

Aufgrund der Konventionalität sprachlicher Zeichen finden sich schließlich derartig umfangreiche Parallelen zwischen den Informationen, die die einzelnen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft in ihren individuellen Mentalen Lexika

---

<sup>211</sup> Eine derartige Erwartung kann im Übrigen als probabilistisch veranlagt interpretiert werden (es sei hier noch einmal auf die diesbezüglichen Ausführungen in der Einleitung (Kapitel 1.4.2) verwiesen).

<sup>212</sup> Auch in diesem Fall ist natürlich hinsichtlich eines erstmaligen Gebrauchs bzw. einer erstmaligen Phänotypisierung von ahd. *erdaphul* zu beachten, dass Phänotypisierungen immer im Konkreten, d.h. auf Individualebene stattfinden und eine Lexikalisierung auf Kollektivebene stets dort ihren Anfang nimmt.



mit einem Ausdruck in Verbindung gesetzt haben, dass besagte Innovation um dt. *Erdapfel* in Form einer Lehnübersetzung für jeden Angehörigen der Sprachgemeinschaft möglich wäre, der versteht, was der lat. Ausdruck *mālum terrae* meint, mehr noch: Lateinkenntnisse und Sprachkontakt mit dem Lateinischen sind nicht einmal zwingend nötig, da die metaphorische Übertragung eines Kompositums bestehend aus Ausdrücken für ‚Erde‘ und ‚Apfel‘ auf die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ auch unabhängig davon, also inner-einzelsprachlich, möglich ist.<sup>213</sup>

Zusammenfassend lässt sich also auch für das Beispiel der sogenannten Lehnübersetzungen um lat. *mālum terrae* feststellen, dass Komposita (oder auch satz-ähnliche Ausdrücke), die aus Ausdrücken für ‚Erde‘ und ‚Apfel‘ einer Einzelsprache bestehen, die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ bereits rezessiv als inhaltsseitige Information gespeichert haben; aber nicht nur die Bedeutung – also inhaltsseitige Information – ist davon betroffen: Auch der (zusammengefügte) Ausdruck muss im Sprachsystem rezessiv gespeichert gewesen sein, d.h. die Kombinierbarkeit von etwa ahd. *erda* und ahd. *aphul* ist nicht erst im Sprachkontakt mit dem Lateinischen möglich geworden, sondern unabhängig davon im Sprachsystem des Ahd. verankert (die Relation zwischen beiden sprachlichen Elementen kann als schon vorher bestehend angenommen werden, erfuhr aber eine Erhöhung ihrer Gewichtung). Dies bedeutet alles in allem, dass die gesamte lexikalische Einheit ahd. *erdaphul* ‚Apfel der Erde‘ bzw. generalisierend ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ rezessiv im ahd. Sprachsystem als Information gespeichert war. Diese Information muss, wenn die Folge eine Wahrnehmbarkeit bzw. eine Phänotypisierung ist, nur noch aktiviert bzw. genutzt werden. Der Aktivierungsvorgang kann durch Sprachkontakt motiviert werden (d.h. die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für besagte Phänotypisierungsmöglichkeit würde durch Sprachkontakt positiv beeinflusst), muss es aber nicht (andernfalls hätte auch das Lateinische die lexikalische Einheit lat. *mālum terrae* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ nicht hervorbringen können).

Anders als bei den Beispielen um engl. *mouse* handelt es sich hierbei aber um eine komplexere Ebene des Speicherns rezessiver Informationen, da eine Komposition zweier lexikalischer Einheiten das gespeicherte Objekt darstellt. Doch handelt es sich somit um etwas, das man inhaltsseitig als zusammengesetzte Bedeutung fassen sollte? Dies ist zu verneinen: Das Referenzobjekt von dt. *Erdapfel* bzw. lat. *mālum terrae* ist nichts, das einer zusammengesetzten Bedeutung bedarf

---

<sup>213</sup> Eine Diskussion vergleichbarer Ansätze in der linguistischen Forschung zu Wortbildungen erfolgt im nachfolgenden Unterkapitel zum Zwecke eines Vergleichs der hiesigen Herangehensweise mit der in anderen Arbeiten (insbesondere Laca 1986 ist diesbezüglich zu nennen).

– aus diesem Grund kann auch ein Simplex wie engl. *potato* oder dt. *Kartoffel* auf dasselbe Referenzobjekt verweisen. Die Komposition bei dt. *Erdapfel* bzw. lat. *mālum terrae* ist zunächst nur ausdrucksseitiger Natur, verweist dann aufgrund zweier Ausdrücke auf zwei Bedeutungen, diese aber werden letztlich zu ‚Kartoffel‘ oder ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ synthetisiert (eine Bedeutung, die zwar umfangreich paraphrasiert werden kann, aber letztlich eben nicht zusammengesetzt dargestellt werden muss; man könnte auch sagen: die Information der Bedeutung ist aus ursprünglich separierten Bedeutungsinformationen zu einer neuen synthetisiert (aber eben nicht „zusammengesetzt“) worden<sup>214</sup>). Auch letzteres – ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ – ist keineswegs eine zusammengesetzte Bedeutung, vielmehr beschreibt diese Bedeutung eine Frucht, die bestimmte Merkmale aufweist. Die Vorstellung zusammengesetzter Bedeutungen ist daher hier zu verwerfen oder grundsätzlich immer anzunehmen, da sie keinen anderen Fall neben sich zulässt: Auch ‚(tierische) Maus‘ müsste demnach als zusammengesetzte Bedeutung verstanden werden, da sie Merkmale, wie sie bereits beschrieben wurden, umfasst und würde sie das nicht tun, hätte man keine Chance eine beliebige tierische Maus mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung zu setzen, denn dann hätte man ausschließlich einen Prototyp für die Inhaltsseite von dt. *Maus* ohne Merkmalsdifferenzierung

---

<sup>214</sup> Der Unterschied zwischen Synthese und Zusammensetzung kann anhand eines Gedankenspiels veranschaulicht werden: Wenn etwa die lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *Erde* und dt. *Apfel* (vollständigem) Schwund unterliegen würden, dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ aber nicht, so wäre letztere lexikalische Einheit nach wie vor intakt und gebräuchlich; allerdings ließen sich von ihr nicht mehr Ausdrücke für Bedeutungen wie ‚Erde‘ und ‚Apfel‘ durch Angehörige der Sprachgemeinschaft des Deutschen ableiten, weil die Wortbildung nicht mehr transparent bzw. nicht mehr als Wortbildung zu erkennen wäre (dies bezieht sich also sowohl auf die Ausdrucks- als auch auf die Inhaltsseite). Der Terminus *Zusammensetzung* suggeriert jedoch das Gegenteil: Man kann ein Puzzle zusammensetzen, aber, da dessen Teile nicht zu einem Ganzen synthetisiert werden, kann man es wieder in den vorigen Zustand zurückversetzen, indem man die Teile wieder voneinander löst. Dies ist bei Wortbildungen eben nicht mehr möglich; sie bewahren ihre Transparenz nur solange deren Bestandteile auch autonom im Sprachgebrauch erhalten bleiben. Ausnahmen bestehen hierbei bestenfalls dann, wenn bestimmte Bestandteile in mehreren Komposita auftreten: Angenommen dt. *Apfel* wäre geschwunden, Komposita wie dt. *Erdapfel*, dt. *Augapfel* oder dt. *Reichsapfel* blieben aber noch erhalten, so wären inhaltsseitige Informationen für dt. *-apfel* weiterhin herleitbar (so etwa hinsichtlich Merkmalen wie KUGELFÖRMIG) (hierbei könnte man gar von einer Degradierung des Lexems zu einem Derivationsmorphem sprechen (nicht auszuschließen wäre im Übrigen eine auf dieses „Derivationsmorphem“ und dessen Semantik fußende Rekonstruktion einer neuen lexikalischen Einheit zu dt. *Apfel*, wobei dabei womöglich ein auf eine Frucht referierendes Denotat nicht wiederhergestellt würde, stattdessen aber vielleicht ‚Kugel‘)).

gespeichert und würde dementsprechend auch nur diesen Prototypen mit dem Ausdruck dt. *Maus* verbinden können (der Prototyp würde demnach die Funktion eines Prototypen nicht länger erfüllen).

Die Komposition dt. *Erdapfel* bzw. lat. *mālum terrae* zur Bezugnahme auf ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ kann daher nicht als kognitiv anspruchsvoller und somit unwahrscheinlicher gelten als die Bezugnahme von dt. *Maus* auf ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘. Die Prozesse sind vergleichbar komplex, finden aber auf unterschiedlichen Ebenen statt: Während eine ausdrucksseitige Komposition eine inhaltsseitige nach sich zieht und die Information, dass der Referenzgegenstand im oder auf dem Boden befindlich ist, morphologisch in einem Glied des Kompositums verankert ist, sind bei metaphorischen Übertragung von Simplexen wie engl. *mouse* bzw. auch dt. *Maus* die Informationen als Merkmale verankert, sind also nicht morphologisch separiert. Entscheidend ist, wie viele Informationen verarbeitet werden müssen, aber weniger, wie diese sprachlich verpackt sind.<sup>215</sup>

Nicht nur bei Komposita, sondern auch bei Derivationen lassen sich sogenannte Lehnübersetzungen finden und auch in diesen Fällen ist von einer Aktivierung (d.h. signifikanten Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) rezessiv gespeicherter Informationen auszugehen. Betrachten wir hierfür ein Beispiel, das etwa Christopher Wells in seinem Werk zur Sprachgeschichte des Deutschen anführt: nhd. *hübsch* (s. Christopher Wells 1990: 131). Dieses lässt sich auf mhd. *hövesch* oder gar mittelniederländisch *hovesch* zurückführen, das vermutlich als Lehnübersetzung an altfrz. *courtois* orientiert ist; die Bedeutung lässt sich dementsprechend zunächst als ‚höfisch‘, ‚wie es sich am Hof geziemt‘ und ‚zum Gefolge des Königs gehörig‘ fassen (vgl. Kluge 2011: 428). Die Bestandteile des Vorbilds würden dementsprechend als altfrz. *court* ‚Hof‘ und Derivationsuffix *-ois* erkannt und mit entsprechendem sprachlichen Material der lehnübersetzenden germanischen Sprache übersetzt. Interessant ist, dass dabei nicht nur das Substantiv, sondern auch das Suffix mit einer funktionalen Entsprechung übertragen wurde, nämlich *-isc* bzw. *-isch/-esch*, was als Derivationsuffix gewöhnlich

---

<sup>215</sup> Ziehen wir hierfür zur Veranschaulichung den Ausdruck *Duden* heran: Dieser ließe sich auch als dt. *Buch*, in dem *Wörter der deutschen Gegenwartssprache alphabetisch geordnet beschrieben sind* bezeichnen. Sicherlich wird das Referenzobjekt bei Verwendung des Ausdrucks *Duden* schneller und zielsicherer erkannt als bei der kompositionellen, zweiten Variante. Aber das Erkennen des Referenzobjekts ist bekanntlich nicht mit der Bewusstwerdung all der Inhalte gleichzusetzen, die die zweite Variante direkt beschreibt. Um aus dem Ausdruck *Duden* diese Bedeutungen herauszulesen, wird man nicht weniger Zeit benötigen als zum Verständnis der kompositionellen Umschreibung, sofern man sie erst einmal entschlüsselt hat. Entscheidend sind also die Informationen, die man auswertet, nicht deren „Verpackung“.

zur Herstellung von Herkunftsbezeichnungen dient (vgl. Kluge 2011: 451) und somit einen Ausdruck formt, dem aufgrund konventioneller Zuordnungen inhaltsseitiger Informationen seiner Bestandteile die Bedeutung ‚vom Hof her‘ oder ‚dem Hof zugehörig‘ zuzuordnen ist.<sup>216</sup>

Wie bereits bezüglich des Beispiels dt. *Erdapfel* ist auch bei mhd. *hövesch* bzw. mittelniederländisch *hovesch* zu konstatieren, dass wegen des Vorhandenseins entsprechender Bestandteile im Lexikon und der Möglichkeit der Kombination von Substantiv und Suffix in diesem Fall aufgrund vorhandener konventioneller Ausdrucks-Inhalts-Beziehung der Bestandteile die letztlich zustande kommende, synthetisierte Bedeutung bereits vor ihrem ersten Auftreten im sprachlichen Phänotyp rezessiv vorlag (erneut wird augenfällig, dass das entscheidende die Relationen zwischen sprachlichen Elementen sind). Während bei dt. *Erdapfel* aber beide Bestandteile für sich ein in der Welt klar erkenn- und wahrnehmbares Referenzobjekt aufweisen, trifft dies bei mhd. *hövesch* nur auf den ersten Bestandteil mhd. *hof* ‚(Fürsten-/Adels-)Hof‘ (vgl. Benecke et al. 1990a: 698) zu, wogegen das Suffix von abstrakterem Inhalt ist, bei dem ein funktionaler – man könnte gar sagen: grammatischer – Aspekt ausschlaggebend ist. Für die Möglichkeit der Speicherung rezessiver Information in Sprache ist es also unerheblich, ob inhaltsseitige Information auf ein Konkretum oder Abstraktum verweist oder ob die Information gar funktionaler oder grammatischer Natur ist. Auffällig ist, dass unabhängig von einem etwaigen fremdsprachlichen Vorbild die Derivation des Substantivs mhd. *hof* mittels des Suffixes mhd. *-isch/-esch* aufgrund bestehender Konventionen mit hoher Wahrscheinlichkeit zunächst eine Bedeutung wie ‚vom Hof her‘ oder ‚dem Hof zugehörig‘ annehmen musste. Voraussetzung hierfür war erstens das Vorhandensein eines Ausdrucks, dem die Bedeutung ‚Hof‘ zugeordnet ist (z.B. mhd. *hof*), zweitens das Vorhandensein eines Ausdrucks, der derivierend aus einem anderen Ausdruck eine Herkunftsbezeichnung formt (z.B. mhd. *-esch*), und drittens die auf Ebene des Sprachsystems oder der Kognition gespeicherte Möglich- bzw. Fähigkeit der Kombinierung beider Ausdrücke bzw. lexikalischen Einheiten (also ein Wortbildungsmechanismus). Spätestens sobald diese drei Bedingungen erfüllt waren, war gleichsam die lexikalische Einheit mhd. *hövesch* ‚dem Hof zugehörig‘ rezessiv im jeweiligen (hier: mhd.) Sprachsystem gespeichert und für eine Aktivierung – d.h. relativ wahr-

---

<sup>216</sup> Das Erkennen und Übertragen von Derivationsuffixen oder auch Präfixen ist im Übrigen kein Phänomen, das seltener zu beobachten ist, als das Erkennen und Übertragen von Lexemen. So weisen etwa spätmittelalterliche deutschsprachige Texte vielfache schematische Strukturübertragungen lateinischer Vorbilder auf, die erkennen lassen, dass die sprachliche Struktur der lateinischen Vorbilder korrekt erfasst und mit deutschen Entsprechungen übertragen wurde (vgl. Christopher Wells 1990: 142f).

scheinliche Phänotypisierung – bereitstehend. Regeln des entsprechenden Lautsystems können dabei zusätzlich zu ausdrucksseitigen Veränderungen führen: So ist etwa der i-Umlaut von *hof* zu *höv-* als kombinatorischer Lautwechsel erklärbar (s. zum i-Umlaut im Deutschen etwa Die Ausführungen in Kapitel 2.2.2.1). Dass sich besagte mhd. lexikalische Einheit zum nhd. zu *hübsch* ‚hübsch, schön‘ wandelte, ist hierbei nicht von Belang, da hier zur Interpretation der Rezessivität nur Vorgang und Voraussetzung der ursprünglichen lexikalischen Innovation heranzuziehen ist.<sup>217</sup>

### 2.1.3.2.2 – Anmerkungen zur Interpretation von Wortbildung im Zusammenhang mit Rezessivität

Blickt man nun in die bisherige linguistische Forschung zu Fragen der Wortbildung, wie wir sie soeben besprochen haben, so wird man unweigerlich auf die bereits zu Beginn dieser Arbeit erwähnte Untersuchung von Brenda Laca (1986) zu sprechen kommen müssen. Laca unterscheidet zwischen *Wortbildungsbedeutung* und *Wortschatzbedeutung* und führt dazu aus, dass

„Wortschatzbedeutung einer sekundären lexikalischen Einheit [...] ihrem tatsächlich realisierten Inhalt gleich[kommt,] ihre Wortbildungsbedeutung [...] hingegen eine systematisch begründbare Bedeutung, die sich aus der Operation eines inhaltlichen Wortbildungsverfahrens der Sprache auf ihre jeweilige Grundlage ergibt“ (Laca 1986: 129f).

Sie weist ferner darauf hin, dass eine Wortschatzbedeutung für gewöhnlich eine bestimmte, „spezifizierte Lesart seiner Wortbildungsbedeutung“ (Laca 1986: 130) darstellt, veranschaulicht dies anhand des Beispiels dt. *Geher* ‚Sportbewerber im Gehen‘ (vgl. Laca 1986: 130) und schließt mit der Feststellung, dass die Bedeutung von Wortbildungen nur partiell funktional begründbar und der jeweilige Inhalt ebenfalls nur partiell vorhersagbar sei (vgl. Laca 1986: 599).

Anhand der Behauptung, das Kompositum ahd. *erdaphul* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ sei bereits vor seiner Bildung rezessiv im Lexikon des Ahd. vorhanden gewesen, zeigt sich dabei die Vereinbarkeit von Lacas an dem Konzept der Motiviertheit orientierten Terminologie mit der hiesigen: Die (kon-

---

<sup>217</sup> Der spätere lexikalische Wandel folgt zwar ebenfalls den Regeln lexikalischer Innovation, wie sie bereits zuvor in dieser Arbeit diskutiert wurden, macht aber keine Aussage über die Etymologie, wie wir sie hier betrachtet haben.

ventionelle) Bedeutung der beschriebenen lexikalischen Einheit ist, sobald sie lexikalisiert ist, als Wortschatzbedeutung selbiger zu verstehen; zur Wortbildungsbedeutung gehört eher ‚Apfel, der in der Erde wächst‘. Es lässt sich jedoch zielführender behaupten, dass für eine Wortbildung wie ahd. *erdaphul* mehrere Lesarten rezessiv vorhanden sein können (es bestehen mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten); diese bilden gewissermaßen in ihrer Summe die Gesamtheit an Möglichkeiten, die nach Laca der Wortbildungsbedeutung entsprechen. Die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘, die für ahd. *erdaphul* nachweisbar ist, stellt also eine einzelne Realisierung der Bedeutungsmöglichkeiten der Wortbildungsbedeutung dar – im Rahmen der Terminologie dieser Arbeit ist hierbei besser von „Phänotypisierung“ statt „Realisierung“ zu sprechen, d.h. für die Wortbildung ahd. *erdaphul* kann die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ als (regelmäßig) phänotypisiert, also im Sprachgebrauch wahrnehmbar gelten, wenn der Ausdruck gebraucht wird. Diese Phänotypisierung entspricht hier weitgehend dem, was Laca wohl unter *Wortschatzbedeutung* versteht, nämlich „der Realisierung dieser [vom Wortbildungssystem vorgezeichneten] Möglichkeiten in der Norm“ (Laca 1986: 599); allerdings scheint sich Laca auf ein Lexikon der Kollektivebene zu beziehen, wobei wir hier zunächst davon ausgehen, dass Phänotypisierungen immer auf Individualebene erfolgen und erst infolge häufigeren Auftretens und der Phänotypisierung durch immer mehr Angehörige der entsprechenden Sprachgemeinschaft auch eine Verankerung in der Kollektivebene erkenn- und beschreibbar wird.

Laca und der hiesigen Darstellung ist also gemeinsam, dass die Annahme besteht, dass es für Wortbildungen mitunter mehrere semantische Möglichkeiten gibt, die sich phänotypisch wahrnehmbar äußern können (*Wortbildungsbedeutungen* bei Laca, hier eher *Phänotypisierungsmöglichkeiten*), dass aber nicht notwendigerweise all diese Möglichkeiten tatsächlich phänotypisiert werden (also – nach Lacas Terminologie – zu *Wortschatzbedeutungen* werden); die tatsächliche Gestalt einer Phänotypisierung hängt unter anderem davon ab, welche der Phänotypisierungsmöglichkeiten in der jeweiligen Phänotypisierungssituation (d.h. in der Regel: Kommunikationssituation) aus welchen Gründen auch immer am ehesten benötigt wird oder am ehesten Erfolg verspricht.<sup>218</sup>

Die Diskrepanz zwischen rezessiv gespeichert vorliegenden Entwicklungsmöglichkeiten und der tatsächlichen, künftigen Realität wird an späterer Stelle noch zur deutlicheren Ausformulierung des probabilistischen Charakters der

---

<sup>218</sup> Da Wortschatzbedeutungen – um in Lacas Terminologie zu bleiben – aufgrund ihrer Konventionalität im Sprachgebrauch üblicher sind und guten kommunikativen Erfolg versprechen, muss ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit als höher eingestuft werden, als es bei bloßen Wortbildungsbedeutungen der Fall ist.

sprachlichen Rezessivitätstheorie führen; ein probabilistischer Ansatz wird bei Laca jedoch bestenfalls vorsichtig umrissen, zumal sie sich dabei allein auf die Wortbildung beschränkt. Da in der vorliegenden Arbeit jedoch allgemeinere Strukturen und Prozesse beschrieben werden sollen, bleibt die entworfenen Terminologie (etwa mit Termini wie *rezessiver Information* oder *Phänotypisierungsmöglichkeiten*) der von Laca, die etwa nicht auf Fragen der Phonologie anzuwenden ist, vorzuziehen.

Ferner sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Vorstellung rezessiver Information im Zusammenhang mit Wortbildung unter anderem an das sogenannte „Kompositionalitätsprinzip“ der Semantik anknüpft: Nach diesem baut sich die „Bedeutung eines komplexen Ausdrucks [...] aus der Bedeutung der Teile und der Art, wie der komplexe Ausdruck daraus gebaut ist“ (Linke et al. 2004: 157), auf. „Wie wir fähig sind, immer wieder neue komplexe Ausdrücke zu formen, so sind wir fähig, parallel dazu die Bedeutungen dieser komplexen Ausdrücke zu konstruieren“ (Linke et al. 2004: 157).

Im Rahmen dieser Arbeit beurteilen wir derartige kompositionelle Strukturen wie Wortbildungen allerdings als etwas bereits vor ihrem ersten Gebrauch – d.h. Auftreten im Phänotyp der Sprache – Gegebenes und etwas Probabilistisches: Mögliche Wortbildungen sind unabhängig davon, ob sie bereits phänotypisiert wurden oder nicht,<sup>219</sup> als rezessiv im jeweiligen Sprachsystem gespeichert zu begreifen, wenn die Bestandteile, aus denen sie geformt werden, und deren Kombinierbarkeit selbigem inhärent sind. Während die Ausdrucksseite einer Wortbildung etwa durch Phänomene wie Synkopen, Svarabhakti oder Sandhi (Assimilationen) unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten aufweist,<sup>220</sup> kann es auch inhaltsseitig zu unterschiedlichen Phänotypisierungen kommen, die etwa kontextabhängig sind: So kann das Kompositum dt. *Schweineschnitzel* aufgrund seiner Bestandteile und den damit konventionell im Gegenwartsdeutschen verbundenen Bedeutungen als ‚Schnitzel aus Schweinefleisch‘ verstanden werden, dennoch lassen die Bestandteile prinzipiell auch eine Interpretation als ‚Schnitzel für Schweine‘ zu (hier ist gemäß Laca wieder zwischen Wortschatzbedeutung und Wortbildungsbedeutung(en) zu unterscheiden). Dies wird in der Linguistik gemeinhin mit dem Terminus *Unterdeterminiertheit* bezeichnet, der das Phänomen beschreibt, „dass die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks durch die Bedeutung der Teile sowie durch die Konstruktion tendentiell immer

<sup>219</sup> Der Zustand der Rezessivität wird freilich aufgehoben, während eine Phänotypisierung geschieht (wir werden später noch im Detail auf diesen Umstand eingehen).

<sup>220</sup> So kann beispielsweise die Wortbildung dt. *unbedingt* aufgrund von Assimilation in Form eines (internen) Sandhi als [ˈʊnbəˌdɪŋt] phänotypisiert werden, da der Nasal des Präfixes offensichtlich – abhängig vom lautlichen Umfeld – mehrere Erscheinungsmöglichkeiten (wie /n/ oder /m/) besitzt.

nur in mehr oder weniger grosser Annäherung, nicht aber vollumfänglich erklärt werden kann“ (Linke et al. 2004: 158). Im Rahmen des Rezessivitätsmodells spiegelt dies den probabilistischen Charakter von Wortbildungen wieder: Eine Wortbildung verfügt – wie es auch für ihre Bestandteile gelten kann – semantisch für gewöhnlich über mehrere Möglichkeiten, in denen sie phänotypisiert werden kann; je nach Umständen wie Kontext oder Lexikalisierungsgrad divergiert die Wahrscheinlichkeit, mit der eine dieser Phänotypisierungsmöglichkeiten tatsächlich phänotypisiert werden wird.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang darüber hinaus eine aus dem Bereich der Computerlinguistik stammende Arbeit von Luong et al. (2013), die Vektoren nicht – wie in der Computerlinguistik zunächst üblich – zur Repräsentation der Semantik von Wörtern, sondern von Morphemen nutzen (d.h. auf Grundlage der Begleitmorpheme mit denen ein fragliches Morphem auftaucht sowie des größeren Kontexts – auf Wort- oder Satzebene – wird aus einem Korpus eine numerische Darstellung eines Morphems (bzw. stellvertretend dessen Verbindungen zu anderen Morphemen) in Gestalt eines Vektors generiert und mithilfe eines künstlichen neuronalen Netzes anhand der zur Verfügung stehenden Sprachdaten optimiert); so wird durch maschinelles Lernen „Wissen“ um die Semantik von Morphemen und deren Kompositionalität erwirkt, was es ermöglicht, auch neue, nicht im Korpus enthaltene Morphemzusammenschlüsse (d.h. etwa auf „Wortebene“) rechnerisch als Vektoren darzustellen und somit Informationen über deren Semantik sowohl darzustellen als auch zu erhalten (s. Luong et al. 2013, insbesondere S. 1f). Ähnlich wie im hiesigen linguistischen Rezessivitätsmodell werden also bisher noch nicht gebildete oder (mindestens dem Computer) unbekannte – d.h. bisher nicht-phänotypisierte – Wortbildungen als auf Grundlage ihrer Bestandteile herleitbar erachtet. Explizit betrachtet das linguistische Rezessivitätsmodell diese jedoch bereits als Teil des sprachlichen Genotyps und nicht als etwas, das erst durch seine Phänotypisierung – also seine tatsächliche Bildung – Teil desselben wird. Beschränkt auf Morphologie und die Verbindung von Morphemen mit deren Semantik zeigen Luong et al. allerdings, dass Elemente der Theorie um das linguistische Rezessivitätsmodell auch praktisch umsetzbar und nützlich sein können – so etwa im Bereich des Natural Language Processing. Insbesondere bei den noch folgenden Betrachtungen zu Phonologie und Syntax wird sich jedoch die Wirkungsmächtigkeit des linguistischen Rezessivitätsmodells als umfassender und weit über die Morphologie hinausreichend erweisen, wenn auch hier zunächst nur auf Theorieebene. Nichtsdestoweniger ist es ein zentrales Anliegen dieser Arbeit, computerlinguistische Modelle theoretisch zu untermauern und in letzter Konsequenz auch praktisch zu verbessern, indem ein tieferes Verständnis des informationellen Wesens von Sprache



erreicht wird und der Computerlinguistik neue Ansätze und Herangehensweisen eröffnet werden.

### 2.1.3.2.3 – Lehnübertragungen und rezessive Information

Betrachten wir lexikalische Einheiten, die Betz als *Lehnübertragungen*, also „frei-ere[.] Teilübersetzungen“ (Betz 1974: 136), bezeichnet, so stellen wir fest, dass auch diese als Information rezessiv vorgelegen haben müssen, ehe es zu einer Aktivierung, d.h. Phänotypisierung kam. So ist dt. *Vaterland* nach Betz als Lehnübertragung von lat. *patria* zu verstehen (vgl. Betz 1974: 136). Letzteres kann als feminine Substantivierung des Adjektivs lat. *patrius* ‚väterlich; heimisch‘, aber auch ‚heimatlich; heimisch‘ interpretiert werden, das in Verbindung zu lat. *pater* ‚Vater‘ steht (vgl. Vaan 2008: 449f), sodass man bei lat. *patria* schlussendlich gar von einer Derivation von lat. *pater* sprechen kann. Die Bedeutung von lat. *patria* lässt sich als ‚Vaterland, Heimat; Vaterstadt‘ fassen (vgl. Baier 2013b: 3529f). Dt. *Vaterland* ist demzufolge keine Glied-für-Glied-Übertragung und somit auch keine Lehnübersetzung von lat. *patria*, vielmehr handelt es sich um eine Umschreibung inhaltsseitiger Informationen des sprachlichen Zeichens lat. *patria* durch Komposition, von der nur der erste Teil des deutschen Ausdrucks ein Vorbild im lateinischen Ausdruck findet. Dies mag man auf fehlende Transparenz der Derivation von lat. *patria* zurückführen, die wohl – anders als bei der Übertragung von altfrz. *-ois* mit mhd. *-isch/-esch* – nur schwer erkannt wird; denkbar und dabei nicht weniger plausibel ist aber, dass die nicht äquivalente Übertragung der Derivation schlicht daran gescheitert ist, dass sich im Deutschen keine vergleichbare konventionelle Derivationsmöglichkeit bot. Gemäß dieser Interpretation wäre eine Lehnübertragung wie lat. *patria* zu dt. *Vaterland* nicht an fehlender Transparenz gescheitert, sondern am Zustand des Sprachsystems der Zielsprache (also des Deutschen). D.h., eine sogenannte Lehnübersetzung im Dt. wäre daran gescheitert, dass die entsprechende lexikalische Einheit ausdrucksseitig nicht bereits rezessiv im deutschen Sprachsystem gespeichert bzw. veranlagt gewesen war – zumindest nicht konventionell.

Die Vermutung liegt nahe, dass tatsächlich beide skizzierten Fälle eingetreten sind: Eine analoge Derivation von dt. *Vater* wie lat. *pater* zu lat. *patria* war im Deutschen nicht möglich, weil sich die Möglichkeit dazu im Sprachsystem konventionell nicht geboten hat, nicht (primär) rezessiv gespeichert war. Gleichzeitig muss aber auch davon ausgegangen werden, dass denjenigen, die die Innovation ins Deutsche brachten, nicht transparent war, dass es sich bei lat. *patria* um

eine Ableitung des Adjektivs lat. *patrius* (bzw. des Substantivs lat. *pater*) handelt, die in femininer Form substantiviert wurde. Eine annähernde Lehnübersetzung wäre also möglich gewesen, hätte man das lateinische Adjektiv als Grundlage von lat. *patria* erkannt und etwa mit dt. *väterlich* oder dt. *heimatlich* übersetzt und zu das *Väterliche* oder das *Heimatliche* substantiviert.

Der Ausdruck dt. *Vaterland* betrifft im Übrigen jedoch nicht alle lexikalischen Einheiten, denen der Ausdruck lat. *patria* angehört: Die Einheit lat. *patria* ‚Vaterstadt‘ wird mit diesem Kompositum etwa nicht bedient, sondern bedarf eines neuen Ausdrucks, der sich in dt. *Vaterstadt* in Analogie zu dt. *Vaterland* findet. Entscheidend erscheint hierbei, dass zwischen lateinischem Vorbild besagter lexikalischer Einheiten und der jeweiligen deutschsprachigen Entsprechung inhaltsseitig (weitgehend) Identität besteht, ausdrucksseitig aber nur eine teilweise Ähnlichkeit vorliegt – so eben jeweils der dt. Bestandteil *Vater-*, der lat. *pater* entspricht, das in lat. *patria* durch Derivation aber eine Bedeutungsveränderung erfahren hat. Die in der Wortbildung lat. *patria* vorhandenen zusätzlichen, bedeutungsverändernden Informationen zur Bedeutung ‚Vater‘ werden im Deutschen durch ein eigenes Lexem ausgedrückt (dt. *Land* oder dt. *Stadt*), was zur Folge hat, dass zwei lexikalische Einheiten, die im Lateinischen über dieselbe Ausdrucksseite verfügen, im Deutschen auch ausdrucksseitig ausdifferenziert werden. Doch wie bei sogenannten Lehnbedeutungen und Lehnübersetzungen scheint das fremdsprachliche Vorbild auch hier bestenfalls Initiator – oder genauer: Aktivator – einer rezessiv bereits zuvor veranlagten Phänotypisierungsmöglichkeit im Sprachsystem zu sein. Die Fähigkeit der deutschen Sprache, eine Bedeutung wie ‚Vaterland, Heimat‘ oder ‚Vaterstadt, Heimatort‘ durch die Ausdrücke dt. *Vaterland* und dt. *Vaterstadt* ausdrücken zu können, ist zunächst inhereinzelsprachlicher Natur und hängt von der konventionell mit dem Ausdruck dt. *Vater* verknüpften Information familiärer, genetischer oder sozialer Herkunft sowie den (unterschiedlichen) Lokalbezeichnungen dt. *Land* und dt. *Stadt* ab unter der Voraussetzung, dass letztere sprachlich mit dt. *Vater* kombiniert werden können.

Abschließend ist noch darauf hinzuweisen, dass die definitive Feststellung von Entlehnung generell schwierig ist, da dabei zunächst erkannt werden muss, welche Einzelsprache Ausgangs- und welche Zielsprache ist, was letztlich idealerweise nur dann zweifelsfrei möglich ist, wenn klar ist, wann die jeweilige Entlehnung bzw. vermeintliche Entlehnung in den beiden Vergleichssprachen erstmals auftrat (die mit dem diesbezüglich frühesten Datum kann dann als Ausgangssprache gelten). In der Praxis ist dies natürlich kaum nachweisbar, obgleich man etwa aufgrund Wissens aus der historischen Forschung anhand bekannter kultureller oder politischer Strömungen Plausibilitätsüberlegungen anstellen

kann (vgl. Kowallik 1993: 18). Hinzu können Schwierigkeiten der Interpretation und Kategorisierung von Entlehnungen treten. So sei gemäß Betz dt. *Halbinsel* eine Lehnübertragung von lat. *paeninsula* ‚Halbinsel‘ (vgl. Betz 1974: 136). Der deutsche Ausdruck ist erstmals für das 17. Jahrhundert nachweisbar, der lateinische bedeutet gemäß seiner morphologischen Bestandteile eigentlich ‚fast eine Insel‘ (vgl. Kluge 2011: 387) oder genauer ‚Fast-Insel‘ (so lässt sich lat. *paeninsula* auf lat. *paene* ‚fast, beinahe, ungefähr‘ (vgl. lexikografisch Baier 2013b: 3471) und lat. *insula* ‚Insel‘ (vgl. lexikografisch Baier 2013b: 2647) zurückführen). Dt. *halb-* lässt sich als Präfixoid interpretieren, das vom Adjektiv dt. *halb* herrührt (vgl. Kluge 2011: 387). Es findet sich bereits im Mhd. als Mittel „zur Bezeichnung von einem geringeren Grad“ (Kluge 2011: 387), so etwa in mhd. *halplebentic* ‚beinahe tot‘ (vgl. lexikografisch Gärtner et al. 2016: 1123), mhd. *halpliute* ‚Halbmenschen‘ (vgl. lexikografisch Gärtner et al. 2016: 1123) oder *halpzogen* ‚beinahe aufgezogen; noch nicht vollständig aufgezogen‘ (vgl. lexikografisch Gärtner et al. 2016: 1125). In diesem Zusammenhang lässt sich also erkennen, dass nichts dagegen spricht, dt. *Halbinsel* in die von Betz vorgeschlagene Kategorie der Lehnübersetzung einzuordnen. Die diesbezügliche Fehleinschätzung von Betz, der dt. *Halbinsel* selbst als Lehnübertragung auffasste (s. Betz 1974: 136), muss daher rühren, dass er die Bedeutung des Wortbestandteils dt. *Halb-* als Präfix nicht so verstanden hat, wie sie seit dem Mhd. nachweisbar ist. Stattdessen schlug er als denkbaren Ausdruck für eine entsprechende Lehnübersetzung dt. *\*Fastinsel* vor, wogegen sich die deutsche Sprache aber gewehrt habe, weil diese Wortbildung „eine ihrer Gewohnheit widersprechende Bildung“ (Betz 1944: 289) darstelle. Womöglich hätte er dt. *Halbinsel* aber für lat. *\*semi-insula* oder lat. *\*insula dimidia* als Lehnübersetzung durchgehen lassen.

Es zeigt sich also, dass die Terminologie von Entlehnungen und deren Subkategorien einige Probleme mit sich führt und man selten sichere Aussagen treffen kann. Umso wichtiger muss es uns darum erscheinen, auf erkennbare, inner-sprachliche Voraussetzungen von Innovationen hinzuweisen, hinter denen man Entlehnungsphänomene vermutet. Der – oft triviale – Nachweis rezessiv im Sprachsystem gespeicherter Informationen bietet genau diese Möglichkeit. Kategorien wie Lehnbedeutungen, Lehnübersetzungen und Lehnübertragungen werden dabei nicht generell in Frage gestellt, sondern stellen nach wie vor ein wichtiges Beschreibungsinstrument der Linguistik dar; aber es sollte ebenso deutlich gemacht werden, dass diese Kategorien und das, was sie meinen, keine vollständige Erklärung liefern können und dass insbesondere für die Herausbildung einer Ausdrucksseite vorhandene lexikalische Einheiten und Regeln des Sprachsystems der untersuchten Einzelsprache Voraussetzung für diese Entlehnungsphänomene bilden. Wenn derartige Voraussetzungen, die sich auf rezessiv

gespeicherte Informationen zurückführen lassen, nicht gegeben sind, muss etwa mit Okkasionalismen oder Lehn- bzw. Fremdwörtern eine Ausdrucksseite hergestellt werden, die weitgehend unabhängig von Strukturen und Mechanismen des Sprachsystems der Zielsprache sein kann.

### 2.1.3.3 – Rückentlehnungen und perspektivitätsbedingte Schwierigkeiten

Werfen wir an dieser Stelle noch einen Blick auf eine besondere Form der Entlehnung: der sogenannten „Rückentlehnung“. Genau genommen wollen wir Lexeme betrachten, die als rückentlehnte Fremd- oder Lehnwörter gelten können. Unter *Rückentlehnungen* können wir in diesem Zusammenhang „solche Wörter, die aus einer Ausgangssprache in eine Zielsprache und von dieser dann zu einem späteren Zeitpunkt zurück in die Ausgangssprache entlehnt wurden“ (Bär 2017: 65), verstehen. Ein Beispiel hierfür ist dt. *Biwak* ‚(behelfsmäßiges) Nachtlager im Freien‘, das als eine Entlehnung des gleichbedeutenden frz. *bivac/bivoie* ins Deutsche gilt (vgl. Paraschkewow 2004: 39) und zuvor aus einer kontinentalgermanischen Sprache ins Französische geriet, wobei in der Forschung strittig ist, aus welcher genau: Nach Paraschkewow handelt es sich um eine Entlehnung aus einem schweizerischen Dialekt des Hochdeutschen (schweizerdt. *biwach* ‚Beiwache, im Freien postierte Hilfswache‘) (vgl. Paraschkewow 2004: 39), das etymologische Wörterbuch von Kluge wiederum gibt das Niederdeutsche (niederdt. *biwachte* ‚Beiwache, Hilfswache‘) als Ausgangssprache an (vgl. Kluge 2011: 127).

Die Frage, ob *Biwak* also als Rückentlehnung gelten kann, ist letztlich ausgehend von einer zu wählenden Perspektive zu beantworten: Im Falle einer Herkunft von *Biwak* aus dem Schweizerdeutschen läge, da das Schweizerdeutsche (sprachhistorisch und -typologisch betrachtet) hochdeutscher Natur ist, zweifelsfrei eine Rückentlehnung vor. Da aber das Niederdeutsche keinen Dialekt des gemeinhin nur als *deutsch* bezeichneten Hochdeutschen darstellt, sondern typologisch als eigenständige Einzelsprache gelten kann, könnte man, wenn *Biwak* von einer niederdeutschen Wortbildung herrühren sollte, hinsichtlich des Hochdeutschen nur dann von einer Rückentlehnung sprechen, wenn man eine mindestens kontinentalgermanische Perspektive wählt; dann könnte man sagen: Bei *Biwak* handelt es sich um ein Lexem, das etymologisch eine kontinentalgermanische Wortbildung darstellt, die über das Französische in den kontinentalgermanischen Sprachraum rückentlehnt wurde. Die Wahl der Perspektive meint

hier im Übrigen nichts anderes als die Bestimmung eines Systems bzw. dessen Grenzen (also die Abgrenzung von System und der Umwelt des Systems).<sup>221</sup>

Jochen Bär (2017) hat diese Problematik der Kategorie *Rückentlehnung* erkannt. Er weist darauf hin, dass – ähnlich wie wir es schon hinsichtlich anderer Formen von Entlehnung bemerkt haben – zunächst festgestellt werden muss, wie die Etymologie einer vermeintlichen Rückentlehnung tatsächlich zu beschreiben und was als Ausgangs- und was als Zielsprache zu bezeichnen ist, wobei in vielen Fällen etwaiger Rückentlehnungen bisher keine Klarheit gewonnen werden konnte (vgl. Bär 2017: 90). Des Weiteren beschreibt er drei unterschiedlich weit gefasste Lesarten von *Rückentlehnung*: Erstens bezeichnet er eine Rückentlehnung in dieselbe Sprache, „aus der [die sprachliche Struktur] zuerst entlehnt worden war“ (Bär 2017: 90) als „Rückentlehnung im engsten Sinne“ (Bär 2017: 90); liegt – zweitens – eine „Rückentlehnung in eine andere – jüngere – historische Varietät [vor], als es die war, von der die Hinentlehnung ausgegangen war“ (Bär 2017: 90) spricht er von „Rückentlehnung im weiteren Sinne“ (Bär 2017: 90); und drittens bezeichnet Bär den Fall, dass „es sich bei der Ausgangssprache der Hin- und der Zielsprache der Rückentlehnung um ganz unterschiedliche, allenfalls verwandte Sprachen handelt, von denen die eine zeitlich vor der anderen angesiedelt ist[, als] Rückentlehnungen im weitesten Sinne“ (Bär 2017: 90). Zu letzterem Fall erklärt er des Weiteren, dass man dabei „genau genommen gar nicht von Rückentlehnung sprechen [sollte], denn der Ausdruck setz[e] eine historische Kontinuität zwischen der Ausgangssprache der Hin- und der Zielsprache der Rückentlehnung voraus“ (Bär 2017: 90). Im Falle einer ursprünglich niederdeutschen Wortbildung von dt. *Biwak* läge demzufolge keine Rückentlehnung vor und wir haben bereits gesehen, dass sich eine Bezeichnung dieses Falls als Rückentlehnung hierbei tatsächlich nur mittels einer übereinzelsprachlichen Perspektive rechtfertigen ließe.

Schwieriger wird es, wenn man nach der Kontinuität bzw. dem Kontinuum (oder Stratum) des (Hoch)Deutschen fragt: Gut nachweisbar ist eine Kontinuität vom Althochdeutschen über das Mittel- und Frühneuhochdeutsche zum Deutsch der Gegenwart. Die voralthochdeutsche Zeit liegt jedoch aufgrund dürftiger Überlieferungslage weit mehr im Dunkeln. Eine Kontinuität vom Protogermanischen zum Althochdeutschen (und somit zum Deutsch der Gegenwart) ist anzunehmen, genauer: Es muss eine voralthochdeutsche Kontinuität geben, wenn man nicht annehmen will, dass das Althochdeutsche unabhängig von anderen Einzelsprachen etwa um 700 erst entstanden sei, eine Annahme, die schon aufgrund der Vielzahl protogermanischer „Erbworte“, die durch Vergleich mit dem

---

<sup>221</sup> Es sei an dieser Stelle auf das einführende Kapitel zur systemtheoretischen Betrachtung des Mentalen Lexikons verwiesen (Kapitel 1.5.2.4.2).

lexikalischen Material anderer germanischer Sprachen erkennbar sind, oder auch syntaktischer und flexionsmorphologischer Parallelen abzulehnen ist (s. diesbezüglich etwa die Abhandlung zum Westgermanischen von Wolfram Euler (Euler 2013)). Es erscheint also durchaus möglich, eine Kontinuität vom Proto-germanischen bis zum Gegenwartsdeutschen zu zeichnen, wohl wissend, dass während der diesbezüglichen Zeitspanne ständiger Kontakt zu anderen, auch nicht-germanischen Sprachen Einfluss auf die Entwicklung des Deutschen genommen hat, sodass man neben der germanischen eine Vielzahl von Kontinuitäten anzusetzen hätte; ebenso ist eine Kontinuität zum Protogermanischen keineswegs auf das Deutsche beschränkt, sondern betrifft definitionsgemäß alle heutigen germanischen Sprachen wie etwa auch das Englische oder das Isländische.<sup>222</sup>

Hinzu kommt, dass die Geschichte und Aufspaltung der germanischen Sprachfamilie nicht zweifelsfrei geklärt ist: So kann etwa nhd. *Attacke* bzw. nhd. *attackieren* als Rückentlehnung gelten, weil es über das Französische (frz. *attaquer*, 'angreifen') ins Deutsche kam, die französische Form wiederum als germanischen Ursprungs einzustufen ist (vgl. Bär 2017: 68). „Zugrunde liegt vermutlich ein germanisches Substantiv, möglicherweise ein zu erschließendes gotisches [\*] *stakka*“ (Bär 2017: 68). Nun kann das Gotische allerdings nicht als Vorläufer des Deutschen gelten – es besteht nach allgemein anerkanntem Wissensstand zwischen beiden Sprachen keine Kontinuität, wohl aber eine Verwandtschaft (beide gehören der germanischen Sprachfamilie an). Es ist nicht klar, wann die Entlehnung ins Französische bzw. eine Vorstufe des Französischen, die eine Kontinuität zum Französischen der Gegenwart aufweist, stattfand und aus welcher germanischen Sprache sie genau stammt. Meines Erachtens spräche nichts dagegen, dt. *attackieren* als Rückentlehnung zu bezeichnen, wenn die Entlehnung ins Französische etwa aus dem Protogermanischen oder dem Westgermanischen – also Sprachen, die eine Kontinuität zum Gegenwartsdeutschen aufweisen – erfolgte. Dies ist allerdings bisher nicht nachweisbar – doch bekanntlich tauchen immer wieder neue Sprachzeugnisse aus der Frühzeit germanischer oder romanischer Sprachen auf, so etwa in Gestalt von Runeninschriften, sodass auch hier eine endgültige Klärung nicht auszuschließen ist.<sup>223</sup> Sollte die Entlehnung aber aus einer germanischen Sprache erfolgt sein, die keine Kontinuität zum Deutschen aufweist, wie etwa das Niederländische, das Altnordische oder auch

---

<sup>222</sup> Hieran wird im Übrigen wieder deutlich, weshalb Kollektivebenen von Sprachsystemen als abstrakte Modelle zu betrachten sind; tatsächliche Träger von Sprachsystemen bleiben Individuen, die miteinander in Kontakt treten (können).

<sup>223</sup> Siehe hierzu etwa exemplarisch die Ausführungen zu jungen Runeninschriftsfunden auf den Orkneyinseln von Michael Barnes (s. Barnes 2015).

das Gotische, so wäre der Terminus *Rückentlehnung* fehl am Platz. All dies ist jedoch nicht nachweisbar und aus diesem Grund ist Bärns Kritik an „Rückentlehnungen im weitesten Sinne“ völlig berechtigt und die Ablehnung des Terminus *Rückentlehnung* für derartige Zweifelsfälle durchaus begründbar, was jedoch nicht zwangsläufig bedeutet, dass es sich in diesen Fällen mitunter nicht doch um Rückentlehnungen im eigentlichen Sinne handeln könnte (was zu überprüfen bleibt).

Durch die Wahl der Perspektivität lässt sich das Phänomen der Rückentlehnungen aber auch ad absurdum führen: Mit einer indoeuropäischen Perspektive etwa wäre möglicherweise kaum einer der genannten Fälle als Rückentlehnung zu bezeichnen, da wir uns dabei stets innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie befänden, in der wir Einzelsprachen in ähnlichem Verhältnis zueinander betrachten würden wie Dialekte bei einzelsprachlicher Perspektive und somit wäre jede im Proto-Indoeuropäischen vorhandene lexikalische Einheit, deren Folgeform von einer indoeuropäischen Einzelsprache in eine andere entlehnt wurde, nicht länger als Entlehnung zu betrachten.

Dann jedoch muss man feststellen, dass die Kategorie der Rückentlehnungen für gewöhnlich als wenig sinnvoll erschiene: Dt. *Biwak* wäre als Rückentlehnung äußerst fragwürdig, selbst dann, wenn es aus dem schweizerischen Dialekt des Hochdeutschen stammt, denn wenn es vor der sogenannten Rückentlehnung nie in anderen hochdeutschen Dialekten wie beispielsweise dem Thüringischen existierte, so kann letztlich nur hinsichtlich des schweizerdeutschen Dialekts, nicht aber für die übrigen Dialekte von Rückentlehnung die Rede sein. Entscheidend ist also der (durchaus subjektiv und willkürlich) gewählte Zuschnitt eines Sprachsystems – d.h. die Abgrenzung von System und Umwelt –, das man betrachtet. In diesem Sinne können Rückentlehnungen nur in bestimmten Fällen und bei klarer Eingrenzung des Untersuchungsgegenstands als Verständnishilfen und Erklärungsmodelle dienen.

Betrachten wir nun aber das Stratum des Deutschen – gerne auch beschränkt auf die nachweisbare Kontinuität seit althochdeutscher Zeit –, so lässt sich an diesem Beispiel anhand des Phänomens der Rückentlehnung jedoch auch unser Verständnis rezessiver Informationen in Sprache und deren Speicherung erweitern. Gehen wir also beispielhaft davon aus, dass eine lexikalische Einheit  $X$ ,  $Y'$  etwa aus dem Mittelhochdeutschen in eine romanische Sprache als  $X$  oder – mit einer Innovation versehen – als  $X_1$  mit der Bedeutung  $Y'$  oder  $Y_1'$  entlehnt wurde und anschließend im Deutschen (vollständigem) Schwund unterliegt, später aber aus der jeweiligen romanischen Sprache etwa ins Neuhochdeutsche als  $X$  bzw.  $X_1$  oder gar  $X_2$  mit der Bedeutung  $Y'$ ,  $Y_1'$  oder  $Y_2'$  rückentlehnt wird. In

diesem Fall ist die entsprechende lexikalische Einheit, die in der jeweiligen romanischen Sprache lexikalisiert ist, d.h. dort regelmäßig phänotypisiert wird, während sie im Deutschen bereits geschwunden, aber noch nicht dorthin rückentlehnt wurde, für das Deutsche rezessiv, weil seine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit höchst gering (wenn auch nicht 0) ist. Ihre Rückentlehnbarkeit aber zeigt, dass die Information für das Stratum des Deutschen nicht verloren ist; Grund hierfür ist die Möglichkeit des Sprachkontakts und die Adaptionsfähigkeit von fremdsprachsystemischen Elementen in das eigene Sprachsystem (zunächst auf Individual-, dann auf Kollektivebene). Diese Aufnahmemöglichkeit bedeutet, dass das Sprachsystem prinzipiell zur Phänotypisierung des fraglichen sprachlichen Elements in der Lage ist – die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit hierfür ist allerdings höchst gering, kann jedoch durch den Sprachkontakt signifikant erhöht werden und zu einer neuerlichen Lexikalisierung führen).

Es wird also deutlich, dass das linguistische Rezessivitätsmodell nicht oder nur sehr begrenzt von der Möglichkeit vollständigen Schwundes eines sprachlichen Elements im Sprachsystem ausgeht. Da viele sprachliche Elemente als „inaktiv“ bzw. für lange Phasen rezessiv gelten müssen, ist die Informationsmenge, die einer Einzelsprache wie dem Deutschen hier als rezessiv zugeordnet wird, enorm groß, doch keineswegs unendlich. Nichtsdestoweniger mag eine Erweiterung unserer Terminologie in einigen Fällen hilfreich sein, um den Allgemeinen Rezessivitätsbegriff in der Praxis zielgerichteter anwenden zu können. Hierzu sei vorgeschlagen, nach *Rezessivitätsgraden* etwa zwischen *primärer* und *sekundärer Rezessivität* unterscheiden. Von *primärer Rezessivität* wollen wir dann sprechen, wenn Informationen in einer Weise vorliegen, die jederzeit eine Phänotypisierung selbiger ermöglicht, d.h. die entsprechende Information bzw. die entsprechenden Informationen liegt bzw. liegen zum Zeitpunkt der Betrachtung bereits vollständig als rezessiv gespeichert vor.

Derartige Fälle haben wir bereits mehrfach untersucht: So war für frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ aufgrund von Merkmalsähnlichkeit des Referenzobjekts zu einer Computermaus spätestens von dem Augenblick an die Bedeutung ‚Computermaus‘ rezessiv gespeichert, als die lexikalische Einheit frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und der Mechanismus bzw. die Fähigkeit der metaphorischen Übertragung im Mentalen Lexikon gemeinsam mit dem realen, in der Welt befindlichen Objekt der Computermaus existierten und ein Individuum diese drei Faktoren in seinem Mentalen Lexikon zusammenführen konnte. Ab diesem Moment lag demnach primäre Rezessivität im Sinne des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs vor. Ähnlich verhält es sich hinsichtlich dt. *Erdapfel* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘: Diese lexikalische Einheit war spätestens von dem Moment an



rezessiv im Sprachsystem des Deutschen gespeichert, als erstmals zeitgleich die lexikalischen Einheiten dt. *Erde* ‚Erde, Boden‘ und dt. *Apfel* ‚Apfel‘ samt der damit jeweils verbundenen Merkmale, die Möglichkeit der Komposition beider Einheiten sowie die Fähigkeit zur Generalisierung von ‚Apfel‘ zu ‚Frucht‘ im Mentalen Lexikon eines Individuums vorlagen.<sup>224</sup>

*Sekundäre Rezessivität* wiederum setzt voraus, dass noch ein Zwischenschritt nötig ist, ehe die Rezessivität primär werden kann, die Informationen, die Voraussetzung für diesen Zwischenschritt sind, aber bereits vorliegen: Dies wäre etwa der Fall, wenn also im vorigen Beispiel von dt. *Erdapfel* die lexikalische Einheit dt. *Apfel* ‚Apfel‘ gefehlt hätte, aber aufgrund bestehenden Sprachkontakts mit einer Einzelsprache, die diese Einheit aufweist, jederzeit hätte entlehnt werden können; genauso hätte dazu aber eine Bezeichnungsnot für reale, in der Welt existierende Äpfel, die bisher nicht durch ein sprachliches Zeichen beschrieben werden konnten, führen können, in deren Folge ein völlig neuer Ausdruck phänotypisiert worden wäre. Im ersten Fall wird lediglich die Fähigkeit der Zielsprache zur Entlehnung sowie tatsächlich vorhandener Sprachkontakt vorausgesetzt, im zweiten die Fähigkeit zur (ausdrucksseitigen) lexikalischen Innovation (in welcher Weise auch immer), wobei beide Prozesse zuletzt nur die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen eines Sprachsystems verschieben. Weitere Beispiele für sekundäre Rezessivität werden uns begegnen, wenn wir an späterer Stelle erneut Wortbildung in das Zentrum unseres Interesses stellen und dabei konstatieren werden, dass Wortbildungen, die aus primär rezessiven Wortbildungen gebildet werden, als sekundär rezessiv zu gelten haben. In diesem Sinne wäre natürlich eine weitere Reihung von „tertiärer“ oder gar „quartärer Rezessivität“ (usw.) denkbar, sodass dieses Prinzip der Rezessivitätsgradbestimmung je nach Belieben und Zielsetzung erweiterbar ist.<sup>225</sup>

---

<sup>224</sup> Obgleich wir hierbei vom „Französischen“ und vom „Deutschen“ sprechen, ist zu beachten, dass sich die beschriebenen Vorgänge zuletzt stets auf Lexika der Individual-ebene beziehen und erst sekundär und abstrahierend (über den Umweg von Synchronisierungsprozessen) auf Lexika einer Kollektivebene.

<sup>225</sup> Da die Frage, wie viele Zwischenschritte jeweils für eine Realisierung bzw. Phänotypisierung erfolgt sein müssen, nicht immer eindeutig zu beantworten ist, ist auch eine bloße zweibereichige Unterteilung in primäre und sekundäre Rezessivität denkbar, wobei von primärer weiterhin dann gesprochen wird, wenn Informationen in einer Weise vorliegen, die jederzeit eine Phänotypisierung ermöglicht, und sekundäre Rezessivität alle übrigen Fälle umfasst (also jene, in denen Zwischenschritte zur Phänotypisierung nötig sind und zwar unabhängig davon, wie viele). (Sollte man tatsächlich in bestimmten Fällen eine Vielzahl von Zwischenschritten präzise herausarbeiten können und diese im Sinne des linguistischen Rezessivitätsmodells beschreiben zu wollen, sei hier vorgeschlagen, in einem derartigen Fall von Rezessivitätsgra-

Natürlich könnten dabei theoretisch auch dem Deutschen höchst fremde sprachliche Muster wie ein morphologisch markiertes Antipassiv als rezessiv veranlagt nachgesagt werden, allerdings erscheinen hierfür mehrere Zwischenschritte nötig, sodass wir uns schließlich im Sinne einer besseren Übersicht und eben, um uns nicht zu sehr im Dschungel aller möglichen Optionen bzw. möglichen Welten zu verlaufen, – von wenigen Ausnahmen abgesehen – darauf beschränken mögen, in dieser Arbeit nur Fällen primärer Rezessivität Aufmerksamkeit zu schenken, da sie leichter auffindbar sind, präziser beschrieben werden können und auch keine größeren spekulativen Umwege von uns und unseren Gedanken verlangen. Wenn wir aber den Allgemeinen Rezessivitätsbegriff nur mehr auf primäre Rezessivität beschränken, so kann auch ohne weitere Umschweife festgestellt werden, dass dem Deutschen durch ein derartiges Verständnis sprachlicher Rezessivität eben keine unendliche Menge an Informationen als (primär oder sekundär) rezessiv veranlagt nachgesagt wird. So kann ein morphologisches Antipassiv, wie es etwa die australische Sprache Dyirbal aufweist, im Gegenwartsdeutschen mit den Voraussetzungen, über die es verfügt, nicht jederzeit gebildet werden, ist also nicht primär rezessiv verankert.<sup>226</sup> Die Tatsache, dass mit diesem Rezessivitätsbegriff keine willkürliche Sammlung aller möglichen Welten für das Deutsche verbunden ist, lässt sich noch deutlicher herausarbeiten, wenn man sich klar macht, dass die Möglichkeit, dass die deutsche Sprache mit all den in ihr (bzw. in den Kognitionsapparaten und Mentalen Lexika ihrer Angehörigen) enthaltenen Informationen zu einer glühend heißen und op-

---

den zu sprechen: So würde Rezessivität ersten Grades primärer Rezessivität entsprechen, Rezessivität zweiten Grades sekundärer usw., was eine Erleichterung der Zählweise bedeutet.)

<sup>226</sup> Das Antipassiv tritt oft in Ergativsprachen auf und ist eine meist morphologisch markierte Diathese, die einen relationalen Bezug zu einem transitiven Satz aufweist, aus dem es einen intransitiven formt, indem es das Objekt abwertet (vgl. Dixon 1994: 146). Im Deutschen fehlen eine morphologische Antipassiv-Markierung und somit auch das Antipassiv an sich weitestgehend. Eine vergleichbare Objektabwertung findet sich etwa bei dem Verb dt. *warten* auf gegenüber dt. *erwarten*. So steht bei dt. *Hans erwartet Grete*. das Subjekt *Hans* als Agens im Nominativ, *Grete* als Patiens im Akkusativ; bei dt. *Hans wartet auf Grete*. hingegen lässt sich das Patiens als obliques Argument interpretieren, da es als Präpositionalobjekt realisiert wird (diese Beispiele sind entnommen aus <http://www.glottopedia.org/index.php/Antipassiv>, abgerufen am 03.08.2017, 16:05 MEZ). Nähere Informationen zum Antipassiv finden sich etwa bei Dixon 1994: 8-18 u. 146-152. Ein allgemeines, morphologisch markiertes Antipassiv ist im Gegenwartsdeutschen nicht ohne Weiteres zu realisieren; um eine antipassive Form aus einer Sprache wie Dyirbal zu lehnübersetzen, bedürfte es Zwischenschritten in der Entwicklung des deutschen Sprachsystems, weshalb das Antipassiv im Deutschen nicht als primär rezessiv veranlagt gelten kann.

tisch wahrnehmbaren Feuerkugel wird, nicht durch die Anwendung unseres Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs in dieser Arbeit behauptet werden kann. Wir beschränken uns in der Anwendung des Rezessivitätsbegriffs auf Sprache, obgleich wir anerkennen, dass die Begründung für Rezessivität in Sprache durchaus außersprachlicher Natur ist: Sie findet sich tief verankert in der Annahme eines hermetischen Universums, das seit dem Urknall keine neue Information generiert, sondern lediglich bestehende umgewandelt und neu in Relation zu anderer Information gesetzt hat. Genau dieses (triviale) Prinzip wird hier auf Sprache übertragen und zunächst mithilfe der Kategorisierbarkeit von sprachlicher Information in die Mengen Genotyp  $G$ , rezessive Information  $R$  und Phänotyp  $P$ , für die gilt  $G = R \dot{\cup} P$ , ausdifferenziert; ferner wird es – da es alle dem Menschen (kognitiv wie hinsichtlich seiner In- und Outputmöglichkeiten) zugängliche sprachliche Information als rezessiv anzuerkennen hat – durch die Staffelung nach Rezessivitätsgraden der Forschung auch praktisch nutzbar und nützlich gestaltet.<sup>227</sup>

---

<sup>227</sup> In diesem Zusammenhang ist die Frage nach der Existenz sprachlicher Universalien wie folgt zu beantworten: Das Wesen sprachlicher Rezessivität liegt in der Fähigkeit zur permanenten Neubewertung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten und mitunter auch der Umwandlung bestehender Information, die im Wesentlichen durch direkte Verknüpfung entsteht oder aber durch indirekte Verknüpfungen im Sinne der Herstellung immer neuer Relationen zwischen Informationen (daher setzt das linguistische Rezessivitätsmodell auch keinesfalls unendliche Speicherkapazitäten voraus (ähnlich wie dies die linguistische Forschung auch hinsichtlich des Phänomens der Rekursion nie tun musste)). Was nun eine „Universalie“ ist, bestimmt sich vor allem dadurch, ob das fragliche sprachliche Element bzw. die entsprechende Information in jedem Sprachsystem vorliegt oder nicht. Sprachsysteme sind zunächst die Individualebenen, die einzelnen zur Sprachverarbeitung fähigen Systeme (was in der Regel Angehörige der Art *Homo sapiens* meint). Zwei sprachsystemische Individualebenen verfügen über gleichmächtige Mengen rezessiver Information  $R$ , wenn sie über die gleiche Anzahl sprachlicher Elemente sowie die gleiche Anzahl an möglichen Relationen zwischen diesen Elementen und die gleiche Anzahl möglicher direkter Verknüpfungen verfügen, wobei die beiden letztgenannten Anzahlen von der jeweiligen Befähigung des Trägers des fraglichen sprachlichen Systems auf Individualebene zur Herstellung entsprechender Verknüpfungen und Relationen abhängig sind (siehe hierzu genauer Kapitel 2.6). Insofern die Kardinalität der Menge  $R$  auf einer Individualebene stets von der Anzahl gespeicherter sprachlicher Elemente abhängig ist, könnte hierbei von der Gesamtheit rezessiver Information als einer Universalie auch nur dann die Rede sein, wenn alle Individualebenen dieselbe Anzahl an sprachlichen Elementen gespeichert hätten. Dass dies für 0-gradig Rezessivität genauso wenig gilt wie für primäre und sekundäre ist leicht einsichtig; grundsätzlich mag man dies in letzter Konsequenz für „höchstgradige“ Rezessivität dennoch annehmen, ebenso wie man in der Fähigkeit der Herstellung von Kompositionen oder Relationen eine Universalie erblicken kann – und so werden wir an späterer Stelle auch feststellen, dass für den sprachlichen Genotyp eine allgemeingültige Konstanz

Hinsichtlich des Beispiels der Wortbildung ist dabei zu betonen, dass eine Wortbildung dann als primär rezessiv vorliegend gilt, wenn ihre Bestandteile bereits Phänotypisierung erfahren haben bzw. 0-gradig rezessiv sind (d.h. sie fanden aufgrund einer Phänotypisierung Eingang ins Mentale Lexikon) sowie – und das ist entscheidend – auch die Möglichkeit und Fähigkeit zu ihrer Verknüpfung im jeweiligen Sprachsystem zum fraglichen Zeitpunkt gegeben ist.<sup>228</sup>

---

angenommen werden darf, seine Elemente aber in ihrer Fähigkeit phänotypisiert zu werden mitunter durch äußere, nicht dem System „Genotyp“ angehörigen Faktoren stark eingeschränkt sind. Da all dies jedoch wesentlich von physikalischen bzw. bei Lebewesen wie dem Menschen vor allem von (wiederum physikalisch determinierten) anatomischen und kognitiven Rahmenbedingungen abhängig ist, erscheint dies insgesamt determiniert. In diesem Sinne halte ich den Terminus *sprachliche Universalie* für ungeeignet, da er mehr zu versprechen scheint, als er tatsächlich meinen kann; es wäre hierbei alles als „Universalie“ zu bezeichnen, es gäbe keine sprachlichen Elemente, die nicht auch Universalien sind.

Natürlich scheint es sich bezüglich des hier entwickelten Modells zunächst ähnlich zu verhalten, wenn davon ausgegangen wird, dass alle sprachliche Information rezessiv sein kann; doch gerade die Unterscheidung von genotypischer, rezessiver und phänotypischer Information eröffnet eine Gegenüberstellung, die der Universalienbegriff hier nicht mehr leisten kann, weil alles immer universell wäre. Zudem wird das linguistische Rezessivitätsmodell nicht zuletzt durch die Staffelung nach Rezessivitätsgraden vom Trivialen ins Nützliche bewegt, weil es zwar weiterhin davon ausgeht, dass alle mögliche sprachliche Information rezessiv ist, nun jedoch ein Instrument bereitstellt, mit dessen Hilfe die Forschung zielgerichtet arbeiten kann und zu nächst primär rezessiven Informationen nachspüren kann, die einen sehr direkten Einfluss auf das tatsächliche (phänotypische) Sprachgeschehen in Kommunikationssituationen nehmen können und nehmen.

<sup>228</sup> Dies wird später noch von Relevanz sein, wenn wir das linguistische Rezessivitätsmodell wesentlich um den Ansatz des Probabilismus ergänzen: In diesem Zusammenhang werden wir zu der Erkenntnis gelangen, dass prinzipiell alle Einträge des Mentalen Lexikons als rezessiv gelten können, wenn sie nicht gerade phänotypisiert werden. Dies ist etwa damit zu begründen, dass man nie wissen kann, ob ein sprachliches Element wie z.B. ein Lexem, das in der Vergangenheit phänotypisiert worden sein mag, in Zukunft je wieder phänotypisiert werden wird. In diesem Sinne haben bei einer noch nie phänotypisierten Wortbildung nicht nur die Wortbildung selbst, sondern auch ihre Bestandteile als rezessiv vorliegend zu gelten. Dies mag zunächst paradox wirken, ist es aber keineswegs, da ja auch die Möglichkeit der Kombination der Bestandteile im Sprachsystem vorliegt. Nähme man weiter an, dass dt. Erdapfel noch nie phänotypisiert wurde, aber dt. *Erde* und dt. *Apfel* konventionell im Lexikon der Kollektivebene vorliegen, so wäre erst eine weitere Derivation wie ein Adjektiv dt. *\*erdapfelhaft* – gemäß der Vorstellung des zweigliedrigen Charakters von Wortbildungen, auf die an späterer Stelle noch eingegangen wird – eine sekundär rezessive Wortbildung, die entweder eine Ableitung der primär rezessiven Wortbildung dt. *Erdapfel* mittels des (ebenfalls nullgradig rezessiv vorliegenden) Suffixes dt. *-haft* oder aber eine Wortbildung bestehend aus (dem nullgradig rezessiv vorliegenden) dt. *Erd-* und der primären rezessiven Wortbildung dt. *\*apfelhaft* darstellt (bezüglich der

Kehren wir nun vom Allgemeinen Rezessivitätsbegriff, den wir für diese Arbeit soeben auf primäre Rezessivität beschränkt haben, zurück zum Allgemeinen Rezessivitätsmuster. Dieses zeichnet sich, wie an anderer Stelle bereits erwähnt, vor allem dadurch aus, dass es davon ausgeht, dass Information zunächst phänotypisch wahrnehmbar war, ehe sie rezessiv – man könnte auch, ohne zu sehr über ein etwaiges Agens spekulieren zu wollen, sagen: deaktiviert – wurde (sich also quasi aus dem sprachlichen Phänotyp in den sprachlichen Genotyp zurückzog), um dann zu einem späteren Zeitpunkt wieder aus der Rezessivität zurückzukehren, d.h. reaktiviert und phänotypisiert, also erneut wahrnehmbar zu werden. Angesichts der Feststellung, dass Phänotypisierungen immer auf Individualebene stattfinden, wird zu einer sinnvollen Anwendbarkeit des zur Veranschaulichung gedachten Allgemeinen Rezessivitätsmuster eine Präzisierung hinsichtlich der Kollektivebene benötigt, die wie folgt lauten kann: Eine Information gilt im Lexikon der Kollektivebene als vollständig rezessiv, wenn sie über einen Zeitraum rezessiv geblieben ist, der groß genug ist, dass angenommen werden muss, dass kein der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehörendes Individuum, das die jeweilige Information zu einem früheren Zeitpunkt zuletzt phänotypisiert hatte, zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung später neuerlich hervorbrachte.<sup>229</sup>

Unter diesem Gesichtspunkt findet sich gerade die für das Allgemeine Rezessivitätsmuster kennzeichnende Wiederkehr immer dort, wo Rückentlehnungen nachgewiesen werden können. Somit können Rückentlehnungen, sofern man sie in ihrer Reinform („Rückentlehnungen im engeren Sinne“) anerkennt, prototypische Beispiele für ein Rezessivitätsmuster und damit auch für die rezessive Informationserhaltung in Sprache sein. Der Speicherort der rezessiven Informationen liegt in diesem Fall jedoch nicht, wie man zunächst voreilig schließen könnte, außerhalb des Stratums der jeweiligen (rückentlehnenden) Untersuchungssprache in einer anderen Einzelsprache verhaftet; vielmehr ist die rezessive Information im „rückentlehnenden“ Sprachsystem selbst vorhanden. Der Einfluss der Kontaktsprache ist hierbei nicht, wie er in der klassischen Linguistik

---

definitorischen Unterscheidung zwischen 0-gradiger und primärer Rezessivität sei an dieser Stelle noch auf das Glossar im Anhang dieser Arbeit verwiesen (→ *Rezessivitätsgrad*), wir werden aber auch später noch darauf zurückkommen; wichtig ist vor allem, dass nur rezessive Information dieser beiden Rezessivitätsgrade für eine Phänotypisierung unmittelbar bereitliegt).

<sup>229</sup> Diese Definition ist der Feststellung geschuldet, dass jede sprachliche Information außerhalb einer Phänotypisierung als rezessiv gelten muss – auch solche, die als in einem Lexikon der Kollektivebene lexikalisiert gilt. Auf diesen Umstand wird in späteren Kapiteln noch detailliert eingegangen.

eingeschätzt wird, einer, bei dem „neue“ sprachliche Elemente transmittiert werden; stattdessen werden Informationen bezüglich der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter sprachlicher Elemente transmittiert: Gemäß des hiesigen Modells ist die Aufnahmebereitschaft für eine Rückentlehnung also dadurch gewährleistet, dass das rückzuentlehnende sprachliche Element im rückentlehnenden Sprachsystem rezessiv vorhanden ist und der Sprachkontakt lediglich dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit signifikant erhöht.<sup>230</sup>

Die Konsequenz dessen ist auf Individualebene, dass ein Mitglied einer Sprachgemeinschaft, das etwa als Zweitsprachler<sup>231</sup> an einer oder mehreren weiteren Sprachgemeinschaften partizipiert, als Schnittstelle zwischen verschiedenen Strata fungieren kann; insofern erhöhen Kenntnisse mehrerer Einzelsprachen die Menge an primär rezessiven Informationen, die das Mentale Lexikon eines Individuum für diese Sprachen aufweist.<sup>232</sup> Und so können etwa die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten bestimmter Seme, die mit hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit mit einem analogen Ausdruck einer Fremdsprache verbunden sind, auch in der Muttersprache eine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit erfahren (hierbei gelten dann die Feststellungen, die hier bereits zu sogenannten Lehnbedeutungen formuliert wurden), gleichsam ist eine kurz- oder mittelfristige Übertragung von Wortbildungsmustern oder syntaktischen Strukturen zwischen Strata möglich, wenn dazu nötige analoge primär Strukturen vorliegen, die jeweils Rezessivität konstituieren.

### 2.1.4 – Semantische Relationen und rezessive Information

Im Rahmen unserer Betrachtungen zum Mentalen Lexikon sind wir bereits semantischen Relationen und semantischen Netzwerken, aber auch Frames und Scripts begegnet und haben gesehen, dass ihnen gemeinsam ist, dass sie Aussagen dazu erlauben, wie – vor allem lexikalisches – Wissen bei Menschen (*Homo sapiens*) kognitiv organisiert ist. In ihnen lassen sich aber auch Informationen

---

<sup>230</sup> Unter Verweis auf Bär's „Rückentlehnungen im engsten Sinne“ kann man hierbei etwa *Arkebuse*, *Hugenotte*, *Losung*, *schick* und möglicherweise *Biwak*, die er dieser Kategorie zuschreibt (vgl. Bär 2017: 67, 70, 80, 82, 86 u. 90), als konkrete Beispiele für das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der deutschen Sprache anführen.

<sup>231</sup> *Zweitsprachler* wollen wir hierbei von *Muttersprachlern* scheiden, wobei wir unter einer *Muttersprache* eine Sprache verstehen wollen, die im Rahmen des (früh)kindlichen Spracherwerbs erlernt wurde.

<sup>232</sup> Sekundär (oder höhergradig) lagen diese Informationen aber schon vorher rezessiv vor.

erkennen, die für sprachliche Zeichen zunächst inhaltsseitig zu verorten sind, durchaus aber rege Verknüpfungen zu Ausdrucksseiten dar- oder herstellen. Es wird sich im Folgenden zeigen, dass diesbezüglich zwischen aktiven und inaktiven – d.h. wiederum: rezessiven – Informationen unterschieden werden kann. Dabei werden wir unsere Betrachtungen auf semantische Relationen beschränken, schon weil diese sowohl semantische Netzwerke als auch Frames und Scripts umfassen können (hierzu ist die große Zahl semantischer Relationen als Beschreibungsinstrument dienlich wie z.B. die Symparontonymie, die auf mitanwesende Größen referiert (vgl. Bär 2015: 746) und somit wesentliche Elemente eines Frames beschreibt).<sup>233</sup>

### 2.1.4.1 – Semantische Relationen und ihre Speicherhaftigkeit

Es gibt semantische Relationen, die besonders viel besprochen sind, weil sie augenfällig und scheinbar häufig auftretend sind. Dies trifft wohl vor allem auf Bedeutungsverwandtschaften zu, die etwa Jochen Bär – in Anlehnung an Oskar Reichmann – in positive und negative unterteilt, wobei ersteres meint, dass zwei lexikalische Einheiten „mehr oder weniger das Gleiche“ (Bär 2015: 717), und letzteres, dass sie „mehr oder weniger Gegensätzliches“ (Bär 2015: 717) bedeuten.

---

<sup>233</sup> Es sei hinsichtlich semantischer Relationen auf ein Problem terminologischer Art hingewiesen: So bezeichnet ein Terminus wie *Antonym* gemeinhin einen Ausdruck für eine gegensätzliche Größe, der Terminus *Antisemie* wiederum das gleiche auf Bedeutungsebene (vgl. etwa Bär 2015: 720). Dieser Terminologie wohnt aber der Widerspruch inne, dass Antonyme sich zueinander nicht aufgrund ihrer Ausdrucksseite, sondern jeweils aufgrund ihrer Denotate, den Bedeutungen, der Inhaltsseite (oder Teilen selbiger) antonym verhalten; entscheidend für das Vorliegen von Antonymie ist also das Vorliegen von Antisemie. Da man sich diesbezüglich für gewöhnlich aber über Relationen zwischen lexikalischen Einheiten unterhält, in denen man eben von einer wechselseitigen Zuordnung von Ausdruck und Inhalt ausgeht, mag diese Terminologie in der Regel sinnvoll erscheinen. Es wird sich aber zeigen, dass Bedeutungsrelationen auch zwischen Bedeutungen bestehen, denen bisher keine Ausdrucksseite zugeordnet ist. Aus diesem Grunde werden Termini auf *-nymie* in dieser Arbeit immer dann verwendet, wenn von einer Ausdrucksseite oder einer ganzen lexikalischen Einheit als Bezugspunkt ausgegangen wird, wohl wissend, dass Bedeutungen damit verbunden sind, die für die jeweilige semantische Relation entscheidend sind; Termini auf *-semie* finden nur dort Anwendung, wo es ausschließlich um Bedeutungen bzw. inhaltsseitige Relationen geht (s. dazu aber auch Bär 2015: 714, wo ein alternativer Gebrauch derartiger Termini vertreten wird (hierauf wird in dieser Arbeit an anderer Stelle noch eingegangen)).

Ersteres wird gemeinhin auch als *Bedeutungsähnlichkeit*, letzteres als *Bedeutungsunterschiedlichkeit* oder *Bedeutungsverschiedenheit* bezeichnet. Insbesondere Antonymie (also Bedeutungsgegensätzlichkeit), das einen der beiden Pole der Skala von Bedeutungsverwandtschaft bildet, scheint für die Organisation des Mentalen Lexikons und die Verknüpfung lexikalischer Einheiten untereinander von Relevanz zu sein.<sup>234</sup> Dies findet sich etwa in den bereits erwähnten Wortassoziationstests belegt, in denen Antonyme – sofern sie in der jeweiligen Untersuchungssprache konventionalisiert vorhanden sind – besonders oft zur Antwort in Wortassoziationstests gegeben wurden; aber auch etwaige, konventionalisierte Partnerbezeichnungen (Kompleonyme) finden sich hierbei auffällig häufig (vgl. Aitchison 2012: 100). Es scheint sich in beiden Fällen also um Verbindungsmuster zu handeln, die in der Regel stärker wirken als übrige. So reagierten in einem für diese Arbeit durchgeführten Assoziationstest 73,91% der Befragten<sup>235</sup> auf dt. *heute* mit den Kompleonymen<sup>236</sup> dt. *morgen* oder dt. *gestern*,

---

<sup>234</sup> Den anderen Pol bildet die Synonymie (also Bedeutungsgleichheit). Es wurde an anderer Stelle bereits darauf hingewiesen, dass die Vorstellung von Synonymie im engeren Sinne abzulehnen ist, da zwei unterschiedliche lexikalische Einheiten etwa schon aufgrund unterschiedlicher Konnotation, verschiedener übermittelnder Merkmale, verschiedener Verwendungskontexte oder schlicht Unterschieden auf der Ausdrucksseite, die unterschiedliche Assoziationen zulassen, mit einer Wahrscheinlichkeit nahe 1 nicht semantisch „identisch“ phänotypisiert werden. Daher ist hier unter *Synonymie* stets eine – möglicherweise unendlich große ( $x \rightarrow \infty$ ) – Annäherung der Bedeutung zweier lexikalischer Ausdrücke gemeint, nie aber deren Gleichsetzung (demnach kann für eine Schnittmenge  $x$  von einer lexikalischen Einheit  $A$  und einer lexikalischen Einheit  $B$  denkbarerweise  $x \rightarrow \infty$  gelten, aber gleichsam gilt immer  $A \neq B$ ).

<sup>235</sup> Es wurden insgesamt 23 Personen befragt, die (nach eigenen Angaben) allesamt Muttersprachler des Deutschen sind. Dabei antworteten 13 Befragte mit dt. *morgen* (56,52%), 4 mit dt. *gestern* (17,39%), je 2 (d.h. je 8,7%) mit dt. *Tag* bzw. mit der dt. Bezeichnung des jeweiligen Wochentags der Befragung und je 1 Befragter (je 4,35% bzw. insgesamt 8,7%) mit dt. *Abend* und mit dem für den charakteristischen Witterungsumstand des Befragungstages (dt. *Regen*). Die Befragten waren allesamt über 18 Jahre alt, d.h. ihre Sprachentwicklung kann als weitestgehend gefestigt und der eines Erwachsenen entsprechend eingeschätzt werden. Alle Ergebnisse, die in hier Prozent angegeben sind, wurden auf Hundertstel gerundet.

<sup>236</sup> Da auffällt, dass deutlich mehr der Befragten auf dt. *heute* mit dt. *morgen* reagierten als mit dt. *gestern* (56,52% für ersteres gegenüber 17,39% für letzteres), bliebe zu hinterfragen, ob dabei nicht mitunter auf dt. *morgen* mit einer Vervollständigung zu dt. *heute Morgen* reagiert worden ist, wie auch eine Person auf dt. *heute* mit dt. *Abend* reagiert hat – da dies aber nur einmal, d.h. bei 4,35% der Befragten der Fall war, dürfte der Anteil einer diesbezüglichen Vervollständigung unter den Antworten, die dt. *morgen* lauteten, recht gering sein (selbst wenn dies auf knapp über der Hälfte jener Antworten (also 7 Befragte) zuträfe, stellten die Kompleonyme dt. *morgen* und dt. *gestern* zu dt. *heute* noch immer die häufigste Antwortkategorie (mit 10 Nennungen,



und kein einziger mit dt. *vorgestern* oder dt. *übermorgen*, obwohl auch letztere Ausdrucksseiten lexikalischer Einheiten repräsentieren, die fraglos in Relation zu dt. *heute* stehen.<sup>237</sup> Wenn Kompleonyme und Antonyme so starke Verbindungen darstellen, stellt sich erstens die Frage, wieso das so ist, und zweitens die Frage, welche Konsequenzen sich daraus – insbesondere im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit – ergeben.

Zunächst muss festgestellt werden, dass die Forschung zur Gestalt der entsprechenden Informationen semantischer Relationen im Mentalen Lexikon bisher nur wenig Ergebnisse vorgelegt hat. William Croft und Alan Cruse (2004) fallen auf, weil sie sich aus kognitiver Sicht mit semantischen Relationen auseinandergesetzt haben (s. Croft/Cruse 2004), allerdings beschränken sie sich weitgehend auf die Beschreibung der kognitiven Grundlagen semantischer Relationen. So diskutieren sie etwa detailliert die verschiedenen Ausprägungen von Antonymie und welche Art von Skalen sich dabei jeweils eröffnen (s. Croft/Cruse 2004: 169-192). Dennoch beschreiben sie semantische Relationen fast ausschließlich aus der Perspektive der miteinander verbundenen Einheiten und legen somit nur selten das Augenmerk auf eine einzelne Einheit der Relation und die Frage, was diese zur Begründung eines Relationsverhältnisses mit einer anderen Einheit befähigt.

In den vergangenen Jahren wurde vermehrt untersucht, wie sich semantische Relationen kontext- und situationsabhängig konstituieren bzw. im Mentalen Lexikon abgerufen werden (s. dazu etwa Bornkessel-Schlesewsky et al. 2007) oder wie sie Einfluss auf Assoziationsprozesse nehmen (s. dazu Bridger et al. 2013). Insgesamt sind semantische Relationen hinsichtlich ihrer informativen Struktur also – wenn überhaupt – nur beiläufig erfasst worden. Dies mag daran liegen, dass Information, wie sie im Mentalen Lexikon vorliegt, nicht sichtbar gemacht werden kann – anders als etwa in der Genetik, wo zumindest der Informationsträger, das Gen, mittels moderner Technik betrachtbar visuell wird. Die Strukturen des Mentalen Lexikons, das man im menschlichen Gehirn lokalisiert, bleiben aber für unsere Sinne verborgen und können bestenfalls indirekt erschlossen werden. Aus diesen Gründen werden im Folgenden Plausibilitätsüberlegungen angeführt, die oft trivial sind und vor allem einer Veranschaulichung anzunehmender informativer Strukturen semantischer Relationen dienen. Grundsätzlich

---

d.h. 43,48%; die Vervollständigungen mit dt. *morgen* und dt. *Abend* kämen auf 8 Nennungen, d.h. 34,78%).

<sup>237</sup> Dazu ist freilich einzugestehen, dass dt. *vorgestern* und dt. *übermorgen* Derivationen von dt. *gestern* bzw. dt. *morgen* darstellen, also ihrerseits eine Verbindung zum jeweils derivierten Adverb schaffen, sodass dieses vom Wahrnehmenden kognitiv wohl zumindest voraktiviert wird, wenn eine der Derivationen wahrgenommen wird.

bedarf es aber noch einiger neurologischer und psychologischer Forschung, ehe mit zweifelsfreien Befunden gerechnet werden kann.

Nichtsdestoweniger scheint sich die Frage, wieso bestimmte semantische Relationen besonders starke Verbindungen darstellen, zügig anhand pragmatischer Erwägung beantworten zu lassen, die als allgemein bekannt bzw. nachvollziehbar gelten können:<sup>238</sup> Die Suche nach positiven Bedeutungsverwandtschaften oder gar deren deutlichsten Ausprägung, der Synonymie, ist, wenn man Sprache als Mittel zur Kommunikation und Verständigung begreift, weitgehend unbrauchbar. Natürlich lassen sich dadurch Bedeutungsnuancen versprachlichen und auch stilistische Vielfalt herstellen; nichtsdestoweniger kann zum Verständnis einer lexikalischen Einheit dt. *groß* ‚groß‘ die Verknüpfung mit der Bedeutung ‚klein‘ für gewöhnlich mehr beitragen als eine Verknüpfung mit ‚riesig‘. Nehmen wir folgenden dt. Beispielsatz an: *Er aß eine große Portion*. Es lassen sich daraus mithilfe unseres Welt- und Handlungswissens vielfältige Informationen ziehen, die man mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeitswerten annehmen wird; eine könnte sein, dass man davon auszugehen hat, dass *er* satt wurde oder auch dass *er* zuvor viel Hunger gehabt hat. Aufgrund der semantischen Relation der Antonymie können wir zudem implizit die Information gewinnen, dass die *Portion* NICHT-KLEIN war. Würden wir aber zunächst eine Bedeutungsähnlichkeit zu ‚groß‘ suchen, wüssten wir – gesetzt den Fall wir geraten dabei an die Bedeutung ‚riesig‘ – nur, dass die *Portion* theoretisch auch hätte größer sein können. Eine Ausblendung des Antonyms hätte unweigerlich zur Folge, dass die eröffnete Skala, die zum Verständnis herangezogen wird, eine andere, unbrauchbarere ist. Sinnvoll erscheinen kann eine derartige Verknüpfung aber dann, wenn sie etwa explizit eröffnet wird: *Er aß eine große Portion, sie eine riesige*. In diesem Fall käme es nämlich genau auf die Bedeutungsrelation von dt. *groß* zu dt. *riesig* an. Auf Grundlage selbiger kann man etwa erfahren, dass die *Portion*, die *er* aß, kleiner war, als die, die *sie* aß. Aber selbst hierbei ist zu vermuten, dass die entsprechenden Antonyme (also wohl dt. *klein* (zu dt. *groß*) und dt. *winzig* (zu dt. *riesig*)) zum Verständnis hilfreich sein können, denn im Gegensatz zur Relation dt. *groß* zu dt. *riesig* erfahren wir – aufgrund unseres Welt- und Handlungswissens – erst dank der Antonyme, dass es wahrscheinlich ist, dass beide satt geworden sind, wogegen eine semantische Relation, die auf Bedeutungsähnlichkeit verweist, dies völlig offen lässt (ohne Antonymie wäre denkbar, dass

---

<sup>238</sup> Hierbei ist es sicherlich auch hilfreich allgemeiner Prinzipien der Entwicklung natürlicher Sprachen eingedenk zu sein, wie etwa dem sprachlichen Ökonomieprinzip oder dem Prinzip größtmöglicher Differenziertheit, die beide darauf aufmerksam machen, dass Bedeutungsunterschiede für die Wahl unterschiedlicher Ausdrücke eine größere Rolle spielen als Bedeutungsähnlichkeit (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 171f).

beide, keiner von beiden oder nur einer von beiden als mutmaßlich satt geworden (oder auch gefräßig) zu interpretieren ist – ganz zu schweigen davon, dass wohl jeder subjektiv etwas anderes unter einer „großen Portion“ versteht).<sup>239</sup>

Vergleichbar trägt auch ein Kompleonym wie dt. *Ehemann* zu dt. *Ehefrau* gemeinhin mehr zum Verständnis der zum letzten Ausdruck gehörigen lexikalischen Einheit bei als etwa eine Relation wie dt. *Ehemann* zu dt. *Standesbeamter*, obgleich man auch hier eine Verknüpfung finden kann (beide können etwa zum selben Frame gehören). Synonyme wiederum können logischerweise nur dann zugeordnet werden, wenn einem sprachlichen Zeichen bereits eine Bedeutung zugeordnet wurde, es also mit einer Bedeutung phänotypisiert worden ist; sie sind von allen hier genannten semantischen Relationen also am unbrauchbarsten für das Verständnis. Und zuletzt sollten wir auch nicht übersehen, dass Gegensätzlichkeit als besonders relevante Kategorie schon in unserer Wahrnehmung an sich verankert liegt, was etwa Gévaudan anschaulich herausarbeitet, wenn er darauf hinweist, dass „bereits ein bloßer Stimulus aufgrund seiner Binarität (Reiz oder nicht Reiz) kontrastiv [ist]“ (Gévaudan 2007: 107).

Darüber hinaus ist für Relationen der Opposition – zu denen insbesondere Kompleonymie und Antonymie zu zählen sind – ganz allgemein eine paradoxe Situation festzustellen:<sup>240</sup> Oppositionelle Bedeutungen sind einander gegensätzlich, aber dennoch höchst ähnlich. Alan Cruse kommt sogar zu dem Schluss, dass

---

<sup>239</sup> Es wirkt also so, als ob Antonymie im zuletzt genannten Beispielsatz für das Verständnis besonders hilfreich sein kann. Denkbar ist aber neben einer jeweiligen Verknüpfung von dt. *groß* und dt. *riesig* mit Antonymen auch, dass nur das erstgenannte mit einem Antonym in Verbindung gebracht wird, sich dadurch eine Skala eröffnet und diese schließlich zum Verständnis des zweiten in positiver Bedeutungsverwandtschaft zum ersten begriffen wird.

<sup>240</sup> Es sei angemerkt, dass es ohnehin sinnvoll erscheinen muss, Relationen der Opposition als eigene Kategorie der semantischen Relationen zu verstehen, da ihre verschiedenen (Sub)Kategorien viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Darüber hinaus zeigen Croft und Cruse (2004), dass manche Bedeutungspaare je nach Kontext Kompleonymie oder Antonymie zeigen. So ergibt sich Kompleonymie von dt. *sauber* und dt. *schmutzig* in folgendem Satz: *Ich habe die sauberen Hemden in die Schublade gelegt und die schmutzigen in die Tasche* (im englischsprachigen Original: *I've put the clean shirts in the drawer and the dirty ones in the bag* (Croft/Cruse 2004: 185)). Anders verhält es sich, wenn man folgende zwei Sätze aneinanderreihet: *Dieses Hemd ist schmutziger als das da. Das ist sauberer* (bzw. im englischsprachigen Original: *This shirt is dirtier than that one. und That shirt is cleaner than this one.* (Croft/Cruse 2004: 186)). Bei diesen Sätzen erscheinen dt. *sauber* und dt. *schmutzig* (bzw. deren Komparative) als Antonyme zueinander (vgl. Croft/Cruse 2004: 186), was die hohe Relevanz des Kontexts für die Interpretation eines sprachlichen Zeichens auch hinsichtlich der Einordnung von dessen relationalen Verhältnis zu anderen sprachlichen Zeichen unterstreicht (vgl. auch Lyons 1968: 452f).

sich Gegensätze für gewöhnlich nur hinsichtlich eines einzigen Aspekts unterscheiden (vgl. Cruse 1986: 197) (so besteht etwa eine Ähnlichkeit von der (konventionellen) Bedeutungen zu dt. *groß* und dt. *klein* darin, dass beide auf Größenverhältnisse bzw. -bestimmung referieren). Auch dies bedingt die äußerst enge Beziehung, die derartige semantische Relationen herstellen. Kompleonyme decken überdies eine bestimmte semantische Ebene vollständig ab – zwischen ‚bestehen‘ und ‚durchfallen‘ gibt es etwa in Bezug auf Prüfungen gemeinhin keine dritte Alternative,<sup>241</sup> was wiederum das einander bedingende Verständnis beider Bedeutungen, von dem auch Cruse auszugehen scheint, unterstreicht.

Kommen wir nun auf die für die vorliegende Arbeit wesentlichere Frage zu sprechen, nämlich, welche Konsequenzen sich aus der Stärke bestimmter semantischer Relationen wie Antonymie und Kompleonymie ergeben, die für unsere Untersuchung von Rezessivität in Sprache relevant sind.

Semantische Relationen stellen offensichtlich Informationen dar, die inhaltsseitiger Natur sind, also (reziproke) Verbindungen zwischen zwei oder mehr inhaltsseitigen Elementen – gemeint sind hier vor allem Denotate – bedeuten. Die Ausdrucksseite erscheint erst sekundär von Relevanz zu sein, wie sich anhand eines üblichen Kommunikationsmodells, wie es bereits im Zusammenhang mit senderinduzierten lexikalischen Wandel skizziert wurde, zeigen lässt: Kommunikation erfolgt demnach nach einem Muster des Enkodierens und Dekodierens; ein Sender möchte einen Inhalt vermitteln und wählt einen Ausdruck, den er – gemäß seinem Mentalen Lexikon – (als mit hoher Wahrscheinlichkeit) mit dem Inhalt in Verbindung sieht; diesen Ausdruck kann ein Empfänger wahrnehmen und muss wiederum dem Ausdruck (durch Wahrscheinlichkeitsabwägung) einen Inhalt zuordnen, den er in seinem Mentalen Lexikon als wahrscheinlich da-

---

<sup>241</sup> Der Einschub „gemeinhin“ verweist darauf, dass absolute Aussagen hier kaum möglich erscheinen: Einerseits ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass – wie wohl alle inhaltsseitigen Informationen eines bilateralen sprachlichen Zeichens – auch alle Sinnrelationen stets kontextabhängig sind (vgl. Lyons 1968: 452f); andererseits ist es zumindest theoretisch durchaus möglich Zwischenbedeutungen zu behaupten bzw. zu konstruieren. Ein bekanntes Beispiel hierfür wäre hinsichtlich der Kompleonyme dt. *Tod* – dt. *Leben* die von abrahamitischer bzw. dabei vor allem christlicher Mythologie behauptete Auferstehung oder die Vorstellung eines Weiterlebens der „Seele“ im Jenseits; Cruse wiederum führt die Vorstellung von Geistern oder Vampiren an, die ebenfalls als weder tot noch lebendig gelten könnten (vgl. Cruse 1986: 200); auch mag man umgangssprachlich Zustände wie ein Koma hinsichtlich einer diesbezüglichen Zwischenbedeutung verstehen, die allerdings im medizinischen Sinne die Kompleonymie nicht berührt, da ein Lebewesen im Wachkoma (gemeint ist hier im Wesentlichen das apallische Syndrom) bekanntlich – (z.B. in der BRD) auch rechtlich – noch als lebend gilt.

mit verbunden sieht (sofern er dort überhaupt einen derartigen Inhalt findet, andernfalls wird er womöglich ausgehend vom Kontext „raten“) (s. zu diesem Verständnis von Kommunikation unter Verwendung sprachlicher Zeichen auch Gévaudan 2007: 53f). Inhaltsseitig anzuesiedelnde semantische Relationen verbinden daher in einem Mentalen Lexikon stets nur Inhaltsseiten sprachlicher Zeichen miteinander; erst durch eine (sekundäre) Zuordnung eines mit dem jeweiligen Inhalt in Verbindung gebrachten Ausdrucks wird auch die Ausdrucksseite von semantischen Relationen berührt.

Wenn semantische Relationen als inhaltsseitige Verbindungselemente fungierend lexikalische Einheiten verknüpfen, sind sie als Informationen auch inhaltsseitig zu verorten. Hinsichtlich der lexikalischen Einheit dt. *groß* ‚groß‘ bedeutet dies, dass die semantische Relation der Antonymie (bzw. Antisemie) eine Verbindung zur Bedeutung ‚klein‘ herstellt – aber eben nur eine Verbindung, was heißen soll, dass hierbei die Bedeutung ‚klein‘ keinesfalls gleichberechtigt neben die Bedeutung ‚groß‘ gezogen wird. Für die lexikalische Einheit dt. *groß* ‚groß‘ ist also nicht die Information der Bedeutung ‚klein‘ inhaltsseitig durch die Antonymie gespeichert, sondern die Antonymie (bzw. zunächst nur Antisemie) selbst. Die Information der Antonymie, die inhaltsseitig neben der Bedeutung ‚groß‘ gespeichert ist, entspricht demnach nicht mehr als einer simplen Notiz, dass es einen Gegensatz zu ‚groß‘ gibt. Umgekehrt ist natürlich auch neben der Bedeutung ‚klein‘ die Information eines existierenden Gegensatzes anzunehmen. Die beiden Inhaltsseiten strecken gewissermaßen ihre Arme aus, um eine gegensätzliche (und relationale) Bedeutung zu ergreifen und allein die Tatsache, dass beide dies tun, ermöglicht letztlich eine Verknüpfung, die selbstverständlich wechselseitiger Natur ist. Mathematisch ließe sich eine semantische Relation etwa durch die Zuordnung eines Wertes zwischen  $-1$  und  $1$  zu einem sprachlichen Element darstellen; so kann etwa eine Antisemie durch einen Wert wie  $-1$  dargestellt werden, wenn die Skala von  $|0|$  bis  $|1|$  reicht, wobei  $0$  für keinerlei Ähnlichkeit und  $1$  für Gleichheit steht und das negative Vorzeichen den jeweiligen Ähnlichkeitswert wiederum negieren kann.

Bezüglich Antonymie könnte man nun einwenden, dass diese ja nur vorliegen kann, wenn die Bedeutungen zweier Ausdrücke – um im Bild zu bleiben – einander tatsächlich die Hände reichen.<sup>242</sup> Dann würde sich die Frage stellen, ob man semantische Relationen tatsächlich neben eine jeweilige Bedeutung (d.h. ein Denotat) als Information stellen kann oder ob etwa ‚groß‘ zwangsläufig, um im

---

<sup>242</sup> Hinsichtlich der nun folgenden Ausführungen bezüglich der Struktur von semantischen Relationen sei etwa auf Croft/Cruse 2004: 67 und Langacker 1987: 214-217 verwiesen, die derartige Beobachtungen, wie sie hier am Deutschen exemplarisch dargestellt werden, bereits – teils mit abweichender Terminologie – beschrieben haben.

Sprachsystem seinen Sinn zu erfüllen und eine Versprachlichung einer entsprechenden Eigenschaft zu ermöglichen, sein Antonym zur Bedeutung ‚klein‘ oder gar nur diese Bedeutung (im Sinne einer lexikalischen Lücke) benötigt. Beide Bedeutungen könnten nach dieser Lesart nicht unabhängig voneinander existieren: Wenn ‚groß‘ in einem Mentalen Lexikon vorhanden ist, muss es ‚klein‘ auch sein und zwar unabhängig davon, ob beide Bedeutungen mit einer Ausdrucksseite verbunden konventionalisiert sind und welche Ausdrücke man ihnen zuordnet. Ginge man aber davon aus, würde dies heißen, dass die semantische Relation der Antonymie (bzw. Antisemie) das Zentrum beider Bedeutungen bildet, dass man also – in Folge von Wahrnehmung von Zuständen in der Welt – primär eine Antonymie (oder bloße Antisemie) im Mentalen Lexikon speichert und erst sekundär die entsprechenden Denotate.

Hinsichtlich der Antonymie klingt dies durchaus plausibel: Man kann sie auf Beobachtungen von Unterschieden in der Welt und dem Vergleichen dieser Unterschiede zurückführen. Ein Gegenstand wird als GROSS wahrgenommen (und im Mentalen Lexikon mit einem derartigen Merkmal verknüpft), ein anderer als GRÖßER oder KLEINER. In Relation kann man sie dann mit Ausdrücken zu ‚groß‘ und zu ‚klein‘ beschreiben, indem man eine Antonymie bemüht. Auf diese Weise erscheint es plausibel, semantische Relationen wie die Antonymie als Motivation zur „Bedeutungskultivierung“ zu begreifen. Die Integration einer solchen Bedeutung samt entsprechenden Ausdrucks ins Mentale Lexikon zieht eine Integration der jeweils antisemen Bedeutung nach sich, womöglich auch mitsamt einer Ausdrucksseite, sodass Antonymie vorliegt. Es wird hierbei also unweigerlich eine Skala eröffnet, die selbst den Kern der jeweiligen inhaltsseitigen Informationen darstellt.<sup>243</sup> Wenn in einem weiteren Schritt etwa ein dritter Gegenstand wahrgenommen wird, dessen Größe von den beiden anderen wahrgenommen Gegenständen abweicht, können dann ferner Ergänzungen um Bedeutungen wie ‚riesig‘, ‚normalgroß‘ oder ‚winzig‘ (auch samt entsprechend zugeordneten Ausdrücken) erfolgen.

Aber sollten wir uns semantische Relationen dann nicht als eingliedrige (direkte und eine Skala eröffnende) Verknüpfungselemente vorstellen, anstatt – wie anhand der Metapher der ausgestreckten, einander gereichten Arme veranschaulicht – als zweigliedrig, wobei bei letzterem die Verknüpfung erst entstehen kann, wenn eine Bedeutungen mit ihrem jeweiligen Glied des Verknüpfungselements auf eine zweite und deren Glied trifft?

---

<sup>243</sup> Siehe hierzu ferner auch Charles van Os (1989), der darauf hinweist, dass insbesondere „Wertung und Skalierung [...] ohne Vergleich nicht möglich [sind], für die Skalierung ist der Begriff der Dimension eine notwendige Bedingung“ (Os 1989: 82).

Dass die Vorstellung von semantischen Relationen als eingliedrige Verbindungselemente nicht immer greifen kann, zeigt sich jedoch sobald man andere Relationen als die bisher betrachteten miteinbezieht: Denn viele – wohl die meisten – semantischen Relationen weisen keine Abhängigkeit der durch sie verbundenen Bedeutungen voneinander auf und demnach kann auch nicht angenommen werden, dass die verbundenen Bedeutungen gemeinsam ihren Weg ins Mentale Lexikon gefunden haben müssen und ohne die jeweils andere nicht existieren könnten. Die Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ von dt. *Maus* kann etwa als Hyponym (Unterbegriff) zu dt. *Säugetier* ‚Säugetier‘ begriffen werden. Die semantische Relation der Hyponymie ist aber mit Sicherheit keine Voraussetzung für das Verstehen einer lexikalischen Einheit wie dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘, denn auch wenn man nicht weiß, dass eine Maus ein Säugetier ist oder was ein Säugetier ausmacht, wird man sie mit dieser lexikalischen Einheit in Verbindung bringen können, wenn man einem Exemplar einer Maus in der realen Welt begegnet. Daraus ergibt sich logisch, dass die semantische Relation der Hyponymie, also der Unterordnung, der Bedeutung ‚Maus‘ von dt. *Maus* zu ‚Säugetier‘ offensichtlich möglich ist, aber nicht notwendigerweise vorhanden sein muss. Aus diesem Grund ist die semantische Relation der Hyponymie eindeutig als zweigliedriges Verknüpfungselement zwischen beiden Bedeutungen zu verstehen.<sup>244</sup>

Diese widersprüchlichen Beobachtungen lassen sich am ehesten mit einer generellen Unterscheidung zwischen relationalen und nicht-relationalen Entitäten erklären, wie sie etwa von Croft und Cruse angeführt werden (vgl. Croft/Cruse 2004: 67). Ronald Langacker, auf den auch Croft und Cruse eingehen, kommt etwa zu der Einschätzung, dass Substantive nicht-relationaler Natur sind, Adjektive und Verben hingegen relationaler (vgl. Langacker 1987: 214-217). Die Beispiele von ‚groß‘ – ‚klein‘ und ‚(tierische) Maus‘ – ‚Säugetier‘ scheinen dies zu belegen, ebenso wie die Annahme, dass die Bedeutung des Verbs ‚laufen‘ zwangsläufig auch auf einen ‚Läufer‘ verweist (vgl. Croft/Cruse 2004: 67).<sup>245</sup> Einschränkend kann hierbei jedoch schon Wortbildung wirken, denn immerhin

---

<sup>244</sup> Es sei im Übrigen darauf hingewiesen, dass die Termini *ein-* und *zweigliedrige semantische Relation* nur darauf verweisen, wie die Relation (informativ und hinsichtlich ihres Verbindungsverhaltens) aufgebaut ist und Verknüpfungen herstellt. Über die Anzahl der durch die jeweilige Relation verknüpften Bedeutungen wird dabei keine Aussage getroffen. So kann dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ etwa sowohl als Hyponym zu Ausdrücken für ‚Säugetier‘ als auch zu ‚Nagetier‘ oder ‚Wirbeltier‘ auftreten. Ähnliches gilt auch für Kompleonyme bzw. Kompleosemie, wie das Beispiel der drei entsprechend verknüpften Bedeutungen ‚gestern‘, ‚heute‘ und ‚morgen‘ zeigt.

<sup>245</sup> Croft und Cruse führen hier im Englischen entsprechend das Beispiel anhand von engl. *run* und engl. *runner* vor (vgl. Croft/Cruse 2004: 67).

kann man aus dem Adjektiv dt. *groß* ohne Weiteres das Substantiv dt. *Größe* ableiten, welches aber zumindest dann, wenn es um räumliche Größe geht, die Antonymie des Adjektivs dt. *groß* weiter in sich trägt und relational auf etwas Kleines verweist, selbst wenn man annimmt, dass ein Substantiv dt. \**Kleine* im Deutschen nicht konventionalisiert ist, hierbei also eine lexikalische Lücke auf Kollektivebene besteht, denn rein inhaltsseitig kann von einer Lücke keine Rede sein; letzteres trifft im Übrigen auch auf ‚durstig‘ zu, wo zwar lexikalisch eine Lücke besteht (es gibt im Gegenwartsdeutschen kein (lexikalisiertes bzw. konventionalisiertes) Antonym zu dt. *durstig*), inhaltsseitig aber sehr wohl klar ist, dass eine antiseme Bedeutung ‚nicht-durstig‘ zu ‚durstig‘ in Analogie zu ‚hungrig‘ – ‚satt‘ existiert.

Dennoch ist der grundsätzlichen Annahme einer Unterscheidung lexikalischer Einheiten – und bloßen Bedeutungen – nach *relational* und *nicht-relational* nicht zu widersprechen und so sollten wir dieses Verständnis sinnvollerweise ebenso auf semantische Relationen anwenden. Denn was relational und nicht-relational meint, ist nicht etwa, dass nicht-relationale Entitäten wie das Substantiv dt. *Maus* (‚(tierische) Maus‘) in keiner semantischen Relation zu anderen lexikalischen Einheiten stehen können, sondern lediglich, dass relationale sprachliche Elemente wie das Adjektiv dt. *groß* (‚groß‘) zu mindestens einer anderen lexikalischen Einheit in semantischer Relation stehen muss. Letztlich liegt also bei dieser Kategorisierung dasselbe Problem zugrunde, das für die Relationen von ‚groß‘ – ‚klein‘ und ‚(tierische) Maus‘ – ‚Säugetier‘ festzustellen ist. Man könnte daher die vorliegende konträre Antonymie als eine eingliedrige semantische Relation bezeichnen und etwa die vorliegende Hyponymie als zweigliedrig.<sup>246</sup> Für die mathematische Darstellung von Wortbedeutungen wäre es in diesem Zusammenhang also sinnvoll, den Wert einer semantischen Relation und einen Zeiger auf das „Ziel“ der Relation per se als Teil der – möglicherweise vektorhaften – numerischen Darstellung der jeweiligen Bedeutung zu betrachten, wenn eine eingliedrige semantische Relation vorliegt; im Falle einer zweigliedrigen semantischen Relation sollte eine derartige Integration – wenn überhaupt – erst sekundär und in der Regel kontextgebunden (Stichwort: *word embeddings*) erfolgen.

Was eine eingliedrige semantische Relation angeht, stellt sich ferner die Frage, ob diese jeweils ganz bestimmte lexikalische Einheiten miteinander verbindet oder nur ein Muster impliziert, das verschiedenartig realisiert werden kann. Betrachten wir hierzu die semantische Relation in der ‚Autor‘ zu ‚schrei-

---

<sup>246</sup> Dass nicht jede Form der Antonymie zwangsläufig als eingliedrig gelten kann, wird sich später noch zeigen.



ben‘ steht: Man kann ‚Autor‘ als Agontosem (handelnde Größe) zu ‚schreiben‘ verstehen (s. dazu etwa Bär 2015: 728, der jedoch vom hiesigen Gebrauch abweichend die Ausdrucksseite stärker betont und dabei dementsprechend von Agontonymie spricht). Dass ein Autor jemand ist, der etwas schreibt (und sprachlich zum Ausdruck bringt), kann als unabdingbares Charakteristikum der konventionellen Verwendung des Begriffs im Gegenwartsdeutschen gelten – ‚Autor‘ ist also unweigerlich mit einem durch ein Verb ausdrückbaren Vorgang verbunden. Die lexikalische Einheit des Verbs dt. *schreiben* ‚schreiben‘ wiederum trägt in sich unzweifelhaft die Information eines Agontonyms, d.h. die Information, dass es jemanden oder etwas gibt, der bzw. das schreibt. Ein Ausdruck für ‚schreiben‘ ist also unweigerlich mit einem Agontonym verbunden. In beiden Fällen ist aber die Zuordnung ‚Autor‘ – ‚schreiben‘ keine zwangsläufige. Man kann auch sagen, dass ein Autor jemand ist, der etwas verfasst. Dt. *verfassen* und dt. *schreiben* wirken in diesem Zusammenhang inhaltsseitig synonym, doch die Existenz von Synonymie im engeren Sinne ist, wie bereits gesehen, zu verneinen und beschränkt sich hierbei höchstens auf das Denotat oder genauer Teile desselben. Die semantische Schnittmenge der lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *verfassen* und dt. *schreiben* beträgt also nicht einhundert Prozent. Dennoch kann man beiden etwa nachsagen, dass sie auf einen Schreibvorgang referieren.

Separieren wir die Ausdrucksseite zunächst, so kann eine Bedeutung ‚schreiben‘ durchaus für beide Einheiten in Form eines Teildenotats gefunden werden. Erst sekundär, durch die Vernetzung mit weiteren Denotatsteilen und insbesondere der Wahl eines konventionalisierten Ausdrucks (und dadurch auch Lexems) wie dt. *schreiben* oder dt. *verfassen* erwirkt der jeweilige Zeichenbenutzer im Vorgang des Enkodierens der Bedeutung ‚schreiben‘ inhaltsseitige Abweichungen, die die Synonymie beider Einheiten ausschließen. Dies kann ausdrucksseitig etwa damit begründet werden, dass dt. *verfassen* eine Derivation aus den Bestandteilen dt. *ver-* und dt. *-fassen* darstellt, was für den Rezipienten für gewöhnlich transparent ist und unweigerlich andere Nuancen zur Inhaltsseite hinzufügt, als es bei dt. *schreiben* der Fall ist. Dennoch kann man, wenn man ein Denotat zu isolieren sucht, die Bedeutung ‚Autor‘ als zwangsläufig mit der Bedeutung ‚schreiben‘ – wie auch immer man diese dann ausdrucksseitig enkodiert und in Konsequenz auch inhaltsseitig ergänzt oder verändert – in Verbindung sehen.

Ähnlich verhält es sich mit ‚schreiben‘, wenn wir dieses anstelle der Bedeutung ‚Autor‘ in das Zentrum des Untersuchungsinteresses rücken: Ein Autor kann schreiben, aber ein Verwaltungsbeamter auch. Ebenso mag jeder beliebige Eigenname mit ‚schreiben‘ in Verbindung gesetzt zu werden: *Peter schreibt. Anne schreibt.* Wir wissen von *Peter* und *Anne* damit nicht mehr als ihre Namen und

dass sie eine bestimmte Handlung vollziehen. Sie könnten Autoren sein, müssen es aber nicht. Anders als die Verbindung von ‚Autor‘ zu ‚schreiben‘ ist die umgekehrte Verbindung von ‚schreiben‘ zu ‚Autor‘ somit keineswegs eine zwangsläufige,<sup>247</sup> sehr wohl aber wiederum die Verbindung eines Ausdrucks für ‚schreiben‘ mit einem zugehörigen Agontonym: Die semantische Relation, die zur Bedeutung ‚schreiben‘ gespeichert ist, weist uns (implizit) darauf hin, dass es einen Verursacher, eine hervorbringende Größe dazu gibt. Dieses Agontonym kann auf unterschiedliche Weise realisiert sein (etwa als dt. *Schreiber*).

Was wir anhand der Beziehung von ‚schreiben‘ zu ‚Autor‘ (und umgekehrt) sehen, ist dass die semantische Relation beider Bedeutungen zueinander sich eben auf die Bedeutungen beschränkt und dass durchaus von Relevanz ist, von welcher Bedeutung man ausgeht (vgl. ferner auch Lyons 1968: 452f). Die Verknüpfung mit Ausdrücken erfolgt sekundär, was heißt, dass die semantische Relation ausdrucksseitig durchaus unterschiedlich realisiert werden kann, aber die inhaltsseitige Information, die in ihr steckt durchaus ganz bestimmte Bedeutungen verlangt. Wenn *Anne*, *Peter*, ein *Verwaltungsbeamter* und ein *Autor* als Agontonyme zu dt. *schreiben* auftreten können, so ist die Schnittmenge, die sich im Zusammenhang mit der semantischen Relation herauslesen lässt, schlicht mit der Bedeutung ‚jemand oder etwas, der bzw. das schreibt‘ zu fassen. Die Relation ergibt sich in diesen Fällen eindeutig aus dem Kontext, denn wohl niemand würde mit einer bloßen Auflistung der vier genannten Agontonymen (*Anne*, *Peter*, *Verwaltungsbeamter*, *Autor*) spontan auf die Idee kommen, sie mit dt. *schreiben* in Verbindung zu bringen. So veranschaulicht das Beispiel um ‚schreiben‘ eine Feststellung, die John Lyons bereits 1968 tätigte: Alle Sinnrelationen sind stets kontextabhängig und somit nicht allgemeingültig und stabil (vgl. Lyons 1968: 452f). Gleichzeitig muss aber auch Langackers Einschätzung, dass Substantive nicht-relationaler Natur sind, relativiert werden, denn es konnte gezeigt werden, dass ‚Autor‘ durchaus relationale Verknüpfungen benötigt.

Eingliedrige semantische Relationen müssen daher als unabhängige Kategorie und Information auf der Inhaltsseite sprachlicher Zeichen begriffen werden; diese Kategorie kann zweierlei Ausprägungen haben: Wie unsere Betrachtungen zu ‚klein‘ – ‚groß‘ gezeigt haben, bedingt dort das Einspeisen der einen Bedeutung in ein Mentales Lexikon notwendigerweise das Einspeisen der anderen; bei ‚Autor‘ – ‚schreiben‘ verhält sich dies anders: Die Bedeutung ‚Autor‘ kann nur

---

<sup>247</sup> Natürlich kann man auch einen Satz wie dt. *Der Autor kauft einen Kaffee*. formulieren; ein Autor kann also selbstverständlich mit anderen Verben als jenen mit einer Bedeutung ‚schreiben‘ in Verbindung gebracht werden, nichtsdestoweniger bleibt eben jene Bedeutung unabdingbar mit ihm verbunden, was für ein Verb wie dt. *kaufen* und deren konventionell zugeordnete Bedeutung nicht gilt.

in ein Mentales Lexikon eingespeist werden, es dort mit einer Bedeutung ‚schreiben‘ verknüpft werden kann; ‚schreiben‘ hingegen benötigt nicht notwendigerweise eine Relation zu ‚Autor‘, sondern nur zu einem beliebigen Agontonym bzw. Agontosem (und sei es nur ein Eigenname), um in einem Mentalen Lexikon verankert zu werden. Daher ist die Eingliedrigkeit der semantischen Relation bei ‚klein‘ – ‚groß‘ reziprok, bei ‚Autor‘ – ‚schreiben‘ geht sie jedoch nur von ‚Autor‘ aus. Eingliedrige semantische Relationen sind der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens inhärent und können so verbundene Denotate als rezessive Information in ein Mentales Lexikon einspeisen (so wird durch die Aufnahme einer lexikalischen Einheit wie dt. *klein* ‚klein‘ in ein Mentales Lexikon zwangsläufig auch die Bedeutung ‚groß‘ in dasselbe Mentale Lexikon eingespeist, da die zugrunde liegende Skala für das Wesen von ‚klein‘ zentral ist – dies gilt auch dann, wenn ‚groß‘ bisher (insbesondere im Rahmen einer lexikalischen Einheit) noch keinen Zugang zum jeweiligen Mentalen Lexikon gefunden hatte; ‚groß‘ liegt dann, da es in diesem Szenario bisher unphänotypisiert ist, primär rezessiv vor, wogegen der Informationsgehalt der Skala selbst mit ‚klein‘ mitphänotypisiert würde (dabei also gewissermaßen „dominant“ ist)). Für unser mathematisches Modell ließe sich bezüglich des Beispiels um ‚Autor‘ und ‚schreiben‘ schließlich eine eingliedrige semantische Relation von ‚Autor‘ zu ‚schreiben‘ als Wert zur numerischen Darstellung von ‚Autor‘ zuordnen; ‚schreiben‘ hingegen verfügt über keine eingliedrige semantische Relation zu ‚Autor‘ wohl aber zu einem Agontosem, welches wiederum als Teil des „Bedeutungspakets“ von Autor ist. Die hohe Relevanz, die semantischen Relationen im hiesigen Modell zukommt wird hieran deutlich, denn auch die Zugehörigkeit zu einem „Bedeutungspaket“, welches wir als Gesamtheit inhaltsseitiger Information eines Zeichens begreifen können, lässt sich durch (zweigliedrige) Relationen zwischen sprachlichen Elementen beschreiben.

Diesbezüglich verhält es sich mit rein zweigliedrigen semantischen Relation – wie der Hyponymie (z.B. dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ zu dt. *Säugetier* ‚Säugetier‘) – anders: Da sowohl eine Bedeutung ‚Säugetier‘ als auch eine Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ prinzipiell ohne Unter- bzw. Überbegriffe denkbar ist, kann man semantische Relationen der Über- bzw. Unterordnung zwar durchaus, wie es hier bereits vorgeschlagen wurde, als Teil der Inhaltsseite zu den entsprechenden Bedeutungen beigeordnet verstehen, der bei Bedarf zur Herstellung einer Verknüpfung in der Lage ist;<sup>248</sup> allerdings zieht hierbei die Einspeisung des einen

---

<sup>248</sup> Eine Diskussion bekannter semantischer Relationen hinsichtlich einer Einstufung als ein- oder zweigliedrig führt an dieser Stelle für die weiteren Ausführungen im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit zu weit. Dennoch sollte die Vorgehensweise deutlich

Denotats in ein Mentales Lexikon – anders als bei eingliedrigen semantischen Relationen – jedoch nicht die Einspeisung des jeweils anderen über eine Skala zwangsläufig nach sich (man könnte die jeweils andere Bedeutung als rezessiv erachten, wie es auch hinsichtlich eingliedriger semantischer Relationen vorgeschlagen wurde, nicht aber wird durch die Phänotypisierung einer der beiden Bedeutungen die entsprechende Relation an sich phänotypisiert (auch sie bleibt rezessiv)).

Nichtsdestoweniger sollte sich bereits gezeigt haben, als wie wenig erforscht und gleichzeitig höchst komplex sich derartige Phänomene im Mentalen Lexikon insbesondere hinsichtlich ihrer informationstheoretischen Beurteilung darstellen, weshalb die Kategorien von ein- bzw. zweigliedrigen semantischen Relation nur als Modell verstanden werden sollten, das als Verständnishilfe dienlich ist und in Anlehnung, wenn auch – wie gesehen – nicht in vollständiger Deckungsgleichheit, an das Verständnis relationaler und nicht-relationaler Entitäten nach Croft und Cruse zu begreifen ist (vgl. Croft/Cruse 2004: 67). Eine vollständige Abbildung der Wirklichkeit – sofern dies überhaupt möglich ist – sollte hierbei nicht angenommen werden. Dennoch wird sich an späterer Stelle noch zeigen, dass insbesondere die Vorstellung zweigliedriger Verknüpfung plausible Erklärungen für bereits besprochene Phänomene wie der Wortbildung bei sogenannten Lehnübersetzungen oder Lehnübertragungen auf Informationsebene liefern kann. Ferner lassen sich, wie bereits skizziert wurde, derartige Relationen auch leicht mathematisch darstellen, um objektiv berechenbare Sprachmodellierungen zu ermöglichen.

Nachdem wir uns nun einen Überblick über den Informationsgehalt von semantischen Relationen verschafft haben, können wir aufbauend auf diese Erkenntnisse nach Hinweisen auf Speicherung rezessiver Informationen in semantischen Relationen suchen, die sich soeben schon angedeutet haben. Die Feststellung, dass zweigliedrige semantische Relationen eine Verknüpfung einer Bedeutung mit einer anderen ermöglichen, ohne diese zwangsläufig herzustellen, lässt sich so lesen, dass ein „ins Leere greifendes“ Glied einer zweigliedrigen Verknüpfung, das inhaltsseitig einer Bedeutung (d.h. einem Denotat) eines sprachlichen Zeichens beigeordnet ist, Träger rezessiver Informationen ist (sofern eben keine entsprechende Bedeutung, die damit verknüpft wird, im Lexikon vorhanden ist). Denn angenommen wir könnten ein Substantiv wie dt. *Maus* bzw. genauer die

---

geworden sein. Eine umfassende Auflistung und Beschreibung semantischer Relationen (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) findet sich bei Bär 2015: 738-747. Sie könnte eine Grundlage für besagte Kategorisierung bieten; dennoch ist darauf hinzuweisen, dass bei genauer Betrachtung nicht jeder Fall ein und derselben semantischen Relation zwangsläufig in die gleiche Kategorie einzuordnen ist, wie sich später noch zeigen wird.

lexikalische Einheit dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ keinem Überbegriff zuordnen, so wäre die Möglichkeit dafür dennoch inhaltsseitig in Form des „ins Leere greifenden“ Gliedes dieser Relation gespeichert, also rezessiv vorhanden. Anders als soeben hinsichtlich eingliedriger semantischer Relationen ist hierbei aber zu beachten, dass nicht nur die relationale Bedeutung als solche rezessiv zu verstehen ist, sondern auch die Relation an sich. Kann ‚klein‘ ohne eine relationale Größe wie das Antisem ‚groß‘ nicht verstanden werden, gilt dies für ‚(tierische) Maus‘ und ein Hyperosem ‚Säugetier‘ so nicht. Im Falle einer Phänotypisierung von ‚klein‘ wird somit die skalahaft semantische Relation mitphänotypisiert, die Bedeutung ‚groß‘ bleibt (primär) rezessiv; im Falle einer Phänotypisierung von ‚(tierische) Maus‘ bleiben hingegen sowohl die semantische Relation der Hyperonymie bzw. Hyperosemie als auch entsprechende hyperonyme bzw. hyperoseme Bedeutungen (ebenfalls primär) rezessiv.<sup>249</sup> Zweigliedrige semantische Relationen wie Hyperosemie bzw. Hyperonyme sind daher ebenso als primär rezessiv zu einer lexikalischen Einheit wie dt. *Maus* ‚Maus‘ zu verstehen wie es für eingliedrige semantische Relationen gilt, wobei die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bei zweigliedrigen in der Regel als niedriger angenommen werden kann, aber stets von den jeweiligen sprachlichen Bedürfnissen etwaiger Phänotypisierer abhängt (so erhöht die eigene Arbeit an einem Klassifizierungssystem von Lebewesen freilich die Wahrscheinlichkeit dafür, dass man ein Hyperonym zu dt. *Maus* phänotypisiert, wogegen dies im Alltag ansonsten vermutlich weit weniger wahrscheinlich ist).

Nicht realisierte semantische Relationen müssen also als Träger rezessiver Informationen verstanden werden und stellen dabei selbst rezessive Informationen dar – aber was bedeutet dies konkret? Sollte man etwa für jede lexikalische Einheit jede semantische Relation als veranlagt betrachten? Dies würde etwa bedeuten, dass wir für das Substantiv dt. *Milch* ‚Milch‘ ein Antisem (nicht aber ein offensichtlich nicht existierendes oder zumindest nicht im Lexikon aufzufindendes Antonym) als (primär) rezessiv veranlagt betrachten müssten. Ebenso müsste man für das Adjektiv dt. *gelb* ‚gelb‘ ein Agontosem, also eine Gelbheit hervorruhende Größe, als grundsätzlich veranlagt verstehen.<sup>250</sup> Dies mag ein Gedanke

---

<sup>249</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass in diesen Ausführungen zwar zumeist von Denotaten ausgegangen wird, dass diese aber im Falle einer Phänotypisierung, d.h. einer Wahrnehmbarwerdung samt tatsächlicher Wahrnehmung, selbstverständlich mit einem Ausdruck in Verbindung gebracht werden müssen (andernfalls entfele eine sprachliche Wahrnehmbarkeit). Denotate können also nur dann ohne zugeordneten Ausdruck existieren, wenn sie sich im rezessiven Zustand befinden.

<sup>250</sup> Da ausgehend von der lexikalischen Einheit dt. *gelb* ‚gelb‘ mittels konventioneller Wortbildungsmechanismen des Gegenwartsdeutschen auch eine Ausdrucksseite zur

sein, der einem zunächst fremd erscheint, ich aber meine, dass wir genau darin eine entscheidende Voraussetzung dafür finden, wie ein Mentales Lexikon erweitert werden kann und wie die Entwicklung natürlicher Sprache im Allgemeinen ausgehend von simplen Strukturen zu einem derart komplexen Gebilde, wie wir es heute vorfinden, vonstattengehen konnte. Die Wahrscheinlichkeit der Phänotypisierung eines Agontosems zu ‚gelb‘ man höchst gering sein, genau o ist sie deshalb jedoch nicht.

Es hat sich im Laufe dieser Arbeit schon mehrfach gezeigt, dass wir die Inhaltsseite sprachlicher Zeichen als Geflecht aus Information verstehen müssen (hierbei sei insbesondere auf Kapitel 1.5.2 und die dabei heranzitierte Literatur verwiesen). Informationen werden dabei auf verschiedenen Ebenen eingelagert, also etwa als Denotat, Konnotat, Merkmal oder semantische Relation. Die bisher in jedem Fall nachweisbare und stets relevante Rolle, die die konkrete Kommunikationssituation bzw. der Kontext dabei jeweils spielt, kann nicht anders verstanden werden, als dass sich die Informationen auf der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens bei jeder Abrufung des entsprechenden Zeichens im Vergleich zur letzten Abrufung verändert haben bzw. im Sinne der hier vorgeschlagenen Terminologie formuliert: Hinsichtlich der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens ist bei jeder Phänotypisierung mit einem anderen Konglomerat aus Informationen zu rechnen, obgleich die diesbezügliche Schnittmenge zwischen zwei Phänotypisierungen aufgrund bestehender Konvention groß sein mag.

Diese Dynamik hat zweifelsfrei vielfältige Folgen: Eine ist beispielsweise die, dass es trotz Konventionalität sprachlicher Zeichen zu Missverständnissen zwischen einem Sender und einem Empfänger kommen kann, eine andere die wohl erstmals 1968 von Lyons beschriebene Instabilität semantischer Relationen (s. Lyons 1968: 452f). Aus diesem Grund sollte die Annahme prinzipieller Veranlagung zweigliedriger semantischer Relationen auf der Inhaltsseite sprachlicher Zeichen nicht stutzig machen, sondern nur logisch erscheinen: Sie sind Voraussetzung für die Strukturierung und Organisation sprachlichen Wissens. Indem ein auf der Inhaltsseite einer Bedeutung beigeordnetes Glied einer zweigliedrigen semantischen Relation – zunächst immer rezessiv – gespeichert ist, sich also im Sprachgebrauch gewöhnlich noch nicht wahrnehmen lässt, tastet es – um weiterhin dieses Bild zu bemühen – das Mentale Lexikon nach einem jeweiligen, passenden Gegenstück ab. Bei einer lexikalischen Einheit wie dt. *Autor* ‚Autor‘ würde demnach die semantische Relation der Agontonymie für die Einheit,

---

Bedeutung ‚Gelbheit hervorbringende Größe‘ bildbar ist, muss auch ein entsprechender Ausdruck als primär rezessiv gelten, sodass eine lexikalische Einheit im Sinne eines Agontonyms zu besagter lexikalischen Einheit primär rezessiv vorliegt (so etwa dt. \**Gelbmacher* ‚Gelbheit hervorbringende Größe‘).

der sie inhaltsseitig zugeordnet ist und die sie als handelnde Größe behandelt, nach einem Praxeonym, das für eine Handlung steht, suchen, da Praxeonyme die passenden Gegenstücke zu Agontonymen bilden (vgl. dazu etwa Bär 2015: 728). Ob es schließlich zu einer Verknüpfung kommt und, falls ja, mit welcher anderen lexikalischen Einheit (auch eine Verknüpfung mit mehreren (wie etwa dt. *schreiben* und dt. *verfassen*) ist denkbar), hängt wiederum vom Kontext ab.

Im folgenden Satz würde dt. *Autor* als Praxeonym gar das Verb dt. *essen* zugeordnet werden: *Der Autor isst ein Eis*. Anders hier: *Der Autor schreibt einen Roman*. Dass schreiben eine charakteristische Handlung eines Autors darstellt, essen jedoch nicht, hängt zweifelsfrei mit prototypischen Vorstellungen der Merkmale oder gar des Denotats, die konventionell mit dem Ausdruck dt. *Autor* verbunden sind, zusammen; wird ein Autor als essend beschrieben, ist die bestehende semantische Relation zwischen dt. *Autor* und dt. *essen* als Betonung eines semantischen Teilaspekts von dt. *Autor* zu verstehen, nach der ein Autor ein Mensch bzw. ein Wesen ist, das essen kann (und ggf. muss). Die inhaltsseitig veranlagte semantische Relation der Agontonymie erlaubt jedoch eine kontextabhängige und somit alternativenreiche Realisierung einer Bedeutungsverknüpfung mit einem Praxeonym, die sich – wie etwa bei dt. *Autor* zu dt. *schreiben* – konventionalisieren und sich in einem Lexikon der Individual- ebenso wie in einem der Kollektivebene fest verankern kann.

Es steht dabei außer Frage, dass das, was am anderen Ende der Verknüpfung, die Agontonymie für ‚Autor‘ herstellen kann, steht, nicht beliebiger Natur sein kann, sondern bestimmte Bedingungen erfüllen muss. Die Grundvoraussetzung ist, dass eine Verbindung zu einer Bedeutung, die eine Handlung beschreibt, hergestellt werden muss; darin liegt jedoch die Beschränkung auf Verben. Ebenso wird ein Kteseonym (ein Eigentum (vgl. Bär 2015: 743)) nie einem Verb zugeordnet werden: *Anne hat Geld*. In diesem Fall tritt dt. *Geld* als Kteseonym zu *Anne* auf; dass dt. *Geld* aber von einem Verb besessen wird, erscheint selbst dann nicht möglich, wenn man letzteres substantiviert: *Das Arbeiten hat Geld*. Würde man einen Satz wie diesen formulieren, so käme wohl kaum jemand auf die Idee, anzunehmen, dass dt. *Geld* in Besitz des *Arbeitens* ist. Vielmehr könnte man dt. *Geld* bzw. den ‚Erhalt von Geld‘ als Folge des *Arbeitens* interpretieren, womit dt. *Arbeiten* hier als Poietetonym (hervorbringende Größe (vgl. Bär 2015: 745)) zu dt. *Geld* verstanden werden kann. Der Versuch, Kteseonyme zu Verben zu bilden, scheitert also vor allem auf pragmatischer Ebene, weshalb wir nicht voreilig davon ausgehen sollten, dass vermeintliche Beschränkungen hinsichtlich semantischer Relationen absolut sind. Sprachliche Konventionen – möglicherweise gepaart mit weiteren Faktoren wie Welt- oder Handlungswissen – mögen in der

Praxis viel verhindern, was auf Systemebene durchaus veranlagt ist. Dies bedeutet aber nicht, dass es hierbei keine Ausnahmen geben kann oder sich durch Wandel in den Konventionen Verschiebungen ergeben können.<sup>251</sup>

Wenn wir davon ausgehen, dass ein Glied aller oder zumindest vieler zweigliedriger semantischer Relationen inhaltsseitig einer jeden Bedeutung beigeordnet ist und beständig nach entsprechenden Gegengliedern zur Herstellung einer Verknüpfung „sucht“, kann der Cocktail der übrigen inhaltsseitigen Informationen entscheidend dafür sein, ob und falls ja, wie oft und zahlreich die jeweilige semantische Relation tatsächlich Verknüpfungen herstellen kann, die phänotypisiert erscheinen, und ebenso dafür, als wie stark sich diese erweisen: So ist die semantische Relation von ‚Autor‘ zu ‚schreiben‘ zweifelsfrei eine häufigere und stärkere als von ‚Autor‘ zu ‚essen‘, was mit dem konventionellen Gebrauch der entsprechenden, konventionell zugeordneten Ausdrücke zu erklären ist. Es ist anzunehmen, dass die Aktivität unterschiedlicher, einer Bedeutung beigeordneter semantischer Relationen umso höher ist, je unspezifischer und geringer die Gesamtmenge entsprechender inhaltsseitiger Informationen ist (darum ist etwa davon auszugehen, dass beispielsweise auftretende Eigennamen üblicherweise mit mehr unterschiedlichen Verben in Verbindung auftreten als es die lexikalische Einheit zu dt. *Autor* tut<sup>252</sup>). Demnach wird umgekehrt die Vielfalt aktiver, sich letztlich durch die tatsächliche Herstellung von Bedeutungsverknüpfungen phänotypisch als in der Sprache wahrnehmbar äußernder semantischer Relationen abnehmen, je häufiger eine lexikalische Einheit verwendet und somit um Informationen (konventionell) ergänzt oder zumindest informativ modifiziert wird.

Möglicherweise wird sich eine solche Annahme künftig als hilfreich zur Beantwortung von Fragen der Evolution des Wortschatzes oder gar der Sprachevolution an sich herausstellen; zuvor dürften jedoch einige weitere Schritte zum Verständnis sprachlicher Informationen und ihrer Verarbeitung und Organisation im Mentalen Lexikon sowie empirische Überprüfungen vonnöten sein, die im Rahmen dieser Arbeit oft leider nicht einmal im Ansatz möglich sind. Es zeigt sich also zuletzt, dass in vielen Fällen bisher über Plausibilitätserklärungen nicht hinauszukommen ist, aber gleichsam auch, dass eine Beschäftigung mit diesen

---

<sup>251</sup> Ferner ist hier natürlich auch jede Individualebene als solche ernst zu nehmen: Versteht ein Empfänger des Satzes dt. *Das Arbeiten hat Geld*. derart, dass das *Geld* Besitz des *Arbeitens* ist, so phänotypisiert er besagten Satz semantisch eben in dieser Weise; allein die Wahrscheinlichkeit hierfür ist aufgrund bestehender Konventionen des Gegenwartssprachlichen als geringer einzuschätzen als etwa für eine Phänotypisierung in der Bedeutung ‚durch Arbeit erhält man Geld‘.

<sup>252</sup> Hierfür böten sich Analysen von *word embeddings* zur Untersuchung an.



Fragen für die linguistische Forschung vielversprechend bleibt. Nichtsdestoweniger kann die vorliegende Arbeit nur einen bescheidenen Teil dazu beitragen und beschränkt sich daher auf die wesentlichen Aspekte, die das Phänomen sprachlicher Rezessivität, die ja im Zentrum des hiesigen Forschungsinteresses steht, betreffen.

Betrachten wir in diesem Sinne einige weitere Beispiele, um deren etwaigen Gehalt rezessiver Informationen im Zusammenhang mit semantischen Relationen zu überprüfen. Die Bedeutungen ‚Bruder‘ und ‚Schwester‘ weisen Komplexsemie auf, für die wir annehmen, dass es sich dabei um eine eingliedrige semantische Relation handelt, da sie offensichtlich in Analogie zu ‚männlich‘ – ‚weiblich‘ steht, die schon aus (human)biologischen Gründen eine Unterscheidung eröffnen, bei der im Erkennen der Unterschiedlichkeit, die einer eklatanten Ähnlichkeit gegenübersteht, bereits notwendigerweise beide Bedeutungspole wahrgenommen werden müssen (und zwar unabhängig davon, ob und wie man diese mit einem sprachlichen Ausdruck verknüpft; ferner ist die Wahrnehmung dieser Unterschiedlichkeit auch relevant für die biologische Arterhaltung).

Die konventionelle Bedeutung zum Ausdruck dt. *Krankenschwester* kann als ‚weibliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ umschrieben werden und weist somit eine geschlechtsspezifische Komponente auf, die – bedingt durch die damit verbundene eingliedrige semantische Relation der Komplexsemie – eine Verknüpfung zu einer Bedeutung ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ herstellt. Wegen des zweiten Glieds des ausdrucksseitigen Kompositums dt. *Krankenschwester* (also dt. *-schwester*) und der damit konventionell verbundenen Bedeutung wäre als Kompleonym zu dt. *Krankenschwester* dt. *\*Krankenbruder* logisch anzunehmen. Tatsächlich war ein derartiges Kompleonym lange Zeit offenbar nicht lexikalisiert und fand in jüngerer Zeit in Form des Ausdrucks dt. *Krankenpfleger* Einzug in das Lexikon der Sprachgemeinschaft des Deutschen.<sup>253</sup> Diese Kompleonymie findet sich auch in den Beschreibungen des Universalwörterbuchs der Dudenredaktion abgebildet, wo sowohl dt. *Krankenschwester* als

<sup>253</sup> So taucht dt. *Krankenpfleger* – ebenso wie das Kompleonym dt. *Krankenpflegerin* – erstmals 1973 in der 17. Auflage des „Duden. Rechtschreibung“ auf (s. Dudenredaktion 1973: 408), wogegen die 16. Auflage von 1967 noch lediglich dt. *Krankenpflege* und dt. *Krankenschwester* aufführt (s. Dudenredaktion 1967: 404) (beide werden im Übrigen auch noch in der 17. Auflage aufgeführt (s. Dudenredaktion 1973: 408)) (dass zwischen den beiden genannten Auflagen das Jahr 1968 mit seinen politisch linksgerichteten Reform- und Revolutionsbewegungen innerhalb der Bundesrepublik Deutschland steht, in deren Rahmen bekanntlich auch feministische Strömungen mehr Unterstützung erfuhren, sei hierbei zur Kenntnis genommen; inwiefern sich dies tatsächlich auf die Etablierung der Kompleonyme dt. *Krankenpfleger* und dt. *Krankenpflegerin* ausgewirkt hat, wäre an anderer Stelle zu überprüfen).

auch dt. *Krankenpfleger* als „Fachkraft für Krankenpflege“ (Dudenredaktion 2015: 1060) beschrieben werden, hierbei bei ersterem jedoch das Attribut „weibliche“ und bei letzterem „männliche“ als distinktiv vorangestellt ist (s. Dudenredaktion 2015: 1060). Als generisches Maskulinum kann dt. *Krankenpfleger* aber auch als Hyperonym (übergeordnete Kategorie) zu dt. *Krankenschwester* erscheinen, worin sich nicht zuletzt erneut die Kontextabhängigkeit semantischer Relationen zeigt. Diese unterschiedliche Auslegung der semantischen Relation ist aber insbesondere durch die entsprechenden Ausdrucksseiten zu begründen: Bei einer lexikalischen Einheit dt. \**Krankenbruder* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ fällt es schwer, sich vorzustellen, dass es ohne Zwischenschritte lexikalischen Wandels zu einem Verhältnis der Hyperonymie zu dt. *Krankenschwester* kommen könnte. Überdies wäre ausdrucksseitig aufgrund deutscher Wortbildungsmuster als Kompleonym zu dt. *Krankenpfleger* eher dt. *Krankenpflegerin*, das durchaus als lexikalisiert gelten kann,<sup>254</sup> zu erwarten – auch hier kann nur der jeweilige Verwendungskontext Klarheit verschaffen.

Es zeigt sich an diesen Beispielen also, dass semantische Relationen zwar an Bedeutungen geknüpft sind, aber der indirekte Einfluss von Ausdrucksseiten, die einer Bedeutung konventionell zugeordnet sind, nicht unterschätzt werden sollte. Gleichzeitig geben diese Beobachtungen Grund zur Annahme, dass eingliedrige semantische Relationen nicht nur – wie wir es schon für zweigliedrige annehmen – als Relation an sich rezessiv als einer Bedeutung zugeordnet gespeichert sind, sondern dass sie sogar die kompleonyme(n) Bedeutung(en) rezessiv im Mentalen Lexikon verankern können (also ähnlich wie wir es bereits zu Beginn dieses Kapitels anhand des Beispiels ‚groß‘ – ‚klein‘ für Antonymie angenommen haben). Ebenso zeigt sich, dass mit einer derartigen Verankerung einer Bedeutung nicht zwangsläufig eine Konventionalisierung bzw. Verbindung der Bedeutung mit einem Ausdruck einhergeht (die Bedeutung kann also rezessiv bleiben). Die Rezessivität einer Bedeutung bezieht sich hierbei explizit auf den lexikalischen Bereich und betrifft somit auch all jene lexikalischen Lücken, denen wir uns bewusst sind oder sein können, bei denen also Bedeutungen bewusst erscheinen, aber nicht ausdrucksseitig konventionalisiert sind (wie eben das im Deutschen fehlende Antonym zu ‚durstig‘). All dies schließt nicht aus, dass rezessive

---

<sup>254</sup> So findet sich auch dazu ein Eintrag im „Universalwörterbuch“, wobei die Bedeutungsbeschreibung dort interessanterweise schlicht „Krankenschwester“ (Dudenredaktion 2015: 1060) lautet; des Weiteren fand dt. *Krankenpflegerin*, wie bereits erwähnt, gleichzeitig mit dem entsprechenden Kompleonym dt. *Krankenpfleger* Eingang in den Duden (s. Dudenredaktion 1973: 408 gegenüber Dudenredaktion 1967: 404).

Bedeutungen etwa auf Satz- oder Textebene paraphrasiert und somit phänotypisiert werden können; ausdrucksseitig-lexikalisch sind sie dabei aber weiterhin als *rezessiv* zu bezeichnen.<sup>255</sup>

Ein weiteres Beispiel für die Produktion einer lexikalischen Lücke, bei der eine Bedeutung rezessiv im Mentalen Lexikon gespeichert ist, weil sie durch eine eingliedrige semantische Relation einer anderen, bereits lexikalisierten Bedeutung transportiert wird, stellte lange Zeit dt. *befreunden* ‚Freundschaft knüpfen; herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ bzw. das dazu im weiteren Sinne synonyme dt. *anfreunden* dar. Die durch eine reverse Antonymie erkennbare Bedeutung ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ muss für das Deutsche als lange Zeit nicht konventionell mit einem Ausdruck verbunden und nicht lexikalisiert gelten und findet erstmals 2017 in der 27. Auflage des „Duden“ zum neu aufgenommenen Ausdruck dt. *entfreunden* Eingang, wenn auch mit dem Hinweis, dass der Gebrauch „salopp“ sei und sich auf virtuelle Freundschaft in „sozialen Netzwerken“ beschränke (s. Dudenredaktion 2017: 401); nichtsdestoweniger kann die Bedeutung zuvor durchaus im Mentalen Lexikon jedes Individuums, das dt. *anfreunden* oder dt. *befreunden* mit der Bedeutung ‚Freundschaft knüpfen; den Zustand von Freundschaft herstellen‘ lexikalisiert hatte, als primär rezessiv vorhanden gewesen angenommen werden.

Da dt. *anfreunden* und dt. *befreunden* mit entsprechender Bedeutung beide schon zuvor auf der Kollektivebene der deutschen Sprachgemeinschaft verankert waren, ist auch die Bedeutung ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ schon für diese Zeit als Teil des Lexikons der deutschen Sprache zu betrachten und kann diesbezüglich als (primär) rezessiv gespeichert gelten, da sie im Sprachsystem lexikalisch nicht wahrnehmbar war, also offenbar nicht

---

<sup>255</sup> Zur Verdeutlichung: Dt. \**Krankenbruder* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ muss als (primär) rezessiv im Mentalen Lexikon eines Angehörigen der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft verankert gelten; wird nun dt. *Krankenpfleger* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ phänotypisiert, so ist damit die Inhaltsseite zu erstgenannter lexikalischer Einheit (zumindest in weiten Teilen) phänotypisiert, nicht aber die entsprechende Ausdrucksseite und somit ebenso wenig die lexikalische Einheit als Ganzes (die lexikalische Einheit dt. \**Krankenbruder* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ und ihre Ausdrucksseite sind also weiterhin rezessiv, wogegen die Inhaltsseite (zumindest hinsichtlich des Denotats) Phänotypisierung erfährt). Ähnlich ist bei einer Phänotypisierung von dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ nicht die aufgrund von Wortbildung ebenfalls denkbare lexikalische Einheit dt. *Krankenschwester* ‚Schwester eines Kranken‘ phänotypisiert, sondern allein deren Ausdrucksseite.

phänotypisiert wurde. Interessanterweise stellt das gebildete Antonym dt. *entfreunden* ausdrucksseitig aufgrund der konventionell mit dem Präfix dt. *ent-* verbundenen Bedeutung zunächst nur ein Antonym zu dt. *befreunden* dar, da dt. *ent-* der Konvention entsprechend „den Gegensatz zu Verben mit dem Präfix *be-* aus[drückt]“ (Dudenredaktion 2015: 518). Dieser die Ausdrucksseite gewichtig miteinbeziehenden Logik folgend würde ein Antonym zu dt. *anfreunden* wohl eher dt. *\*abfreunden* oder gar dt. *\*losfreunden* heißen (in Analogie zu beispielsweise dt. *anbinden* gegenüber dt. *abbinden* oder dt. *losbinden*). Nichtsdestoweniger spielen bei diesem Gedanken ausdrucksseitige Erwägungen – jedoch aufgrund damit verbundener inhaltsseitiger Informationen – eine Rolle, die die Ausdrucksseite zu überbewerten scheinen, da diese – wie bereits deutlich wurde – hinsichtlich der Verknüpfung, die semantische Relationen herstellen können, nur sekundär von Relevanz sind. Entscheidend ist, dass dt. *entfreunden* als (reverses) Antonym sowohl zu dt. *anfreunden* als auch zu dt. *befreunden* gelten kann, wenn man für beide als Denotat eine Bedeutung wie ‚den Zustand von Freundschaft herstellen‘ annimmt. Ferner ist zu berücksichtigen, dass auch hier probabilistischen Abwägungen eine bedeutende Rolle zukommen kann: Ob man dt. *be-* oder dt. *an-* als Antonym zu dt. *ent-* interpretiert, entspricht zuletzt nur einer Wahrscheinlichkeitsabwägung, nach der beide Varianten möglich wären, man sich aber zuletzt für eine entscheiden wird, die man – auch in Abhängigkeit von Kontext und Situation – als die wahrscheinlichere empfindet bzw. von der man glaubt, dass ein etwaiger Empfänger sie am wahrscheinlichsten als Antonym zu dt. *ent-* verstehen wird.

An dt. *an-* bzw. *befreunden* lässt sich jedoch noch mehr zeigen: So wäre – wiederum in der nicht ausblendbaren Kontextabhängigkeit – als Antonym dt. *verfeinden* möglich, das dabei an eine Antonymie zwischen den lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *Freund* und dt. *Feind* anschließen kann. Hierbei stellt sich die Frage, wie man die beiden antonymen Relationen der lexikalischen Einheiten zu dt. *anfreunden/befreunden* – *entfreunden* und dt. *anfreunden/befreunden* – *verfeinden* hinsichtlich der Unterteilung in ein- und zweigliedrige semantische Relationen kategorisiert. So haben wir etwa schon die Antonymie der Bedeutung von dt. *groß* zu dt. *klein* als eingliedrig eingestuft, da es nicht möglich scheint, das eine ohne das andere zu denken bzw. zu verstehen. Entsprechend verhält es sich zweifelsfrei auch hinsichtlich der Bedeutungen, die konventionell dt. *befreundet sein* und dt. *nicht befreundet sein* jeweils zugeordnet sind, sodass auch diesbezüglich von einer eingliedrigen semantischen Relation gesprochen werden muss. Bei dt. *anfreunden/befreunden* – *entfreunden* ist dies jedoch komplexer, da hierbei ein Prozess bzw. eine Umkehrung des Prozesses gemeint ist, wobei ein Prozess eben nicht zwangsläufig umkehrbar sein muss (man denke

etwa an das Zerschlagen eines Hühnereis). Aus diesem Grund sollte man hierbei wohl eher eine zweigliedrige semantische Relation annehmen, was auch im Falle von dt. *anfreunden/befreunden* – *verfeinden* gilt, da eine Bedeutung ‚den Zustand von Freundschaft herstellen‘ zwar eine entsprechende reverse Handlung als möglich erscheinen lässt, nicht aber zwangsläufig verweisend ein Konzept von FEINDSCHAFT entwickelt.

Bei der eingliedrigen Relation von dt. *groß* zu dt. *klein* erhalten die beiden Antonyme ihr tatsächliches, kontextbedingtes inhaltsseitiges Gesamtpaket eben durch die Relation, in der sie zueinander stehen. Ein Hund ist klein verglichen mit einem Elefanten, aber groß verglichen mit einer Maus. Bei der Antonymie von dt. *befreunden* – *verfeinden* ist dies anders: Wenn ein Peter mit einer Anna verfeindet ist, so ist er mit Anna nicht befreundet, nur weil Anna mit Thomas verfeindet ist oder weil Peter mit Klaus mehr verfeindet ist, denn die Bedeutungen stehen zwar in Relation zueinander, konstituieren ihr Wesen jedoch nicht aus dieser Relation in Form einer Skala, wie es bei ‚groß‘ – ‚klein‘ der Fall ist. Peter kann mit Anna zwar weniger verfeindet sein, als Anna es mit Thomas ist, dies ändert jedoch nichts daran, dass man die Beziehung von Peter zu Anna als *verfeindet* bezeichnen würde. Aus diesem Grund ist die Antonymie der lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *klein* – *groß* als eingliedrige semantische Relation zu bezeichnen, nicht aber die von dt. *befreunden* – *entfreunden* und erst recht nicht die von dt. *befreunden* – *verfeinden*, die jeweils zweigliedrig sind. Insbesondere bei letzteren enthält die eine Bedeutung nicht zwangsläufig die Information, dass es die andere Bedeutung gibt, woran auch die zugeordnete semantische Relation der Antonymie bzw. Antisemie nichts ändert. Die Einstufung einer semantischen Relation als ein- bzw. zweigliedrig kann nicht pauschal vorgenommen werden, vielmehr ist jeweils der Einzelfall zu prüfen.

Wurde in diesem Kapitel die Frage nach der Speicherhaftigkeit semantischer Relationen aufgeworfen, mochte dies zunächst unter Umständen zu Verwunderung führen. Es sei an dieser Stelle jedoch noch einmal auf unsere systemtheoretischen Betrachtungen aus Kapitel 1.5.2.4 und die dabei heranzitierte Literatur verwiesen, im Zuge derer wir ein System als aus mindestens einer Zahl von Elementen und den Relationen dieser Elemente zueinander bestehend definiert haben. Angesichts dessen darf es nicht verwundern, dass Relationen – auch semantische Relationen – selbst über einen gewissen Informationsgehalt verfügen, also ihrerseits Speicher sind. Dies ermöglicht es, dass semantische Relationen grundsätzlich als Träger bzw. Speicher rezessiver Information fungieren können.

### 2.1.4.2 – Semantische Relationen und lexikalischer Wandel

Versuchen wir nun aus den soeben gewonnenen Einsichten Erkenntnisse hinsichtlich des Einflusses semantischer Relationen auf lexikalischen Wandel zu gewinnen. Es ist diesbezüglich wohl fast überflüssig zu erwähnen, dass die Forschung nahezu immer, wenn sie sich mit inhaltsseitigem lexikalischen Wandel unter Konzentration auf Denotate beschäftigte, semantische Relationen zwischen zuvor bereits bestehender und neuer, einem Ausdruck konventionell zugeordneter Bedeutung vorgefunden hat. Dass lexikalischer Wandel vielfältige Ursachen haben kann, die noch immer nicht vollständig ergründet sind, und welche semantischen Relationen in welchen Kontexten und Situationen diesen Wandel wie beeinflussen, all dies soll hier nicht wiedergegeben werden, zumal manches schon in den Kapiteln zur Entwicklung des Mentalen Lexikons in der Einleitung besprochen wurde. Vielmehr soll im Folgenden skizziert werden, inwiefern das Wissen um rezessive, mittels semantischer Relationen transportierter bzw. im Mentalen Lexikon verankerter Informationen weitere Bausteine zum Verständnis lexikalischen Wandels liefern kann.

Besonders gut zur Erläuterung von Zusammenhängen zwischen semantischen Relationen und inhaltsseitigem lexikalischen Wandel im Bereich des Denotats eignet sich das Phänomen der Antisemie, das uns in Zusammenhang mit unseren Ausführungen zu Antonymie bereits begegnet ist. Es bezeichnet das Verhältnis zweier Bedeutungen zueinander, bei dem beide Bedeutungen oder zwei semantische Aspekte der Bedeutungen einander ausschließen (vgl. Bär 2015: 720). Dies träfe etwa auf das Verhältnis der bereits heranzitierten Bedeutungen ‚herstellen eines Zustands von Freundschaft‘ und ‚auflösen eines Zustands von Freundschaft‘ zueinander zu. In diesem Fall wären die zueinander antisemen Bedeutungen im Deutschen konventionell mit jeweils unterschiedlichen Ausdrücken verbunden (dt. *anfreunden* und dt. *entfreunden*), sodass Antonymie vorliegt. Allerdings gibt es auch Fälle, in denen die Antisemie innerhalb eines polysemen Ausdrucks zu finden ist (also zwischen zwei ausdrucksseitig identischen lexikalischen Einheiten), so etwa bei lat. *altus* ‚hoch‘ und lat. *altus* ‚tief‘ (vgl. Baier 2013a: 268f). Gévaudan erklärt die dabei entstandene Antisemie (ursprünglich lag nur die Bedeutung ‚hoch‘ vor) damit, dass „die Konzepte HOCH und TIEF nicht nur gegensätzlich [seien], sondern auch in gewissen Zusammenhängen (Frames) lediglich unterschiedlichen Perspektiven desselben entsprechen (hohe See = tiefe See)“ (Gévaudan 2007: 107). Sicherlich ist richtig, dass zwischen Antonymen zu Bedeutungen wie ‚hoch‘ und ‚tief‘ eine große semantische Schnittmenge besteht, doch dies mündet zunächst schlicht in der bereits heranzitierten Feststellung von Cruse, dass sich Gegensätze für gewöhnlich nur

hinsichtlich eines einzigen Aspekts unterscheiden (vgl. Cruse 1986: 197) (es sei daran erinnert, dass in der vorliegenden Arbeit bereits vorgeschlagen wurde, dies mathematisch mithilfe eines wechselnden Vorzeichens auszudrücken). Das Beispiel von hoher bzw. tiefer See ist gut geeignet, um Antisemie zu erklären und so führt es beispielsweise auch Bär zu diesem Zwecke an (s. Bär 2015: 723). Was etwa Gévaudan mit seiner hier zitierten Aussage zum Ausdruck bringt, ist nichts anderes als die Feststellung, dass eine Bedeutungsähnlichkeit zur Bedeutungsergänzung geführt haben soll. Es steht dabei außer Frage, dass ohne diese Ähnlichkeit die beschriebene Polysemie von lat. *altus* nur schwer vorstellbar ist, nichtsdestoweniger liegt doch das Entscheidende in der Bedeutungsunterschiedlichkeit verborgen.

Die Vorstellung von semantischen Relationen als ein- oder zweigliedrig erlaubt diesbezüglich einen weiteren Zugang: Wie ‚groß‘ – ‚klein‘ eröffnet auch die semantische Relation von ‚hoch‘ – ‚tief‘ eine Skala, die just von der Relation beider Bedeutungen zueinander zu verorten ist, weshalb wir diesbezüglich von eingliedriger semantischer Relation ausgehen sollten. Das bedeutet wiederum, dass eine Bedeutung wie ‚hoch‘ die Bedeutung ‚tief‘ im Mentalen Lexikon voraussetzt, wenn sie dort selbst verankert wird, und dass eine Phänotypisierung von ‚hoch‘ gleichsam eine Phänotypisierung der Relation bedeutet. Nehmen wir an, dass dabei zunächst nur ‚hoch‘ konventionell mit einem Ausdruck (lat. *altus*) verbunden lexikalisiert wurde, so könnte ‚tief‘ als rezessiv im lateinischen Lexikon (der Kollektivebene) gespeichert gelten. Die eingliedrige semantische Relation von ‚hoch‘ zu ‚tief‘ sorgt – da sie selbst als Information der Bedeutung ‚hoch‘ zugeordnet ist – dafür, dass durch nur einen Zwischenschritt – nämlich dem Nachgehen, der unweigerlich bestehenden Verbindung – die Bedeutung ‚tief‘ erreicht wird und zwar unabhängig davon, ob ihr ein Ausdruck zugeordnet ist. In diesem Sinne könnte man gemäß der bereits vorgeschlagenen terminologischen Unterscheidung im Falle eingliedriger semantischer Relation sogar von sekundär rezessiver Speicherung der einen Bedeutung auf der Inhaltsseite der anderen sprechen und genau dadurch erscheint die Entstehung der Polysemie eines Ausdrucks durch Antisemie möglich.

Bei zweigliedrigen semantischen Relationen kann dieser Zusammenhang nicht geltend gemacht werden, da der zwangsläufige Verweis auf eine bestimmte andere Bedeutung in diesem Fall nicht gegeben ist, weil es zunächst zu einer Verbindung zweier Glieder kommen muss und diese wäre wiederum anfällig dafür, sich wieder aufzulösen, oder würde alternative Verbindungen ermöglichen. So wären bei zweigliedrigen semantischen Relationen weit mehr Zwischenschritte nötig, um dem Ausdruck einer lexikalischen Einheit eine durch Relation

verknüpfte Bedeutung als rezessiv zusprechen zu können. Dass dies aber durchaus möglich ist, zeigen Phänomene wie Generalisierung oder Spezialisierung, bei denen oft semantische Relationen der Hyperonymie (Überordnung) – so etwa bei frz. *panier* ‚Korb‘ aus lat. *panarium* ‚Brotkorb‘ (vgl. Gévaudan 2007: 102) – oder Hyponymie (Unterordnung) – wie wir sie etwa bei der Bedeutungsverschiebung von ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ zu ‚Kartoffel‘ kennengelernt haben – wirken. Akzeptiert man also auch jene Phänomene, die wir als tertiäre oder quartäre (usw.) Rezessivität kennengelernt haben, als tatsächlich relevanten Teil sprachlicher Rezessivität, so lässt sich in letzter Konsequenz zumindest jede Bedeutungsverschiebung, die auf Ergänzung beruht und bei der die ergänzte Bedeutung in semantischer Relation zur vorigen bzw. bisherigen steht, durch rezessiv gespeicherte Informationen, die letztlich Weltzusammenhänge umfassen, erklären.

Tatsächlich mag dabei in vielen Fällen Bezeichnungsnot als das Motiv für die Zuordnung eines Ausdrucks zu rezessiv im Lexikon gespeicherten Bedeutungen darstellen. Vielleicht verfügt das Gegenwartsdeutsche deshalb konventionell über keinen Ausdruck für ein Poietetonym (hervorbringende Größe (vgl. Bär 2015: 728)) zu dt. *Stein* ‚Stein‘, denn es gibt für den Menschen schlichtweg kaum einen Grund, etwas, das Steine hervorbringt zu benennen, weil etwa die dafür entscheidenden geologischen Prozesse viel zu weit von menschlicher Lebenserfahrung entfernt scheinen. Nichtsdestoweniger kann die entsprechende zweigliedrige semantische Relation, die auf ‚jemand oder etwas, der bzw. das Steine hervorbringt‘ verweist, als der Bedeutung ‚Stein‘ rezessiv zugeordnet gelten und wäre auch ausdrucksseitig auf Grundlage des vorhandenen Sprachmaterials des Deutschen schnell gemäß Wortbildungskonventionen zu bilden (etwa dt. \**Steiner* oder dt. \**Steinmacher*).

Eine derartige, nicht bestehende Bezeichnungsnot kann auch erklären, wieso wir etwa für Ausdrücke zu Bedeutungen, die real existierende Konkreta wie Milch als Referenzobjekt haben, über keine Antonyme verfügen. In unserer Lebenswelt ist ein Gegenteil zu dt. *Milch* ‚Milch‘ nicht vorgesehen, nicht wahrnehmbar und somit besteht auch keine Bezeichnungsnot, was auch für alle anderen Konkreta wie dt. *Hund*, dt. *Teppich* oder dt. *Hut* gilt.<sup>256</sup>

---

<sup>256</sup> Wer jetzt etwa mit dt. *Freund* zu dt. *Feind* gegenargumentieren möchte, geht insofern fehl, als beide Ausdrücke auf zugeschriebene Eigenschaften (etwa Bedeutungen wie ‚befreundet‘ oder ‚verfeindet‘) abzielen und diese erscheinen wohl selbstverständlich als umkehrbar. Angebracht wäre bei beiden Ausdrücken abseits besagter Zuschreibungen als Referenzobjekt ein Lebewesen (etwa einen Menschen) oder gar einen Gegenstand (z.B. einen Baum) oder gar ein Abstraktum (wie etwa im folgenden Satz: *Er ist kein Freund von Traurigkeit.*) zu erkennen und all diese wären wiederum nicht umkehrbar (d.h. zusammengefasst, dass bei dt. *Freund* ‚befreundete Person‘ und dt.



Dennoch gibt es keinen Grund anzunehmen, dass derartigen Bedeutungen generell keine Veranlagung einer eingliedrigen semantischen Relation der Antonymie zugeordnet sein sollte. Auch hier kann geltend gemacht werden, dass die Chance der tatsächlichen Realisierung einer derartigen Relation davon abhängt, welche Informationen zur entsprechenden Bedeutung addiert werden. Auf diese Weise kann die Wahrscheinlichkeit, dass eine Antonymie realisiert wird, schnell gegen 0 laufen, es ist aber auch denkbar, dass dies erst langsam von sich geht. So wäre etwa für das Adjektiv dt. *weiß* hinsichtlich seiner konventionellen Bedeutung dt. *schwarz* als Antonym auszumachen, substantiviert man beides jedoch zur Formung einer in rassistischen Theorien verbreiteten Terminologie (*die Weißen* ‚Menschen mit vorgeblich weißer Hautfarbe‘ und *die Schwarzen* ‚Menschen mit vorgeblich schwarzer Hautfarbe; Afrikaner, Aborigines‘), so kann die Gegensätzlichkeit rasch aufgehoben werden, wenn etwa noch von *den Roten* ‚Menschen mit vorgeblich roter Hautfarbe; Indianer‘ oder *den Gelben* ‚Menschen mit vorgeblich gelber Hautfarbe; Ostasiaten‘ die Rede ist und dabei jeweils auf die Hautpigmentierung vermeintlicher „Rassen“ Bezug genommen wird. In einem derartigen Kontext wäre die substantivierte Form von dt. *weiß* nicht länger als Antonym zur substantivierten Form von dt. *schwarz* aufzufassen und allgemein die Bildung eines derartigen Antonyms schon hinsichtlich des Denotats als weitgehend ausgeschlossen zu begreifen,<sup>257</sup> obgleich die Ausgangsform (das entsprechende Adjektiv) konventionell ein eindeutiges Antonym vorweisen kann.

### 2.1.4.3 – Die Vorstellung ein- und zweigliedriger semantischer Relationen und der Mechanismus der Wortbildung

Hinsichtlich des Beispiels um dt. *entfreunden* ist uns jedoch ein Phänomen begegnet, mit dem wir uns im Rahmen unserer Betrachtungen unterschiedlicher

---

*Feind* ‚verfeindete Person‘ Antisemie allein hinsichtlich der Bedeutungskomponenten ‚befreundet‘ und ‚verfeindet‘ auftritt, nicht hingegen wird die Bedeutungskomponente ‚Person‘ dabei tangiert).

Ferner ist wiederum jede Individualebene ernst zu nehmen: Warum sollte etwa ein Lyriker nicht in der Lage sein ein Antonym zu dt. *Milch* anzubieten, wenn er danach sucht (und sei es nur dt. \**Anti-Milch*)? Entscheidend ist auch in diesem Fall, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ein solches Antonym als höchst gering einzustufen ist; als noch unwahrscheinlicher darf eine Konventionalisierung bzw. Lexikalisierung desselbigen gelten.

<sup>257</sup> Natürlich wäre auch dies individuell bildbar (etwa als dt. \**Anti-Weißer*).

Typen von Entlehnung bereits auseinandergesetzt haben: die Wortbildung. Rufen wir uns diesbezüglich in Erinnerung, was wir an Beispielen wie den gemeinhin als Lehnübersetzungen bezeichneten Formen ahd. *erdaphul*, mhd. *hövesch* und nhd. *Halbinsel* – was Betz (1974), wie gesehen, fehlerhaft als Lehnübertragung einstuft – sowie den gemeinhin als Lehnübertragungen geltenden nhd. *Vaterland* und nhd. *Vaterstadt* erkannt haben: Bei all diesen Formen ließ sich feststellen, dass die Voraussetzungen ihrer Bildung bereits vor ihrer ersten Phänotypisierung im Sprachsystem verankert gewesen sein müssen, ja dass sie aufgrund der bestehenden Konventionen sowohl ausdrucks- als auch inhaltsseitig als primär rezessiv gespeichert gelten konnten und nur noch aktiviert, d.h. phänotypisiert werden mussten. Grund hierfür ist, dass sämtliche ihrer jeweiligen Bestandteile schon im Sprachsystem etabliert (d.h. lexikalisiert bzw. konventionalisiert) waren und in der Vergangenheit bereits Phänotypisierung erfahren hatten, ehe es zur jeweiligen Wortbildung kam, und dass die entsprechende Möglichkeit bzw. Fähigkeit einer Wortbildung aus diesen Bestandteilen als Mechanismus im Sprachsystem vorhanden war.

Natürlich kann zunächst festgestellt werden, dass zwischen den einzelnen Bestandteilen dieser Wortbildungen und den entstandenen Wortbildung selbst semantische Relationen bestehen: So ist etwa ahd. *erdaphul* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ gegenüber ahd. *erda* ‚Erde, Boden‘ als Parantonym (verortete Größe) zu bezeichnen, da ersteres charakteristischerweise in letzterem zu verorten ist. Gegenüber ahd. *aphul* ‚Apfel‘ steht ahd. *erdaphul* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ in einem gewissen Ähnlichkeitsverhältnis, was noch deutlicher wird, wenn man sich hinsichtlich ersterem bewusst macht, dass es in generalisierter Form auch die Bedeutung ‚Baumfrucht‘ tragen bzw. „dem Apfel ähnliche oder vergleichbare Früchte“ (Frings/Karg-Gasterstädt 1968: 613f) bezeichnen konnte. Liest man ahd. *aphul* noch allgemeiner als ‚Frucht‘ so ist es sogar als Hyperonym zu ahd. *erdaphul* zu begreifen.

Mhd. *hövesch* ist als adjektivisches Aponym (Ausdruck für eine Herkunft) zu mhd. *hof* zu erkennen, nhd. *Halbinsel* je nach Lesart als in einem Ähnlichkeitsverhältnis zu nhd. *Insel* stehend oder gar als Unterbegriff (Hyponym) dazu. Nhd. *Vaterland* ist wiederum als substantivisches Aponym zu nhd. *Vater* zu begreifen, ebenso nhd. *Vaterstadt*. Zu nhd. *Vaterland* bzw. *Vaterstadt* sind schließlich Spezifikationen zu nhd. *Land* bzw. nhd. *Stadt*. Einzig die funktionalen Elemente *-esch* bei mhd. *hövesch* und *Halb-* bei nhd. *Halbinsel* sind auf diese Weise nur schwerlich zu erklären, weshalb wir sie hierbei auf ihre Funktionalität beschränkt betrachten wollen.<sup>258</sup> Dass dieses Vorgehen nur darin zu begründen ist, dass ein

<sup>258</sup> So steht beispielsweise das Suffix *-esch* in mhd. *hövesch* für eine nicht weiter spezifizierte Herkunft, was bedeutet, dass *hövesch* in einer spezifizierenden semantischen

derartiger Erklärungsversuch zu weit führen würde, ohne neue, relevante Erkenntnisse hervorzubringen, lässt sich wiederum an nhd. *entfreunden* zeigen, welches die (zumindest basale) Bedeutungsträgerschaft von funktionalen Elementen wie Prä- oder Suffixen unterstreicht: So haben wir bereits gesehen, dass die Wortbildung dt. *entfreunden* als Antonym zu dt. *befreunden* zu gelten hat, weil die beiden Präfixe (dt. *ent-* und dt. *be-*) zueinander antonym sind. Auch in diesem Fall dürfte es schwierig werden, eine Bedeutungsrelation etwa zwischen dt. *ent-* und dt. *entladen* zu beschreiben, dennoch wird ersichtlich, dass die Präfixe zueinander in einer eindeutigen semantischen Relation stehen, wie wir überhaupt auch grammatisch-funktionale Bedeutungsbestandteile als Teil der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens begreifen wollen.

Doch welche Konsequenzen sind aus diesen Erkenntnissen zu ziehen? Zum Zwecke der Veranschaulichung lassen sich Wortbildungsmuster zunächst wie semantische Relationen als Mittel zur Verknüpfung darstellen, obgleich dieses Mittel bei Wortbildung stärker ausgeprägt ist, da zwei sprachliche Zeichen direkt miteinander verwoben bzw. zu einem neuen synthetisiert werden und es eben nicht bei einem bloßen Verweis bleibt. Begreifen wir Wortbildung aber als Verknüpfungsmittel, so können wir diese ebenso wie semantische Relationen als einem sprachlichen Zeichen in den meisten Fällen zugeordnet verstehen und zwar in zweigliedriger Weise: Jedes sprachliches Zeichen ist demnach voller Wortbildungsglieder, die jederzeit bereit stehen, um mit einem passenden Gegenglied eine Verknüpfung herzustellen. Diese Verknüpfungen können, wenn sie einmal realisiert, d.h. phänotypisiert worden sind, konventionalisiert werden, können aber auch okkasionell bleiben.

Wie bei semantischen Relationen lassen sich auch bei Wortbildungen die Ausdrucks- und die Inhaltsseite sprachlicher Zeichen nicht trennen, allerdings erscheint bei letzterem die Ausdrucksseite durchaus eine wichtigere Rolle zu spielen als im Falle semantischer Relationen. Denn während semantische Relationen prinzipiell ohne Ausdrucksseite denkbar wären, sind Wortbildungen Mittel zum Zweck: Dass die Bedeutung ‚herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ auf die reverse Bedeutung ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ verweist, ist unabhängig von der etwaigen Zuordnung eines Ausdrucks. Wenn aber zu ersterer Bedeutung ein Ausdruck existiert (so etwa dt. *befreunden*), dann kann für die zweite Bedeutung eine Bezeichnungsnot entstehen, bei der die Wortbildung ausdrucksseitig Abhilfe schaffen

---

Relation zu *-esch*, also Herkunft im Allgemeinen steht (vgl. dazu auch Kluge 2011: 451).

kann, wobei sie jedoch auf den entsprechenden Inhaltsseiten, der durch sie verknüpften Bestandteile fußt, ausdrucksseitig aber gleichsam Anknüpfungspunkte für die Gestaltung eines neuen Ausdrucks findet.

Semantische Relationen und Wortbildungen können also zusammenwirken, wobei keines der beiden Phänomene auf nur eine Seite des bilateralen sprachlichen Zeichens beschränkt werden kann. Semantische Relationen stellen inhaltsseitig Verknüpfungen her, die sekundär ausdrucksseitigen Verknüpfungen entsprechen können. Wortbildung wiederum wirkt stets ausdrucksseitig; ihr Ergebnis ist aber letztlich der Inhaltsseite der sprachlichen Elemente, die sie verknüpft, unterworfen (hierbei sei erneut auf Laca 1986 verwiesen). Wortbildungen ergeben sich jedoch nicht zwangsläufig, wie wir es etwa bei relationalen Bedeutungen wie ‚groß‘ – ‚klein‘ festgestellt haben, und sind auch nicht notwendige Konsequenz einer bestehenden Bedeutungsrelation; daher muss davon ausgegangen werden, dass Wortbildung als Verknüpfungsinstrument stets als zweigliedrig zu interpretieren ist.<sup>259</sup>

Es zeigt sich also, dass die (unter anderen auf Grundlage von Croft/Cruise 2004: 67 u. Langacker 1987: 214-217 erarbeitete) Vorstellung ein- und zweigliedriger semantischer Relationen auch ein tieferes Verständnis von Wortbildung ermöglicht. Vergleichen wir diesbezüglich die jeweilige Rolle sprachlicher Rezessivität: Hinsichtlich semantischer Relationen konnten wir feststellen, dass sie als einer jeden Bedeutung zugeordnet gelten können und dabei zunächst grundsätzlich rezessiver Natur sind, wenn sie zweigliedrig sind, sich die Relation also nicht sogleich phänotypisch äußert, da die Relation erst realisiert bzw. aktiviert werden muss, um eine tatsächliche Verknüpfung zu bilden. Hat eine semantische Relation jedoch eine Verknüpfung hergestellt, so kann die mit einer ersten Bedeutung verknüpfte Bedeutung als primär rezessiv und somit als Teil des Mentalen Lexikons verstanden werden. Ist dabei der zweiten Bedeutung sogar ein Ausdruck zugeordnet, so ist eine ganze lexikalische Einheit als rezessiv zu beurteilen.

Wie das Beispiel von lat. *altus* ‚hoch; tief‘ gezeigt hat, können eingliedrige semantische Relationen sogar dahingehend interpretiert werden, dass sie die beiden Bedeutungen, die sie verknüpfen, so nah aneinander führen, dass es zur aus-

---

<sup>259</sup> Die Zweigliedrigkeit, wie wir sie hier auf die Wortbildung anwenden, ist eine Annahme, die im Übrigen auch die generative Grammatik hinsichtlich ihrer Konstituentenstrukturen (insbesondere in der X-Bar-Theorie) annimmt, wenn jeweils zwei Konstituenten zu einer übergeordneten zusammengeführt werden (s. einführend dazu auch Linke et al. 2004: 127-133); entsprechend funktioniert auch die Operation „Merge“ des Minimalistischen Programms auf Grundlage derartiger Zweigliedrigkeit (vgl. Chomsky 2015: 207f).

drucksseitigen Verschmelzung kommt, also ein Lexem entsteht, der beide Bedeutungen, die in derartiger Relation zueinander stehen, (in polysemer Weise) vereint. Hierbei zeigt sich allerdings erneut, dass die Ausdrucksseite auch bei semantischen Relationen eine Rolle spielen kann: Nur, wenn eine Bedeutung mit einem Ausdruck verbunden ist, kann die entsprechende relationale Bedeutung aufgrund der eingliedrigen semantischen Relation als rezessiv für den jeweiligen Ausdruck gespeichert bewertet werden. Dies bedeutet im Sinne des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffes natürlich nicht, dass diese Bedeutung jemals für den entsprechenden Ausdruck aktiviert werden muss (d.h. sie kann dauerhaft unphänotypisiert bleiben), sondern nur, dass sie jederzeit und ohne umfangreichere Zwischenschritte phänotypisiert werden könnte. Aus diesem Grunde ist für Wortbildungen von zweigliedrigen Verknüpfungen auszugehen, denn es gibt bekanntlich stets eine Vielzahl an Ausdrucksmöglichkeiten für eine Bedeutung,<sup>260</sup> wie sich auch im folgenden Kapitel noch zeigen wird.

Hinsichtlich Wortbildung könnte man zunächst die Möglichkeiten der Wortbildung als wichtigen Faktor der Genese bzw. Bereitstellung rezessiver Informationen auf Ebene lexikalischer Einheiten verstehen. So war eine Wortbildung dt. *entfreunden* aus dt. *ent-* und dt. *-freunden* (einer Verbalform zu dt. *Freund*) von dem Zeitpunkt an möglich, als alle entsprechenden Glieder sowie die Möglichkeit der entsprechenden Kombination im Sprachsystem des Deutschen (bzw. dem Lexikon der Kollektivebene) vorhanden war. Der Ausdruck dt. *entfreunden* konnte also bereits vor seiner ersten tatsächlichen Phänotypisierung als rezessiv im Deutschen gespeichert gelten. Die Bedeutung, die er nun, da er vielfach phänotypisiert und auf Kollektivebene lexikalisiert wurde, konventionell erhalten hat (und mit der er lexikalisiert wurde), beruht jedoch auf den konventionell mit seinen Bestandteilen verknüpften Bedeutungen (wieder sei auf Lacas Unterscheidung zwischen Wortbildungsbedeutung und Wortschatzbedeutung verwiesen (s. Laca 1986: 129f)). Das Zustandekommen der lexikalischen Einheit dt. *entfreunden* ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ muss also nicht notwendigerweise mit einem Antonym (dt. *befreunden* bzw. *anfreunden*) erklärt werden, sondern ist durchaus durch die Bestandteile selbst zu begründen. Dass uns diese Erklärung zunächst als weniger plausibel erscheint, liegt wohl in der Tatsache begründet, dass das Antonym bereits lexikalisiert war, somit als möglicherweise beeinflussender Faktor vorlag und dabei als im Deutschen durchaus geläufig gelten kann.

Eine zweifelsfreie Klärung der Frage, ob dt. *entfreunden* ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ aufgrund seiner Bestandteile als spontan

---

<sup>260</sup> Es sei an die Arbitrarität der Zuordnung von Ausdrucks- und Inhaltsseite (bzw. Signifiant und Signifié) zueinander erinnert (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 33).

gebildet zu verstehen ist oder unter dem Einfluss von dt. *befreunden* ‚herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ zustande kam, erscheint jedoch wissenschaftlich nicht möglich, da beide Varianten sowohl inhalts- als auch ausdrucksseitig auf dasselbe Ergebnis hinauslaufen können. Entscheidend ist jedoch, dass das Phänomen der Wortbildung unabhängig von einer semantischen Relation zwischen den Bedeutungen ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ und ‚herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ dafür sorgt, dass die lexikalische Einheit dt. *entfreunden* ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ bereits vor ihrer tatsächlichen Entstehung (bzw. erstmaligen Phänotypisierung) und Konventionalisierung als rezessiv im Lexikon (der Kollektivebene) der deutschen Sprache gespeichert gelten muss.<sup>261</sup> In diesem Sinne ist Wortbildung dafür verantwortlich,

---

<sup>261</sup> Dass das rezessive Vorhandensein möglicher Wortbildungen im Lexikon die plausibleste Erklärung für das erstmalige (phänotypische) Auftreten von Wortbildungen in einer Einzelsprache bietet, sei kurz erläutert: 1971 beschrieb Hans-Martin Gauger Wortbildung unter Konzentration auf – wie er es nennt – „durchsichtige Wörter“. Mit „Durchsichtigkeit“ meint er diesbezüglich, „die durch die Sprechenden selbst [...] ergriffene, formal und inhaltlich bestimmte [...] Abhängigkeit eines Wortes – als Wort – von einem oder mehreren anderen Wörtern“ (Gauger 1971: 14) (dies entspricht im Wesentlichen auch dem, was Gévaudan unter „Transparenz“ versteht (vgl. Gévaudan 2007: 66), bzw. in gewisser Weise dem in der Semantik verbreiteten Konzept der Motiviertheit (vgl. dazu etwa Glück 2010: 444)). Damit zielt Gauger auf Ähnliches, wie wir es hier bereits beobachtet haben: die Abhängigkeit von Wortbildungen, die auf Grundlage zuvor vorhandener sprachlicher Elemente (d.h. hier für gewöhnlich Morpheme oder Lexeme) gebildet sind, von eben diesen sprachlichen Elementen, aus denen sie gebildet sind. Gauger sieht dabei jedoch in der Wortbildung „durchsichtiger Wörter“ einen „Akt der Reflexion“ (Gauger 1971: 14), der vom Zeichenbenutzer (bei Gauger: „Sprechenden“) durchgeführt wird. Explizit beschreibt er die „Durchsichtigkeit“ als etwas Prozessuales, das „geschieht, und zwar insofern [die Durchsichtigkeit] von den Sprechenden vollzogen wird“ (Gauger 1971: 14). Daraus schließt Gauger, dass „Durchsichtigkeit [...] als ein Wissen der Sprechenden über ihre Sprache begriffen werden [muss]“ (Gauger 1971: 14). Die Vorstellung rezessiv gespeicherter lexikalischer Einheiten im Mentalen Lexikon unterscheidet sich allerdings an einigen wesentlichen Punkten von den Annahmen Gaugers: Erstens beschränkt sich Gauger in all seinem Streben auf bereits bekannte lexikalische Einheiten, Einheiten also, die als bereits phänotypisiert gelten müssen. Auf die Möglichkeit der Existenz phänotypisch nicht wahrnehmbarer Einheiten geht er nicht ein. Damit reduziert er Wortbildung auf einen bloßen Mechanismus, der nur dann wirkt, wenn ein „durchsichtiges“ Wort wahrnehm- und erkennbar ist. Diese Vorstellung würde aber bedeuten, dass dieser Wortbildungsmechanismus über die meiste Zeit inaktiv ist und nur dann aktiv, wenn er gerade eine phänotypisch wahrnehmbare, neue lexikalische Einheit hervorbringt. Die Vorstellung rezessiv gespeicherter lexikalischer Einheiten kann demgegenüber erklären, wie es zu phänotypisch wahrnehmbaren Einheiten kommt, ohne annehmen zu müssen, dass Wortbildung als Mechanismus nur gele-

dass dieses Lexikon voller (primär) rezessiv gespeicherter Einträge ist, die potenziell jederzeit phänotypisiert werden können, wie folgende Beispiele, die auf bestehenden Konventionen des Gegenwartsdeutschen (d.h. dessen Kollektivebene) beruhen, zeigen:

- Dt. \**zerschreiben* ‚etwas durch Schreiben auseinander treiben oder zerstören‘ – *Mit seinem Brief zerschrieb Markus jede Zuneigung, die Anna zu ihm gehabt hatte.*
- Dt. \**Teppichregal* ‚Regal, das aus Teppichen besteht‘ – *In Ermangelung von Holz baute sich die kreative Anna aus Teppichen und ein paar Schnüren ein hängendes Teppichregal, in dem sie das Nötigste verstauen konnte.*
- Dt. \**überliebt* ‚emotionaler Zustand einer zugeschriebenen Energielosigkeit hinsichtlich des Liebens durch zu viel oder zu intensivem Lieben‘ – *Nach drei Jahren des Aufopfern und des Anhimmeln war Frank an Anna derart überliebt, dass er selbst erstaunt feststellte, nichts mehr für sie zu empfinden.*

---

gentlich arbeitet und so in Erklärungsnot zu geraten, wie Gauger es widerfährt. Vielmehr ist Wortbildung als permanent aktiv zu beschreiben, wobei das ständig neuen Einflüssen von außen ausgesetzte Mentale Lexikon Material für immer neue Verknüpfungen liefert, von denen wohl die überwiegende Mehrheit der dabei entstehenden Wortbildungen nie phänotypisiert wird. Eine Phänotypisierung wiederum geschieht nur dann, wenn ein Zeichenbenutzer eine rezessiv gespeicherte Einheit benötigt – insofern spielt die Umwelt und die jeweilige kommunikative Situation eine durchaus entscheidende Rolle, jedoch nicht um Wortbildung zu initiieren – denn sie findet ja permanent statt –, sondern um (rezessiv bereits vorhandene) Wortbildungen zu phänotypisieren. Zweitens impliziert Gauger eine – bewusste oder unbewusste – Aktivität der Benutzer sprachlicher Zeichen im Umgang mit „durchsichtigen“ Wörtern. Auch dies wird durch die Vorstellung rezessiver lexikalischer Einheiten negiert: Das permanente Wirken von Wortbildung ermöglicht sowohl die Phänotypisierung bisher rezessiver Einheiten durch den Zeichenbenutzer als auch die Dekodierung derartiger Einheiten, die ein anderer neuerlich phänotypisiert hat. D.h. eine Aktivität des Zeichenbenutzers, die über eine Determiniertheit ihrer selbst hinausreicht, ist in beiden Fällen nur insofern nötig, als er auf bereits rezessiv vorhandene Einheiten in seinem Mentalen Lexikon zugreifen muss – er muss sie jedoch nicht, wie es offenbar gemäß Gauger der Fall sei, jeweils aktiv bilden. Drittens findet sich genau darin ebenso eine Verneinung der Behauptung Gaugers, „Durchsichtigkeit“ sei prozessual; vielmehr ist sie bereits gegeben gewesen, ehe sie feststellbar wird. Als Prozess ist einzig und allein die Wortbildung im Inneren des Mentalen Lexikons zu verstehen, die Verknüpfungen herstellt, die auf Zweigliedrigkeit fußen und somit in vorhandenen Informationen (potenzieller) sprachlicher Zeichen verankert liegen (hieran lässt sich auch die Vorstellung eines autopoietischen Sprachsystems anknüpfen, dessen Elemente selbstständig in Relation zueinander treten und das System konstituieren (hierbei sei an das Kapitel zur Systemtheorie erinnert (Kapitel 1.5.2.4) und dabei insbesondere auf Luhmann 1987: 59-64 sowie Maturana/Varela 1987 verwiesen)).

All diese rezessiv gespeicherten Einträge – Laca (1986) würde diesbezüglich vielleicht von bisher nicht realisierten Wortbildungsbedeutungen sprechen – scheinen sich also im Mentalen Lexikon als nicht anders gespeichert vorzufinden, als solche, die bereits phänotypisiert worden sind und womöglich gar auf Kollektivebene als lexikalisiert gelten können; sie brauchen letztlich nicht mehr als eine Aktivierung, für die beispielsweise eine Bezeichnungsnot ausschlaggebend sein kann, aber auch sonstige Veränderungen in der Umwelt des Trägers eines jeweiligen Mentalen Lexikons, die es nötig machen, derartige lexikalische Einheiten in den aktiven Wortschatz zu überführen, sie einer Phänotypisierung zu unterziehen. Nach dieser Lesart sind rezessive lexikalische Einheiten nicht anders gespeichert als alle gemeinhin gebräuchlichen lexikalischen Einheiten.

Des Weiteren veranschaulichen die drei Beispiele, dass lexikalische Einheiten, die durch auf bestehende sprachliche Einheiten fußende Wortbildung entstanden sind, ihre Verständlichkeit, d.h. ihre erkennbare (auf Konventionen gegründete und konventionelle) Ausdruck-Inhalt-Zuordnung, insbesondere in konkreten Kommunikationssituationen bzw. Kontexten gewinnen (s. dazu wiederum s. Laca 1986: 129f u. 598f).<sup>262</sup> Speziell die für dt. *\*überliebt* veranschlagte Bedeutung wird wohl erst anhand des Beispielsatzes deutlich. In anderen Kontexten mag man andere Bedeutungen erkennen, die aber wiederum auf konventionelle Ausdruck-Inhalt-Zuordnungen der entsprechenden Bestandteile beruhen: *An Franks Gefühlen für Anna hatte der kleine Streit nichts geändert; er hatte ihn überliebt.* Auch hierbei lässt sich die Bedeutung von dt. *\*überliebt* aus dem Kontext unter Voraussetzung der Kenntnis von konventionellen Bedeutungen von dt. *über(-)* und dt. *lieben* erkennen, die zudem Verknüpfungen zu Analogien wie hinsichtlich dt. *überleben*, das sich zu dt. *leben* analog verhält wie dt. *\*überlieben* aus dem Beispiel zu dt. *lieben*, ermöglichen. Denkbar wäre des Weiteren dt. *\*überlieben* ‚intensiv/sehr lieben‘, wobei dt. *über-* als eine Art Verstärkungspartikel auftritt, wie man es etwa von dt. *überängstlich* oder dt. *übergenu* kennt. Wir sehen also auch, dass sich innerhalb des „vollständig rezessiven Teils“ des Mentalen Lexikons (also des Teils, der Informationen umfasst, die mutmaßlich noch nie phänotypisiert wurden) sogar Polysemie bereits veranlagt finden kann.

---

<sup>262</sup> Zu dieser Annahme scheint auch Gauger hinsichtlich seiner Untersuchung „durchsichtiger“ Wörter gelangt zu sein, wenn er erklärt, dass diese „wie alle übrigen Wörter sind [...], was sie eigentlich sind, erst innerhalb der konkreten Sprechhandlung“ (Gauger 1971: 163). Dass das, was Gauger als „Durchsichtigkeit“ bezeichnet, in mancherlei Hinsicht mit Wortbildung zusammenhängt bzw. wie dieser Zusammenhang gestaltet ist, haben wir bereits in einer anderen Fußnote besprochen.



### 2.1.5 – Die Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen und ihre Bedeutung für das Konzept sprachlicher Rezessivität

Nachdem wir uns in den vorigen Kapiteln intensiv inhaltsseitigen Phänomenen rezessiver Informationsspeicherung in Sprache gewidmet haben, sich aber mitunter schon zeigte, dass diesbezüglich eine eindeutige Abgrenzung zur Ausdrucksseite nicht immer möglich ist, sollten wir nun auch letztere in das Zentrum unseres Interesses stellen.

Am Beispiel der Wortbildung haben wir bereits gesehen, dass nicht nur inhaltsseitige Information, sondern auch ausdrucksseitige, ja dass sogar ganze lexikalische Einheiten als rezessiv in einem Sprachsystem wie dem des Deutschen gespeichert gelten können. Ebenso haben wir in diesem Zusammenhang gelernt, dass Ausdrücke über ihnen zugeordnete Bedeutungen mittels semantischer Relationen direkt (bei eingliedrigen semantischen Relationen) oder indirekt (bei zweigliedrigen semantischen Relationen) in Verbindung zu einander stehen können. Besonders interessant ist allerdings die Tatsache, dass die möglichen Verbindungen zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseiten derart komplex sind, dass etwa als Kompleonym zu dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘ nicht dt. \**Krankenbruder* ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ – wie es aufgrund bestehender Konventionen des Deutschen als Kompleonym konsequent erschiene –, sondern dt. *Krankenpfleger* gebildet und lexikalisiert wurde, welches neben dieser Kompleonymie einerseits als Hyperonym zu dt. *Krankenschwester* auftreten kann, andererseits aber auch in Kompleonymie zur Wortbildung dt. *Krankenpflegerin* erscheint, wobei letzteres ebenso konsequent auf bestehenden Konventionen beruht, wie es bei dt. \**Krankenbruder* zu dt. *Krankenschwester* der Fall wäre.<sup>263</sup>

Das gemäß üblicher sprachlicher Konventionen zu dt. *Krankenschwester* ausdrucksseitig konsequente Kompleonym dt. \**Krankenbruder* ist also der Wortbildung dt. *Krankenpfleger* im Lexikalisierungsprozess unterlegen, wurde also bisher – wenn überhaupt – seltener phänotypisiert. Nun sind kompleonyme Komposita auf dt. *-bruder* zu Komposita auf dt. *-schwester* im Deutschen durchaus auffindbar (etwa dt. *Ordensbruder* – *Ordensschwester*), weshalb sich die Frage stellt, warum dt. \**Krankenbruder* keine Konventionalisierung bzw. Lexikalisierung erfuhr. Möglicherweise ist die Verwechslungsgefahr der singularischen Akkusativform ein Grund dafür, wie sie sich lautlich etwa bei folgendem Satz zeigt: *Ich kenne einen Krankenbruder/kranken Bruder*. Da dies allein noch nicht überzeugt – denn nach dieser Regel dürfte es keinerlei Mehrdeutigkeiten in einer

---

<sup>263</sup> Es sei dabei darauf verwiesen, dass dieses Beispiel bereits in Kapitel 2.1.4.1 detailliert besprochen wurde.

Einzelnsprache wie dem Deutschen geben –, muss die Frage nach einem zweifelsfrei bestimmbar Grund für die Nichtdurchsetzung von dt. \**Krankenbruder* zuletzt unbeantwortet bleiben.

Es hat also den Anschein, als ob die Phänotypisierung der aufgrund semantischer Relation rezessiv gespeicherten inhaltsseitigen Informationen – wie in diesem Beispiel der Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ als kompleonyme Bedeutung zur lexikalischen Einheit dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘ – bessere Chancen zu einer Realisierung zu haben scheint (d.h. eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweist), als die Phänotypisierung der hier aufgrund von (möglicher) Wortbildung rezessiv gespeicherten ausdrucksseitigen Informationen (also dt. \**Krankenbruder* als Ausdruck für ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ in Kompleonymie zu dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘). Dies mag damit zusammenhängen, dass Bedeutungen zwar verschieden umschrieben werden können, letztlich aber präziser sind als Ausdrücke, wo sich bekanntlich meist eine höhere Zahl möglicher Alternativen ergibt.<sup>264</sup> So verweist – wie bereits gesehen – dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘ inhaltsseitig zweifelsfrei auf die Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘, lässt dessen ausdrucksseitige Realisierung aber offen, obgleich aufgrund bestehender Konventionen und der Möglichkeit der Wortbildung ein Ausdruck wie dt. \**Krankenbruder* zunächst bevorteilt scheint und als vollständige lexikalische Einheit (dt. \**Krankenbruder* ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘) durchaus als (primär) rezessiv gespeichert zu gelten hat. Nichtsdestoweniger bleibt zu konstatieren, dass in diesem Szenario die (denotative) Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ gesetzt ist, wogegen dies für den zuzuordnenden Ausdruck nicht gilt, was in der Arbitrarität des Zeichens (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 33) begründet liegt. So wäre neben dt. \**Krankenbruder* und dt. *Krankenpfleger* als Ausdruck für die Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ auch dt. \**Krankenhelfer* denkbar gewesen (hierbei wäre jeweils Denotatsidentität bei Divergenzen anderer inhaltsseitiger Informationen (wie Konnotat) anzunehmen). Zudem wäre gar die Bildung eines völlig neuen Ausdrucks, der nicht auf bereits vorhandenes, konventionalisiertes ausdrucksseitiges Material des Deutschen

---

<sup>264</sup> Dies lässt sich schon allein dadurch erklären, dass die Möglichkeit der Äußerung, aber auch des Hörens von Lauten beim *Homo sapiens* biologisch und physikalisch eingeschränkt stark eingeschränkt ist (und so sind bisher für keine einzige Sprache der Welt 200 oder mehr Phoneme im Phoneminventar nachweisbar gewesen), wogegen die Zahl möglicher Zeichenbedeutungen um ein Vielfaches höher ist – dies potenziert sich zudem, wenn man ferner die Verknüpfungsmöglichkeiten menschlicher Laute und von Bedeutungen (also kompositionellen Bedeutungen) heranzieht.

fußt, denkbar gewesen wie etwa dt. \**Ukrsflamp*. Für letzteres sollte man jedoch nicht davon ausgehen, dass der Ausdruck primär rezessiv gespeichert ist.<sup>265</sup>

Ausdrucksseitige Relationen müssen jedoch nicht grundsätzlich mit semantischen Relationen einhergehen, wie Reime belegen. Man denke etwa an den Schlagerhit „Ich bin ein Döner“ des Interpreten „Tim Toupet“, in dem es heißt: *Ich hab ne Zwiebel aufm Kopf, ich bin ein Döner, denn Döner macht schöner.*<sup>266</sup> Diese Zeile erweist sich als recht einprägsam, doch sicher nicht, weil es als hilfreich gelten kann, sich den Inhalt zu merken, der offensichtlich kein realistischer Weise in der Welt nutzbares Wissen transportiert. Hinzu kommt, dass der Satz nach bestehenden Konventionen des Gegenwartsdeutschen nicht logisch strukturiert ist, denn die Begründung, für das Tragen einer Zwiebel auf den Kopf oder des Döner-Seins lautet: *denn Döner macht schöner*. Gleichzeitig wird aber erklärt, dass das Ich selbst ein Döner sei, was logisch zu dem Schluss führen würde, dass das Ich bedingt durch sich selbst, d.h. aus sich selbst heraus schöner gemacht würde. Die Frage muss dabei erlaubt sein, wieso überhaupt ein ‚Döner‘ mit ‚schön machend‘ in Verbindung gebracht wird, denn ein derartiger Kausalzusammenhang ist tatsächlich nicht nachweisbar. Die Antwort darauf ist schlicht die Tatsache, dass der Ausdruck dt. *Döner* in besagtem Lied mit dem Ausdruck dt. *schöner* mit (stilistischem) Mehrwert verbunden werden kann, weil beide Ausdrücke lautlich reimen. So stellt nach diesem Schema auch Johann Wolfgang Goethe in „Faust“ die Ausdrücke dt. *Auen* und dt. *Grauen*, die inhaltsseitig kaum verknüpfbar erscheinen, ausdrucksseitig aufgrund des Reims in Relation zueinander: *Verlassen hab‘ ich Feld und Auen, / Die eine tiefe Nacht bedeckt, / mit ahnungsvollem heil‘gem Grauen* (zitiert nach Schöne 1994: 60). Eine derartige ausdrucksseitig begründete Relation kann wiederum dazu führen, dass man etwa

---

<sup>265</sup> Natürlich mag man ihn doch entfernt als rezessiv gespeichert verstehen, was aber in erster Linie daran liegt, dass all seine lautlichen Bestandteile prinzipiell von einem Menschen geäußert werden können oder könnten. Allerdings ist hier wieder die Frage, wie weit man den Rezessivitätsbegriff fast: Primäre oder sekundäre Rezessivität liegt offensichtlich nicht vor, da schon das im Ausdruck beinhaltete Konsonantencluster /krsfl/ für das Deutsche untypisch ist und gegen vorhandene Konventionen der Phonetik dieser Sprache verstößt und der Laut /p/ nicht zum Phoneminventar des Deutschen gehört (d.h. die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten hierfür sind höchst gering). In diesem Sinne erlaubt der Grad der Rezessivität auch Aussagen über die Wahrscheinlichkeit, dass eine rezessiv gespeicherte Information tatsächlich einmal aktiviert bzw. phänotypisch wahrnehmbar realisiert wird (hierbei sei auch daran erinnert, dass Kinder typische Lautfolgen ihrer Muttersprache im Rahmen des Spracherwerbs nach Auftrittswahrscheinlichkeiten bewerten und zur Bildung wohlgeformter Ausdrücke zu nutzen suchen (s. Auer/Luce 2005)).

<sup>266</sup> Siehe etwa [http://lyrics.wikia.com/wiki/Tim\\_Toupet:Ich\\_Bin\\_Ein\\_D%C3%B6ner](http://lyrics.wikia.com/wiki/Tim_Toupet:Ich_Bin_Ein_D%C3%B6ner) (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 12:12 MEZ).

dt. *Auen* mit dt. *Grauen* auch inhaltsseitig in Relation setzt, hierbei etwa dt. *Auen* negativ konnotiert.

Ein weiteres alltägliches Beispiel, das nicht zwangsläufig dem künstlerischen Bereich, dafür eindeutig dem der Umgangssprache zuzuordnen ist, fand sich in Form eines „Toilettenspruchs“ über einem Urinal der Universitätsbibliothek Heidelberg. Dort hat dereinst ein Scherzbold einen auf die Wand gemalten und auf das Urinal zeigenden Pfeil schriftlich um dem Ausdruck *Mikropenis* ergänzt. Daraus entstand nachträglich durch wiederum schriftliche Korrekturen der Ausdruck *Makrodennis*, wobei an der Wand nicht zweifelsfrei ersichtlich war, ob es dabei gestalterische Zwischenschritte gab oder nicht. In beiden Fällen lassen sich hierbei einige bereits beschriebene Phänomene auch im umgangssprachlichen Bereich feststellen: Einerseits ist der Schritt von *Mikro-* zu *Makro-* eindeutig als Anwendung von Antonymie zu bewerten. Demjenigen, der die Umformung vorgenommen hat, muss also letzteres in den Sinn gekommen sein, nachdem er ersteres wahrgenommen und in seinem Mentalen Lexikon verarbeitet hatte. Voraussetzung dafür ist, dass beide Ausdrücke mit einer entsprechenden, zueinander gegensätzlichen Bedeutung im Mentalen Lexikon desjenigen verbunden waren. Bei der Umgestaltung von *-penis* zu *-dennis* wiederum kann sinnvollerweise nur die Ausdrucksseite als Motivation fungiert haben, wobei beide Ausdrücke – da die Vokallänge, die hier jeweils konventionell dem Graphem <e> zuzuordnen ist, divergiert – in Form eines unreinen Reims miteinander in Verbindung stehen (es liegt also eine ausdrucksseitige Relation vor, die hier sowohl graphematisch als auch phonetische Bezüge aufweist).<sup>267</sup>

Es sei in diesem Zusammenhang auch daran erinnert, dass Untersuchungen zu Priming ergeben haben, dass offenbar etwa „die Worterkennung von *Macht* erleichtert [wird], wenn vorher *acht* dargeboten [wird]“ (Schwarz 2014: 82), was bereits in der Einleitung diskutiert wurde. Ausdrucksseitige Relationen wie Reime weisen demnach offenkundig empirisch belegte Konsequenzen für den Sprachgebrauch auf. Nichtsdestoweniger ist angesichts der hiesigen Beispiele

---

<sup>267</sup> Natürlich wäre es theoretisch denkbar, dass derjenige, der die Umformung vornahm, eine semantische Relation zwischen dt. *Penis* und dem Vornamen *Dennis* zur Grundlage der Umformung machte, immerhin kann *Penis* konventionell als Synarthronym (Ausdruck für eine zugehörige Größe (vgl. Bär 2015: 735)) gelten, wenn man als Referenzobjekt des Eigennamen *Dennis* ein männliches Lebewesen wie einen männlichen *Homo sapiens* ausmacht. Dann aber wäre zu fragen, warum nicht *-penis* vollständig durch einen anderen (konventionell) männlichen Eigennamen wie *-thorsten* oder *-michael* ersetzt wurde. Auch eine semantische Relation von *Dennis* zu *Mikro-* oder *Makropenis* oder auch von *Mikropenis* zu *Makrodennis* und dem, was man aufgrund der jeweiligen Bestandteile konventionell damit inhaltsseitig verbinden könnte, scheint hier keine plausible Erklärung liefern zu können (obgleich dies zuletzt nicht gänzlich auszuschließen ist, was aber nur der Urheber aufklären könnte).

freilich einzugestehen, dass es sich dabei stets um stilistisch-künstlerische Modifikationen handelte und eben bestenfalls nur sekundär um kommunikative Akte zwischen einem Sender und einem Empfänger.

Wir sehen ferner, dass ausdrucksseitige Relationen im Alltag und in der Umgangssprache durchaus gebräuchlich sind. Als weiteres Beispiel können etwa die rhetorischen Figuren der Alliteration (z.B. auf /a/ (bzw. <a>) im einstigen Werbespruch dt. *Actimel aktiviert Abwehrkräfte*<sup>268</sup>) oder des Homoioteutons genannt werden. Die Herstellung einer ausdrucksseitigen Verknüpfung stellt dabei sekundär über jeweils zugeordnete Inhaltsseiten auch inhaltsseitige Verknüpfungen her, die sich als Kollokationen verhärtet können. So ist etwa nicht auszuschließen, dass die seit Jahrzehnten in Österreich intensiv betriebene Werbekampagne zur Biermarke „Gösser“, deren zentraler Werbespruch *Gut. Besser. Gösser* lautet,<sup>269</sup> dazu führt, dass bei manchen Personen unter dem Einfluss dieser Werbung die Verknüpfung *besser – Gösser* häufiger und schneller abgerufen werden kann als die Verknüpfungen *besser – gut*, *besser – schlechter* oder *besser – am besten*,<sup>270</sup> wobei durchaus neue semantische Relationen hergestellt werden können und das mit allen Konsequenzen, die semantische Relationen nach sich ziehen können (hierbei sei wiederum auf Kapitel 2.1.4 dieser Arbeit verwiesen).

Die Frage ist nun, ob sich aufgrund des (unreinen) Reims von *Gösser* auf dt. *besser* ableiten lässt, dass ein Ausdruck *Gösser* als phonetisch rezessiv durch einen Ausdruck dt. *besser* im Sprachsystem veranlagt sein kann (was dementsprechend auch für andere entsprechende Reime wie dt. \**Lesser* oder dt. \**schesser* gelten würde, wobei auch die Zusammensetzung des Phonem- bzw. Grapheminventars der jeweiligen Einzelsprache als beeinflussender Faktor miteinzubeziehen wäre).<sup>271</sup> Natürlich müsste hierfür wieder ein weitgefaster Rezessivitätsbegriff angewandt werden, schon weil der Ausdruck dt. *besser* zahlreiche andere

<sup>268</sup> Siehe dazu etwa: [http://www.focus.de/finanzen/news/werbung/werbeluege-antipreis-fuer-actimel\\_aid\\_382524.html](http://www.focus.de/finanzen/news/werbung/werbeluege-antipreis-fuer-actimel_aid_382524.html) (zuletzt abgerufen am 09.08.2017, 19:24 MEZ).

<sup>269</sup> Siehe dazu etwa: <https://www.goesser.at/> (zuletzt abgerufen am 09.08.2017, 20:06 MEZ).

<sup>270</sup> Hierbei verweisen die Ausdrücke wiederum stets auf entsprechende, damit verbundene Inhalte, welche letztlich die Bedeutungsrelationen auszeichnen.

<sup>271</sup> In Deutschland wirbt die „Paulaner“-Brauerei im Übrigen mit einem Ähnlichen Spruch: *Gut, besser, Paulaner* (s. dazu etwa: <https://www.paulaner.de/> (zuletzt abgerufen am 15.08.2017, 22:17 MEZ)). Es ist anzunehmen, dass die Verknüpfungen, die dabei in Mentalen Lexika zwischen dt. *besser* und *Paulaner* hergestellt werden, nicht gleich schnell konventionalisiert und/oder eng werden, wie es bei dt. *besser* und *Gösser* der Fall ist, da ersteres Wortpaar sich nicht reimt und auch sonst in keiner besonderen Ausdrucksrelation zueinander steht – sieht man einmal vom Homoioteuton auf /v/ (bzw. <er>) ab, das aber auch das Wortpaar *Gösser – besser* aufweist. Die ausdrucksseitige Verbindung zwischen dt. *besser* und *Gösser* trumpft gegenüber dt. *besser* und *Paulaner* mit Vielschichtigkeit auf: Erstens besteht eine Relation aufgrund des unreinen Reims, zweitens aufgrund des Homoioteutons und drittens wirkt *Gösser*

reimfähige und bereits für das Deutsche lexikalisierte Ausdrücke aufweist (wie etwa dt. *kesser* oder dt. *Messer*).

Es erscheint diesbezüglich im Übrigen sinnvoll, auch für Ausdrucksrelationen von einer zweigliedrigen Natur auszugehen. Ein Ausdruck wie dt. *besser* ermöglicht graphematische wie phonetische Verknüpfungen, die auf Ähnlichkeiten basieren, wobei man sich des Eindrucks nicht verwehren kann, dass die phonetische Ebene entscheidender ist (wohl auch weil die Schrift entwicklungs geschichtlich nach der Entstehung der gesprochenen Sprache anzusiedeln ist und ihr bis heute ein niedrigerer Stellenwert im Alltag zukommt). Dennoch erscheint eine Unterscheidung ohnehin nicht immer möglich: So weisen etwa dt. *besser* und *Gösser* offensichtlich sowohl in ihrer lautlichen als auch in ihrer schriftlichen Gestalt Ähnlichkeiten auf, selbiges gilt im Deutschen (und vielen anderen Einzelsprachen) aufgrund weitgehender Graphem-Phonem-Korrespondenzen (den meisten Phonemen ist je ein Graphem zugeordnet) – in unterschiedlichem Umfang – wohl für alle Reime (etwa auch bei dt. *Döner* auf dt. *schöner*).<sup>272</sup> Man kann sich also ausdrucksseitige Relationen wie Reime oder sonstige Ähnlichkeitsrelationen als einem Ausdruck in Form eines (informativen) Gliedes zugeordnet verstehen, wobei dieses Glied wiederum eine Verknüpfung mit einem anderen Ausdruck herstellt, wenn es im Mentalen Lexikon ein passendes Gegenglied vorfindet und das Mentale Lexikon gleichzeitig den Mechanismus ausdrucksseitiger Relation – bewusst oder unbewusst – aktiviert hat,<sup>273</sup> denn es ist ja keinesfalls so, dass wir in jeder Kommunikationssituation stets zu jedem wahrgenommenen Ausdruck ein Reimwort ins Bewusstsein gerufen bekommen, schon weil dies eine Kommunikation nahezu unmöglich machen würde. Hierbei muss eindeutig von einem Primat inhaltsseitiger Information ausgegangen werden; ausdrucksseitige Relationen werden nur unter bestimmten Umständen verfolgt.

Insgesamt ist hinsichtlich der Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen ein weniger einheitliches Bild zu gewinnen wie hinsichtlich der Inhaltsseite. Im Zusammenhang mit Wortbildung und einem dabei wirkenden Wechselspiel mit der Inhaltsseite, kann ausdrucksseitige Information durchaus als rezessiv gespeichert

---

in der Kollokation *Gut. Besser. Gösser* gleichsam wie eine (ausdrucksseitige) Verschmelzung aus dt. *Gut* und dt. *Besser* sowie als Superlativ zu ihnen. Allerdings bedürfte es diesbezüglich einer empirischen Untersuchung, um diese Annahme einer besseren Einprägsamkeit endgültig verifizieren zu können.

<sup>272</sup> Anders verhält es sich etwa in Einzelsprachen, die über ein logographisches Schriftsystem verfügen.

<sup>273</sup> Ähnlich wie bei Wortbildungen kann bei ausdrucksseitigen Relationen nicht von eingliedrigen Relationen ausgegangen werden, schon weil sich stets mehrere Optionen der Verknüpfung auftun und dabei keine als zwangsläufig auftretend einzustufen ist.

betrachtet werden, wie es bereits zuvor an Beispielen wie dt. \**zerschreiben*, dt. \**Teppichregal*, dt. \**überliebt* oder auch dt. \**Krankenbruder* dargelegt wurde. Die Frage, ob auch durch ausdrucksseitige Relationen wie Reimen ausdrucksseitige Informationen als rezessiv gespeichert gelten müssen (so etwa \**schesser* zu dt. *besser*), blieb bisher aber noch offen: Reime sind von lautlicher Realisierung bestimmt, doch wer wollte verneinen, dass man sich Reime auch bloß still denken kann? Entscheidend ist also, ob Reime spontan gebildet werden oder – wie es für Wortbildungen angenommen werden sollte – bereits rezessiv zu einem jedem Ausdruck, der im Mentalen Lexikon zu finden ist, gespeichert sind. Für andere Ausdrucksrelationen wie Alliterationen und Homoioteleutons würde man eine rezessive Speicherung zunächst wohl umso vehementer zurückweisen: Zu gering scheinen die ausdrucksseitigen Schnittmengen zwischen zwei via Alliteration oder Homoioteleuton verbundenen Ausdrücken. Bei Reimen hingegen können sowohl vokalische, als auch konsonantische Vorgaben vorliegen, ebenso kann der Akzent betroffen sein, sodass bei reinen Reimen mitunter nur hinsichtlich eines Phonems eine Abweichung beobachtet werden kann (wie etwa bei dt. *Haus* zu dt. *Maus*). In diesem Sinne gibt ein auf Kollektivebene lexikalisiertes bzw. konventionalisierter Ausdruck, von dem ein Reim ausgehen soll, für gewöhnlich schon ein lautliches Muster vor, das den üblichen phonotaktischen Strukturen der jeweiligen Sprache entspricht; somit wird ein potenziell wohlgeformter Ausdruck vorgegeben,<sup>274</sup> der durchaus als rezessiv gelten könnte.

Auch wenn Reime still denkbar sind, bleiben sie letztlich vom Artikulationsapparat und der Wahrnehmung durch das Gehör eines menschlichen Individuums abhängig. Dies wiederum stellt einen bedeutenden Unterschied zu inhaltsseitigen Informationen und ausdrucksseitigen Informationen, die mit inhaltsseitigen Informationen direkt verbunden sind (wie etwa bei Wortbildung), dar und aus diesem Grund ist eine umfassende Beantwortung der Frage, ob es durch Ausdrucksrelationen rezessiv gespeicherte Informationen gibt, an ein späteres Kapitel, in dem es um das rezessive Speichern phonetischer Informationen in Sprache geht, zu verweisen, wobei phonetische bzw. phonologische Phänomene unabhängig vom Lexikon untersucht werden; die Frage bleibt somit im Detail vorerst nicht abschließend beantwortet. Dennoch ist bereits deutlich geworden, dass die „Reinheit“ des jeweiligen Reims nicht vernachlässigt werden darf und dass Ausdrucksrelationen im Mentalen Lexikon offenbar generell schwächer wirken als semantische. Dies mag pragmatische Gründe haben, denn für gewöhnlich haben Reime keinen kommunikativen Mehrwert, sieht man einmal von einer leichteren

---

<sup>274</sup> Es sei erneut daran erinnert, dass Kinder typische Lautfolgen ihrer Muttersprache im Rahmen des Spracherwerbs nach Auftrittswahrscheinlichkeiten bewerten und zur Bildung wohlgeformter Ausdrücke zu nutzen suchen (s. Auer/Luce 2005).

Einprägbarkeit ab. Zweifel am Potenzial zur rezessiven Informationsspeicherung durch Reime wirken wie bei anderen Ausdrucksrelationen also durchaus angebracht.

Die Beantwortung besagter Frage soll an dieser Stelle also nur knapp erfolgen und im weiteren Verlauf der Arbeit an Klarheit gewinnen: Ausdrucksseitige Informationen können durchaus rezessiv in einer jeweiligen Sprache veranlagt sein. Es wird später noch deutlich werden, dass lautliche Ausdrücke als Gebilde aus Variablen zu verstehen sind, die durch Phoneme realisiert werden können oder eben nicht. Diese Variablenverbünde können wiederum als Verbünde verstanden werden, die jeweils auf zweigliedrigen Verknüpfungen zweier Phoneme beruhen, denen sich wiederum weitere Phoneme oder Phonemketten ebenfalls in zweigliedriger Weise anzuschließen vermögen. Entsprechend konventionell verfestigter Regeln der Phono-, aber auch Morpho- und Lexikologie einer Einzelsprache wird die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten (d.h. die Phänotypisierung) von Lautfolgen beeinflusst. Werden Ausdrucksrelationen in das Bewusstsein gerufen, d.h. zum Ziel sprachlichen Handelns erhoben, so steigt die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eben von Ausdrucksrelationen und kann dabei auch vermehrt zu Konventionsbrüchen führen: Wer also einen Reim auf dt. *besser* sucht, wird womöglich tatsächlich bei \**schesser* landen und diesen Ausdruck phänotypisieren; wer ein Homoioteleuton zu dt. *vermeintliches* sucht, gerät vielleicht an dt. *unabkömmliche* oder gar zu \**zwämmliche* – der zentrale Unterschied zwischen den beiden letztgenannten Ausdrücken wäre hier allein der, dass die Wahrscheinlichkeit für eine Phänotypisierung des ersteren Ausdrucks durch einen Angehörigen der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen (aufgrund vorhandener Konventionen) deutlich höher einzuschätzen ist als für zweiten. Insofern sollte nicht behauptet werden, dass eine ausdrucksseitige Relation ausdrucksseitige Information rezessiv in ein Sprachsystem einspeist, sondern eher, dass bereits vorhandene rezessive Information<sup>275</sup> aufgrund von Ausdrucksrelationen an Wahrscheinlichkeit, phänotypisiert zu werden, gewinnen kann (was

---

<sup>275</sup> Dt. \**zwämmliche* wäre als (schon dank des Phoneminventars) mögliche Ausdrucksbildung im Deutschen zu betrachten, die wir – ohne an dieser Stelle auf den entsprechenden Rezessivitätsgrad eingehen zu müssen – als rezessiv gespeichert verstehen können, allerdings ohne zugeordnete Inhaltsseite. Letzteres ist auch der Grund, weshalb derartige, lediglich auf ausdrucksseitige Information beschränkte Rezessivität für diese Arbeit nur von geringem Interesse ist – und selbiges gilt weitgehend auch für Rezessivität, die nur auf inhaltsseitige Information beschränkt ist, insbesondere dort, wo diese nicht mehr als primär rezessiv einzustufen ist. Würde man beides intensiv in die vorliegende Untersuchung miteinbeziehen, wäre der Mehrwert dieser Arbeit zu hinterfragen: Die Untersuchung von Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie für die Theorie sprachlicher Rezessivität zentral ist, macht meines Erachtens nur dort Sinn, wo auch ein pragmatischer Nutzen ableitbar ist; eine bloße Behauptung, was



wiederum einer mathematischen Modellierung von Priming-Prozessen gleichkommt).

### 2.1.6 – Zusammenfassung: Sprachliche Informationsspeicher auf lexikalischer Ebene?

In den vorangegangenen Abschnitten haben wir uns intensiv auf die Suche nach möglichen Speicherorten für im Sprachsystem rezessiv gespeicherte Informationen auf lexikalischer Ebene begeben und konnten dabei einige Ergebnisse erzielen, die erstaunliche Annahmen bezüglich der Informationsstruktur des Mentalen Lexikons nahelegen. Dabei konnte einerseits die Existenz rezessiver Informationen im Sprachsystem plausibel gemacht und andererseits verschiedene mögliche Speicherorte aufgedeckt werden.

So war etwa anhand des Beispiels um mutmaßliche Lehnbedeutungen im Zusammenhang mit engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ deutlich geworden, dass es – zumindest in diesem Fall – mehr bedarf, als der bloßen Behauptung des Vorliegens einer sogenannten Lehnbedeutung. Es konnte aufbauend auf bisherige Erkenntnisse der Linguistik deutlich gemacht werden, dass auch in Sprachen, die ‚Computermaus‘ als vermeintliche Lehnbedeutung auf die Inhaltsseite des Ausdruck, den sie konventionell für ‚(tierische) Maus‘ gebrauchen, ergänzt haben, die Voraussetzungen für eine selbstständige metaphorische Bedeutungsübertragung (von ‚(tierische) Maus‘ zu ‚Computermaus‘) gegeben waren. Des Weiteren wurde festgestellt, dass, selbst wenn man von einer reinen Lehnbedeutung ausgehen wollte, jeweils der Ausdruck für ‚(tierische) Maus‘ nicht zufällig „ausgewählt“ wurde. All diese oft trivialen Erkenntnisse haben uns schließlich zu der Schlussfolgerung geführt, dass die Annahme rezessiver, also phänotypisch nicht wahrnehmbarer Informationen, am ehesten eine plausible Erklärung für diese Umstände liefern kann. Als „Ort“ der Speicherung dieser Informationen konnte hinsichtlich der um engl. *mouse* beschriebenen Phänomene der Bereich

---

möglich ist, sei per se rezessiv und gegenwärtig schon vorliegend, führt zu nichts, wenn die Methodik und Terminologie, die sie flankiert nicht ihren Nutzen kenntlich macht, wie es hier etwa schon bei aufgrund von Wortbildung rezessiver lexikalischer Einheiten gelungen ist. Insbesondere Wortbildung, die Bestandteile, die sowohl ausdrucks- als auch inhaltsseitig meist konventionellen Regeln entsprechen, vereint, muss daher hinsichtlich der rezessiven Informationen, die sie generiert als wesentlich direkter und einflussreicher begriffen werden, als es etwa auf zwar mögliche, aber unkonventionelle Lautverbindungen zutrifft, weshalb letztere viel eher vernachlässigt werden können.

des Merkmalspeichers auf der Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens ausgemacht werden, wobei dann mittels Merkmalsvergleich und dabei feststellbare Schnittmengen zwischen zwei Bedeutungen metaphorische Übertragungen ermöglicht werden.

Anhand von sogenannten Lehnübersetzungen wie dt. *Erdapfel*, sogenannten Lehnübertragungen wie dt. *Vaterland* und von von Lehnverhältnissen unabhängigen Wortbildungen wie dt. *entfreunden* konnte plausibel gemacht werden, dass die entsprechenden Ausdrücke und – aufgrund von konventionell mit den Bestandteilen dieser Ausdrücke verbundenen inhaltsseitigen Informationen – auch die entsprechenden lexikalischen Einheiten, auf die Bezug genommen wurde, als Ganzes bereits vor ihrer erstmaligen Nutzung in Form rezessiver Informationen im Sprachsystem anzunehmen sind. Hinsichtlich des Speicherorts derartiger Informationen, die oft ganze lexikalische Einheiten betreffen, konnte das Mentale Lexikon an sich ausgemacht werden, d.h. derartige rezessive Informationen sind offenbar nicht anders gespeichert, als jede gemeinhin gebräuchliche, d.h. regelmäßig Phänotypisierung erfahrende lexikalische Einheit auch. Des Weiteren deutet manches darauf hin, dass sogar Polysemie bereits rezessiv veranlagt sein kann. Entscheidend für unsere Wahrnehmung von Sprache ist letztlich aber nur die Information, die jeweils phänotypisiert wird – und offenbar ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für derartige rezessive Information, wie wir sie bisher beschrieben haben, geringer als für Informationen, die etwa im Lexikon einer Kollektivebene gemeinhin als konventionalisiert gelten.

Unsere Betrachtungen semantischer Relationen haben ergeben, dass auch diese über ihre Verweisfunktion Bedeutungen, die im jeweiligen Sprachsystem nicht konventionalisiert sind (denen also kein Ausdruck zugeordnet ist), in Form rezessiver Information bereit halten können, was bisher gemeinhin zum Teil unter dem Phänomen der lexikalischen Lücke eine Bezeichnung gefunden hat (wie wir etwa am Beispiel des fehlenden Antonyms zu dt. *durstig* ‚durstig; Durst habend‘ sehen konnten). Auch diese rezessiven Informationen zu Inhaltsseiten, diese „lexikalischen Lücken“, können als Einträge bloßer Bedeutungen im Mentalen Lexikon aufgefasst werden.<sup>276</sup> Antisemie zwischen zwei Bedeutungen, die konventionell demselben Ausdruck zugeordnet sind (wie im Fall von lat. *altus* ‚hoch; tief‘), ließ sich durch das besonders starke Wirken einer semantischen Relation erklären, die beide Bedeutungen derart nah aneinander zieht, dass es vorkommen kann, dass sie miteinander verschwimmen. Das Beispiel der Antonymie

---

<sup>276</sup> Es ist anzumerken, dass aber auch in diesem Fall sekundär (über die jeweilige relationale lexikalische Einheit) ein ausdrucksseitiger Bezug besteht; von willkürlicher Behandlung sämtlicher denkbarer Möglichkeiten bzw. Welten kann in dieser Arbeit also nicht die Rede sein.

zwischen dt. *befreunden* und dt. *entfreunden* und den konventionell damit verbundenen Bedeutungen konnte überdies belegen, dass semantische Relationen mitunter Einfluss auf Wortbildung ausüben bzw. diese initiieren oder zumindest mit ihr zusammenwirken können, wobei wiederum vollständige lexikalische Einheiten als rezessive Information Eingang ins Lexikon finden.

Des Weiteren ist es im Rahmen unserer Untersuchungen zu Ausdrucksrelationen (wie etwa Reimen) gelungen, deutlich zu machen, dass diesbezüglich Verknüpfungen hergestellt werden, die aufgrund jeweils konventionell zugeordneter inhaltsseitiger Informationen auch Inhalte miteinander in Verbindung setzen, was zunächst zu Kollokationen und im Extremfall gar dazu führen kann, dass derartige Verbindungen wie semantische Relationen wirken können (so etwa gut erkennbar bei der auf Kollokation beruhenden Relation dt. *besser – Gösser*). Dass Ausdrucksrelationen wie phonetische oder graphematische Ähnlichkeit, die für bestehende Ausdrücke einer Einzelsprache angenommen werden müssen, Ausdrucksseiten als rezessive Informationen in das Mentale Lexikon einspeisen, wurde bereits verneint, wohl aber eingestanden, dass durch sie auf vorhandene rezessive Ausdrücke zugegriffen werden kann bzw. deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit erhöht wird.<sup>277</sup>

Im Zusammenhang mit all diesen Einsichten wurde – auch in Anlehnung an die Unterscheidung zwischen relationalen und nicht-relationalen Entitäten (s. Croft/Cruse 2004: 67 u. Langacker 1987: 214-217) – die Vorstellung, dass Wortbildungen, semantische Relationen und Ausdrucksrelationen – ja sogar Phonemverbindungen – ein- oder zweigliedrige Verknüpfungen zwischen zwei oder mehr sprachlichen Elementen herstellen, diskutiert und etabliert, wobei Eingliedrigkeit nur bestimmten Typen semantischen Relationen – und mitunter nur in bestimmten Zusammenhängen – zugeschrieben wurde. Die Kategorisierung liegt begründet in der Unterscheidbarkeit zwischen Verknüpfungen, die unweigerlich mit dem Auftreten einer Bedeutung hergestellt werden (wie es bei manchen semantischen Relationen zu beobachten war (etwa bei ‚groß‘ – ‚klein‘)), und Verknüpfungen, bei denen eine entsprechende Verknüpfung – mit je unterschiedlicher Wahrscheinlichkeit – hergestellt werden kann, jedoch nicht notwendigerweise muss (was auf die meisten semantischen Relationen und offenbar alle Wortbildungsmuster und Ausdrucksrelationen zutrifft).

---

<sup>277</sup> Wie bereits angedeutet, sind dabei tiefer liegende Rezessivitätsgrade durchaus denkbar, aber niedrige, mit denen sinnvoll gearbeitet werden kann, erscheinen hierbei nicht erkennbar (wie an anderer Stelle schon deutlich gemacht wurde, beschränken wir uns in dieser Arbeit im Wesentlichen auf die Untersuchung primärer, selten auch 0-gradiger oder sekundärer Rezessivität).

Die Beschreibungen rezessiver Informationen basieren bei all dem stets auf dem bereits zuvor formulierten Allgemeinen Rezessivitätsbegriff, der dahingehend Erweiterung erfahren hat, als die Unterscheidung von primärer, sekundärer oder tertiärer (usw.) Rezessivität eine terminologische Einstufung der vorhandenen oder noch nicht vorhandenen informativen Grundlagen einer tatsächlich möglichen Phänotypisierung einer bestimmten rezessiv gespeicherten Information im Sprachsystem ermöglicht. Um diesbezüglich eine möglichst objektive Aussage treffen zu können, sind mitunter recht viele Faktoren miteinzubeziehen, sodass der operative Nutzen dieser Terminologie nicht zuletzt vom jeweiligen Forschungsinteresse abhängt. Es wurde deutlich gemacht, dass das Hauptaugenmerk dieser Arbeit auf primärer Rezessivität liegt und weitere Formen nur in ausgewählten Fällen besprochen werden, wo es der umfassenden Beschreibung des vorgeschlagenen Modells dienlich erscheint.

Die bisherigen Ausführungen haben sich, da sie die Ergründung möglicher Speicherorte rezessiver Informationen im Sprachsystem zum Ziel hatten, auf eine Nachweisbarkeit von Informationen, die unter den Allgemeinen Rezessivitätsbegriff fallen, beschränkt; das Allgemeine Rezessivitätsmuster, das in dieser Arbeit bereits in der Einleitung formuliert wurde, fand hinsichtlich seiner Gültigkeit in Sprache noch keine Überprüfung; dennoch sollten wir eingedenk bleiben, dass dies Teil der Zielsetzung ist, die insbesondere in Kapitel 3 intensiv verfolgt wird.

Darüber hinaus haben die vorangegangenen Analysen einmal mehr gezeigt, wie müßig und mitunter unmöglich eine klare Trennung zwischen ausdrucks- und inhaltsseitigen Informationen und Ausdrucks- und Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens an sich ist. Das hier bereits gewonnene Verständnis von Information im Sprachsystem, das vornehmlich anhand des Deutschen gewonnen wurde, zeigt daher auf, wie wichtig es ist, sich bewusst zu machen, dass die Ausdrucksseite nur eine, wenn auch besondere, Form der im sprachlichen Zeichen enthaltenen Information ist – genauso wie Denotat, Konnotat, Merkmale, Glieder von Wortbildungsmustern oder semantischen Relationen usw. Auch dessen wollen wir eingedenk bleiben, obgleich eine Unterscheidung von Ausdrucks- und Inhaltsseite im Allgemeinen selbstverständlich durchaus sinnvoll ist, da ein sprachlicher Ausdruck sich von der restlichen Information eines sprachlichen Zeichens dahingehend unterscheidet, dass nur er direkt, zweifelsfrei und weitgehend objektiv wahrnehm-, beschreib- und schließlich (physikalisch eindeutig) messbar ist: Allein die Ausdrucksseite tritt in einer für unsere menschlichen Sinnesorgane wahrnehmbaren Gestalt auf.

### 2.1.7 – Zwischenfazit: Sprachliche Informationsspeicher auf lexikalischer Ebene. Einige Präzisierungen und terminologische Ergänzungen

An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, ein erstes Fazit zu ziehen, die Gedanken zu sortieren, Konsequenzen daraus aufzuzeigen und daran anschließende Fragen zu formulieren; zudem muss die bisherige Terminologie aufbauend auf unsere weiteren Erkenntnisse gelegentlich noch präzisiert und ergänzt werden.

Was hat es mit rezessiver Information, die wir auf lexikalischer Ebene gefunden haben, also auf sich? Als rezessive Information verstehen wir gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs jede Form von Information, die nicht als phänotypisch wahrnehmbar gelten kann und nicht wahrgenommen wird. Hierbei wurde bereits auf Perspektivitätsprobleme hingewiesen: Rezessive Information in Sprache ist – ebenso wie hinsichtlich rezessiven Allelen in der Biologie – keineswegs weniger „vorhanden“ wie nicht-rezessive; sie entzieht sich lediglich der Wahrnehmung (d.h. hier für gewöhnlich: der menschlichen Wahrnehmung). Auf lexikalischer Ebene können davon ausdrucks- wie inhaltsseitige Informationen betroffen sein, wobei diesbezüglich in andere Ebenen von Sprache hineingewirkt werden kann: So betreffen ausdrucksseitige Informationen etwa Phonetik oder Graphematik, inhaltsseitig ist beispielsweise zu fragen, inwiefern eine bloße Bedeutung ohne zugeordnetem Ausdruck als Teil des Lexikons zu betrachten ist.

Zunächst sei aber noch einmal deutlich formuliert, was wir diesbezüglich als rezessive Information bezeichnen wollen (dabei wird auf bereits besprochene Beispiele Bezug genommen, ohne sie noch einmal im Detail darzulegen): So kann eine lexikalische Einheit wie dt. *\*zerschreiben* ‚etwas durch Schreiben auseinander treiben oder zerstören‘ als rezessiv im Lexikon der Kollektivebene des Deutschen gespeichert gelten, aber ebenso die als Teil des Mechanismus der Wortbildung verstandenen Glieder, die dt. *zer-* und dt. *-schreiben* anhaften, und deren feste und direkte Verknüpfung, die wir als zweigliedrig bezeichnen wollen, denn auch diese Glieder sind phänotypisch nicht wahrnehmbar (im Gegensatz zu deren Produkten, die es sein können, aber – wie dt. *\*zerschreiben* zeigte – nicht müssen). Auf Individualebene ist dt. *\*zerschreiben* ‚etwas durch Schreiben auseinander treiben oder zerstören‘ spätestens mit dieser Arbeit als phänotypisiert zu verstehen:<sup>278</sup> Sowohl ich als Verfasser dieses Textes als auch jeder der Lesenden führt eine derartige Phänotypisierung mindestens des Ausdrucks, aufgrund des Wortbildungsmechanismus und der entsprechenden Angaben sowie bestehender Konventionen aber vermutlich auch der Inhaltsseite durch.

---

<sup>278</sup> Der Vollständigkeit wegen ist freilich einzugestehen, dass dt. *\*zerschreiben* (mindestens) mit jeder Erwähnung in dieser Arbeit eine neue Phänotypisierung erfährt.

Bei eingliedrigen semantischen Relationen (wie z.B. bei ‚groß‘ zu ‚klein‘) gilt, dass wenn eine Bedeutung mit einem zugeordneten Ausdruck im Phänotyp einer Einzelsprache erst einmal wahrgenommen und womöglich auch im Lexikon (einer Individual- oder einer Kollektivebene) lexikalisiert worden ist, die jeweils andere, durch eingliedrige semantische Relation damit verbundene Bedeutung zwangsläufig ebenfalls im Lexikon als verankert gelten kann und zwar unabhängig davon, ob ihr ein Ausdruck zugeordnet ist und ob sie sich selbst (jemals) phänotypisch äußert. Ist letzteres nicht der Fall, kann die entsprechende Bedeutung als rezessiv gespeichert gelten. Allerdings muss hier die Frage gestellt werden, wo diese Bedeutung rezessiv gespeichert ist – handelt es sich bei deren Speicherort tatsächlich um das Mentale Lexikon oder um andere Bereiche der Kognition, die davon geschieden werden sollten? Letztlich ist die Beantwortung dieser Frage wieder eine Frage nach dem Zuschnitt eines Sprachsystems bzw. seiner Abgrenzung gegen eine Umwelt. Wir haben bereits in der Einleitung gesehen, dass die Grenze zwischen Sprache und anderen Bereichen der Kognition nicht immer eindeutig zu definieren ist, sodass besagte Frage letztlich unerheblich wirkt (hier mag die Psycho- oder Neurolinguistik dereinst vielleicht ein endgültiges Urteil fällen). Wir wollen entsprechende Information daher in unser Rezessivitätsmodell integrieren.

Auch bei zweigliedrigen semantischen Relationen scheint besagter Mechanismus zu greifen: Für dt. *gelb* ‚gelb‘ kann ein zugehöriges Agontonym als rezessiv angenommen werden, aber zunächst nur hinsichtlich seiner Bedeutung (‚jemand oder etwas, das jemanden oder etwas blau färbt‘);<sup>279</sup> eine rezessiv gespeicherte Ausdrucksseite ist wiederum erst aufgrund von Wortbildung und konventionellen Ausdruck-Inhalt-Zuordnungen plausibel (so etwa dt. *\*Gelbmacher* oder dt. *\*Gelbfärber*). Wortbildung und semantische Relationen wirken hierbei also zusammen und können zur rezessiven Speicherung einer bzw. mehrerer ganzer lexikalischer Einheit führen. Man könnte also von einem „dunklen“ Teil des Lexikons sprechen, der aus Einheiten besteht, die möglicherweise noch nie phänotypisiert wurden und es vielleicht niemals werden, deren Gebrauchsfrequenz also gegen 0 geht oder (zumindest über einen für uns einsehbaren Zeitraum, der durchaus gleich der Lebensdauer eines ein solches Lexikon tragenden Individuums sein kann) gleich 0 ist und die wir bereits vorsichtig als *vollständig rezessiv* bezeichnet haben. Dennoch besteht für sie grundsätzlich eine gewisse Phänotypisierungswahrscheinlichkeit  $>0$ .

---

<sup>279</sup> Es sei daran erinnert, dass – im Unterschied zur Sachlage bei eingliedrigen semantischen Relationen – eine Bedeutung, die mit einer anderen mittels zweigliedriger semantischer Relation in Verbindung steht, auch ohne diese Bedeutung, mit der sie in Verbindung steht, verständlich ist.

Nicht vollständig rezessiv, aber im Lexikon oft oder fast ausschließlich rezessiv vorhanden sind auf Individualebene alle lexikalischen Einheiten, die ein Individuum in seiner Umwelt wahrgenommen hat – so wie etwa Kleinkinder Worte erlernen, die sie in Gesprächen ihrer Eltern oder anderer Personen ihres Umfelds aufschnappen. Diese nicht vollständig rezessiven Einheiten, wurden also mindestens einmal phänotypisiert und fungieren im Mentalen Lexikon als Grundlage für rezessive Einheiten, sobald auch Mechanismen wie Wortbildung in der Kognition des jeweiligen Individuums möglich sind. Eine derartige Einheit selbst kann vom jeweiligen Individuum zudem jederzeit phänotypisiert werden und somit ihrerseits – zumindest für die Dauer der Phänotypisierung – den rezessiven Zustand verlassen, wie es letztlich für alle sprachlichen Informationen im Mentalen Lexikon eines Individuums gilt. Rezessivität in Sprache kann also in einigen Fällen nur temporärer Natur sein, Phänotypisierungen sind es immer.

Um die Terminologie hierbei weiter auszudifferenzieren, wollen wir jede sprachliche Information, die durch eine Phänotypisierung aus der Umwelt in das Mentale Lexikon eines Individuums eingespeist wurde oder die ein Individuum selbst bereits erfolgreich phänotypisiert hat als Form von *Rezessivität o. (nullten) Grades* bezeichnen und sie somit primär rezessiven Informationen „voranstellen“ sowie unterstreichen, dass ein Unterschied zwischen in der Vergangenheit bereits phänotypisierten und noch nicht phänotypisierten Einheiten besteht. Dennoch ist rezessiver Information 0. und 1. Grades (d.h. primär rezessiver Information) gemeinsam, dass sie jederzeit Phänotypisierung erfahren können, weil sie bereits vollständig phänotypisierbar im Mentalen Lexikon vorliegen; es sind dafür keine Zwischenschritte mehr vonnöten. Als Teil eines „dunklen“ Lexikons bzw. „dunklen“ Teils des Lexikons wollen wir nur primäre rezessive Information verstehen, nicht aber 0-gradig rezessive.<sup>280</sup>

Die Vorstellung eines „dunklen“ Teils des Lexikons, der aus einer Vielzahl rezessiver lexikalischer Einheiten besteht, kann erklären, warum wir vereinzelt auf neue Wortbildungen im Sprachgebrauch treffen, die auf uns wie spontane Innovationen wirken, ohne dass wir behaupten müssten, dass der Wortbildungsmechanismus nur ebenso vereinzelt aktiv ist. Vielmehr lässt er sich somit als

---

<sup>280</sup> Diese Einschränkung hat vor allem praktische Gründe hinsichtlich der Operationalisierbarkeit und dem Nutzen des Modells; es sei angemerkt, dass auch bei einer denkbaren Integration höhergradig rezessiver Informationen in das „dunkle Lexikon“ nicht von einer unendlich großen Speicherkapazität ausgegangen werden müsste, weil das Wesen sprachlicher Rezessivität in der Fähigkeit der Verkettung und In-Relation-Setzung zuvor schon bestehender sprachlicher Information liegt; mit anderen Worten: Die nötigen Informationen sind so oder so schon gespeichert, die Operation, die sie zusammenführt, macht jedoch weitere Informationen rezessiv im Sinne der hiesigen Terminologie.

permanent aktiv interpretieren; nur seine Produkte werden eben nicht immer direkt für uns wahrnehmbar, weil sie nie aus der Umwelt heraus Eingang in das Mentale Lexikon eines Individuums finden, sondern innerhalb selbigen hervor gebracht werden (da dies in Abhängigkeit vom bereits gespeicherten sprachlichen Material geschieht, sollte hierbei auch nicht von einer „Universalgrammatik“ gesprochen werden).<sup>281</sup>

Aus dieser Einsicht ergibt sich wiederum eine erwähnenswerte Konsequenz für Kreativität bzw. Innovation im Zusammenhang mit Sprache. Denn wenn jemand eine zuvor nie wahrgenommene Wortbildung wie dt. \**zerschreiben* äußert, kann er nicht länger als kreativ oder innovativ gelten, auch wird der Vorgang der Innovation oder Kreativität nicht zeitlich vorverlegt (etwa zu dem Punkt, als die Wortbildung als rezessive Information Eingang ins Lexikon fand); stattdessen

---

<sup>281</sup> Hierbei zeigt sich, dass Rezessivität eine Eigenschaft bzw. ein Zustand ist, der faktisch auf alle sprachlichen Einheiten zumindest temporär zutrifft: Begreifen wir das Mentale Lexikon als Speicher aller lexikalischer Einheiten – ob diese gemäß der bisherigen Terminologie rezessiv sind oder nicht –, so sind logischerweise nie alle diese Einheiten gleichzeitig phänotypisch wahrnehmbar, schon weil ein Individuum nicht alle Einheiten parallel (etwa mündlich oder schriftlich) äußern kann. Gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs hat demnach strenggenommen jede lexikalische Einheit, die gerade nicht geäußert wird, als rezessiv zu gelten, schon weil wir ja nicht wissen können, ob das jeweilige Individuum eine dieser Einheiten jemals wieder äußern wird. Wir sollten aus Gründen der Anwendbarkeit und der Verständigung innerhalb der Linguistik den Rezessivitätsbegriff freilich nicht überdehnen, dennoch wird hierbei ein wesentlicher Aspekt des Sprachverständnisses, der der Vorstellung sprachlicher Rezessivität innewohnt, deutlich: Jede lexikalische Einheit ist zu einem gewissen Grade rezessiv, zumindest temporär. Die Phänotypisierung einer lexikalischen Einheit erfolgt stets nur temporär und hängt natürlich vom Bedürfnis des jeweiligen Sprachbenutzers bzw. auch der jeweiligen Sprachgemeinschaft ab. Dass etwa dt. *Haus* wohl recht regelmäßig phänotypisiert wird, dt. \**zerschreiben* jedoch nicht, kann letztlich auf außersprachliche Faktoren zurückgeführt werden, die bedingen, dass letztere lexikalische Einheit in der Regel schlichtweg nicht benötigt wird und somit schon aus Ökonomiegründen keine Äußerung erfährt – sie bleibt, wenn sie primär (und nicht 0-gradig) rezessiv vorliegt, im „dunklen“ Teil des Lexikons und da sie ohne regelmäßige Nutzung auch nicht kollokativ auftritt und auch sonst keine Chancen auf zusätzliche Verknüpfungen oder Verstärkung von – bereits rezessiv veranlagten – Verknüpfungen (wie z.B. semantischen Relationen) erfährt, steigt die Chance auf baldige Phänotypisierung zumindest innersprachlich nicht, wogegen dt. *Haus* etwa in Komposita wie dt. *Krankenhaus* oder Kollokationen wie in dt. *Haus und Hof* immer wieder phänotypisch wahrnehmbar erscheint, seine Verknüpfungen verstärkt und somit auch künftig leichter phänotypisiert werden kann (es hat also eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit als dt. \**zerschreiben*). Hierin zeigt sich der probabilistische Charakter des in dieser Arbeit vorgeschlagenen linguistischen Rezessivitätsmodells ein weiteres Mal.



werden derartige Wortbildungen als zwangsläufige Folgen von immer wirkenden Mechanismen aufgefasst, die keinerlei Kreativität (im Sinne eines bewussten Gestaltungsprozesses), Innovation oder sonstiges aktives Einwirken vonseiten der Sprachbenutzer mehr erfordern. Entscheidend ist vielmehr, dass ein Sprachbenutzer auf den rezessiven Wortschatz zugreifen kann – sei es aktiv (sendend) oder passiv (empfangend). Eine Erklärung für diese Annahme findet sich, wie bereits erwähnt, in der systemtheoretischen Annahme der Selbstreferenz bzw. der Autopoiesis (vgl. Luhmann 1987: 59-64 u. Maturana/Varela 1987): Die Elemente eines Systems können selbstständig Relationen untereinander herstellen und aufrechterhalten.

Es versteht sich von selbst, dass ein Sprachbenutzer, der besonders viele sprachliche Einheiten in seinem Mentales Lexikon konventionalisiert hat, auch über verhältnismäßig viele rezessive Informationen mit verhältnismäßig hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt. Je häufiger und je abwechslungsreicher er diese Einheiten einsetzt und je mehr Wortbildungsmechanismen erlernt bzw. eingeübt wurden,<sup>282</sup> umso besser ist wohl auch sein Zugriff auf rezessive lexikalische Einheiten, die er zuvor nie wahrgenommen, geschweige denn geäußert hat. Vielleicht mag man dies unter dem umgangssprachlichen Terminus *Sprachgefühl* verbuchen; grundsätzlich scheinen individuelle Unterschiede in Gestalt und Umfang des „dunklen“ Teils des Mentalen Lexikons nicht vermeidbar und abhängig von Unterschieden hinsichtlich sprachlichen Wissens zwischen Individuen an sich. Die Fähigkeit etwa bei Bezeichnungsnot beispielsweise auf eine durch Wortbildung und semantische Relation entstandene lexikalische Einheit zuzugreifen, sie phänotypisieren zu können, ist demnach ebenso individuell verschieden und kann wiederum als *Kreativität* oder *Innovation* bezeichnet werden, sofern man an diesen Vorstellungen – wenn auch in etwas modifizierter Form – festhalten möchte. Wenn wir also allein den Zugriff auf bereits vorhandene Information als Kreativität oder Innovation beschreiben, so ist dabei ein Zögern bzw. eine Unsicherheit beim Gebrauch „ungewöhnlicher“ Wortbildungen, die man außerhalb des linguistischen Rezessivitätsmodells vielleicht als

---

<sup>282</sup> Dass Wortbildungsmechanismen erlernt – oder besser: eingeübt – werden müssen, ergibt sich logisch aus der bereits diskutierten Art und Weise, wie das Mentale Lexikon erworben und erweitert wird; allerdings kann ein Erlernen auch nur das Stärken konventioneller Mechanismen bedeuten, wenn man annimmt, dass es eine einheitliche Grundmenge an Wortbildungsmechanismen gibt, die innerhalb eines Sprachsystems wirken können. Jemand, der keinerlei Verben auf dt. *ent-* in seinem Mentalen Lexikon konventionalisiert hat – etwa weil er nie mit derartigen Verben konfrontiert wurde –, wird auch keine Formen in Konversion zu Verben auf dt. *be-* mit dt. *ent-* aufgrund von Wortbildung rezessiv gespeichert haben – zumindest ist die Wahrscheinlichkeit hierfür äußerst gering.

„Ad-hoc-Bildungen“ vermutet hätte, die wir aber als Bestandteil des dunklen Teils des Lexikons betrachten, dadurch zu erklären, dass entsprechende Wortbildungen im Lexikon nur ein geringes Maß an Verknüpfung mit anderen sprachlichen Elementen aufweisen bzw. dass diese Verknüpfungen nur gering gewichtet sind, was die Zugriffswahrscheinlichkeit und die Zugriffsgeschwindigkeit negativ beeinflusst.

Nun ist etwa im Gegenwartsdeutschen durch Wortbildung – insbesondere durch Komposition – eine schier unendliche Bildung von Ausdrücken möglich, da der Verknüpfung *de facto* keine Grenzen gesetzt sind; so ließe sich etwa folgender Ausdruck bilden, der durch die konventionell, d.h. auf Kollektivebene mit seinen Bestandteilen verbundenen inhaltsseitigen Informationen und der Art, wie sie verknüpft sind, seinerseits eine Inhaltsseite erhält, welche letztlich natürlich durch den Gebrauch in einer konkreten Kommunikationssituation manifestiert würde:

dt. \**Teppichregalverkaufsordnungsgesetzmäßigkeitsüberprüfungseinrichtungsbeamtentum* (in der Bedeutung etwa greifbar als ‚Zustand des Daseins als Beamter in einer Einrichtung, die die Gesetzmäßigkeit von Verkaufsordnungen für Teppichregale überprüft‘ oder ‚Gesamtheit der Beamten, die in einer Einrichtung, die die Gesetzmäßigkeit von Verkaufsordnungen für Teppichregale überprüft, tätig sind‘ (weitere Varianten sind denkbar)).

Sollte man eine derartige lexikalische Einheit also als rezessiv im Sprachsystem des Gegenwartsdeutschen gespeichert betrachten? Falls ja, könnte man wohl einwenden, dass eine derartige Annahme absurd wäre, da sie das Lexikon durch einen nahezu unendlich großen Teil eines „dunklen“ Lexikons schier zum Platzen brächte. Doch an dieser Stelle ist es wichtig, sich bewusst zu machen, wie Rezessivität im Zusammenhang mit Wortbildung zu verstehen ist und dies hier noch einmal deutlich herauszuarbeiten: Bei Wortbildung gilt das Prinzip der Zweigliedrigkeit und in diesem Zusammenhang lohnt tatsächlich eine Unterscheidung zwischen primärer und sekundärer Rezessivität und Rezessivität o. Grades. Dt. *Teppich* und dt. *Regal* (beide für gewöhnlich im Mentalen Lexikon eines Angehörigen der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft o-gradig rezessiv) können zu dt. \**Teppichregal* (primär rezessiv) kombiniert werden, ebenso etwa dt. *ent-* und dt. *lieben* (beide o-gradig rezessiv) zu dt. \**entlieben* (primär rezessiv), sodass sowohl dt. \**Teppichregal* als auch dt. \**entlieben* als primär rezessiv gespeichert gelten müssen, solange die Bestandteile beider bereits im Sprachsystem bzw. in ein zu untersuchendes Mentales Lexikon eingespeist bzw. (genauer)

konventionalisiert sind, was für das Gegenwartsdeutsche in aller Regel wohl problemlos angenommen werden kann. Eine Form wie dt. \**Teppichregalität* wäre jedoch nicht als primär rezessiv anzunehmen, solange nicht mindestens dt. \**Teppichregal* und das Derivationsmorphem dt. *-ität* oder dt. *Teppich* und dt. \**Regalität* bereits als o-gradig rezessiv vorliegen. Da aber keine weder dt. \**Teppichregal* noch dt. \**Regalität* für das Gegenwartsdeutsch als o-gradig rezessiv betrachtet werden können, muss dt. \**Teppichregalität* als sekundär rezessiv eingestuft werden, da es auf mindestens eine primär rezessiv gespeicherte Einheit aufbaut. Sekundär rezessive Information kann jedoch nicht jederzeit phänotypisiert werden und ist somit nicht als Teil des „Dunklen Lexikons“ bzw. „dunklen“ Teil des Lexikons zu begreifen.

Natürlich ist bei alledem, wie bereits in der Einleitung erwähnt, zu beachten, dass derartige Betrachtungen zunächst nur auf Individualebene eindeutig beschreibbar sind; auf Kollektivebene gehen wir schließlich von bestehenden Konventionen aus, auf die wir wiederum ausgehend von Individualebenen schließen müssen, sodass es insgesamt um eine Schnittmenge geht, die uns darauf aufmerksam macht, dass in jedem Lexikon der Individualebene unterschiedliche Rezessivitätsverteilungen aufgrund unterschiedlicher eingespeicherter Informationen anzunehmen sind.

Betrachten wir die Individualebene noch einmal näher: Ein Individuum lernt in seiner Umwelt die lexikalische Einheit zum Ausdruck dt. *lieben* kennen (d.h. sie begegnet ihm wahrnehmbar und er phänotypisiert sie, indem er sie wahrnimmt) und speist sie – außerhalb einer Phänotypisierung als o-gradig rezessiv – in sein Mentales Lexikon ein bzw. verfestigt rezessiv vorhandene sprachliche Elemente so, dass das die lexikalische Einheit in seinem Mentalen Lexikon konventionalisiert bzw. lexikalisiert wird; ebenso hat es bereits lexikalische Einheiten zu Ausdrücken wie dt. *entleeren* oder dt. *enteignen* konventionalisiert. Aufgrund seiner kognitiven Kompetenz zur Wortbildung „erkennt“ das Individuum schließlich – bewusst oder unbewusst – die Bedeutung des Derivationsmorphems dt. *ent-* (genauer: dieses wird mit einer stark gewichteten Verknüpfung mit einer entsprechenden Bedeutung verbunden), womit dieses sogleich stärker gewichtete Verbindungen herzustellen sucht und primäre rezessive Informationen wie dt. \**entlieben* schafft. Solange diese aber nicht phänotypisiert wird, ist eine weitere Verknüpfungen wie dt. \**Entliebtheit*<sup>283</sup> gemäß der hier vorgeschlagenen Terminologie nicht als primär rezessiv zu verstehen, sondern lediglich als

---

<sup>283</sup> Dt. \**Entliebtheit* stellt eine Derivation des Partizips Präteritum zu dt. \**entlieben* dar; weil die Wortbildung \**entlieben* auf dem Verb dt. *lieben* fußt, wird dessen Flexionsparadigma im Rahmen der Wortbildung selbstverständlich sogleich mitübernommen (als inhaltsseitige Information zu dt. \**entlieben* gespeichert).

sekundär rezessiv. Natürlich kann bei einem Individuum, das der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen angehört, davon ausgegangen werden, dass es die Ausdrücke dt. *ent-*, *lieben* und *-heit* samt deren inhaltsseitigen Informationen im Mentalen Lexikon umweltinduziert – also außerhalb einer Phänotypisierung o-gradig rezessiv – gespeichert hat; doch die Vorstellung von Zweigliedrigkeit bei Wortbildung erklärt, dass keine Dreierverknüpfungen eingegangen werden, sondern zwei Elemente bereits miteinander verbunden sein müssen, damit ein drittes hinzutreten kann. Dies führt letztlich zu der Feststellung, dass eine lexikalische Einheit zu einem Ausdruck wie dt. *\*Teplichregalverkaufsordnungsgesetzmäßigkeitsüberprüfungseinrichtungsbeamtentum* nicht als primär rezessiv gespeichert gelten kann. Dennoch ist sie prinzipiell aufgrund des vorhandenen sprachlichen Materials des Gegenwartsdeutschen denkbar – sie kann also auch gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs als rezessiv verstanden werden, allerdings sind offensichtlich viele Zwischenschritte nötig, sodass hierbei etwa nicht von primärer oder gar nur sekundärer Rezessivität gesprochen werden kann.

Als weiteres Beispiel zur Veranschaulichung der Terminologie sei hier noch einmal die lexikalische Einheit dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ herangezogen. Ginge man davon aus, dass diese Einheit im Deutschen bisher nicht phänotypisiert worden wäre, sehr wohl aber dt. *Erde* ‚Erde‘ und dt. *Apfel* ‚Apfel‘, so könnte dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ zwar ausdrucksseitig, nicht aber inhaltsseitig als primär rezessiv gespeichert gelten, da die zusammengesetzte Bedeutung, die sich aus den konventionell mit den Bestandteilen des Ausdrucks *Erdapfel* ergibt, etwa ‚Apfel, der in der Erde befindlich ist oder dort wächst‘ lauten müsste. Die entsprechende lexikalische Einheit (dt. *Erdapfel* ‚Apfel, der in der Erde befindlich ist oder dort wächst‘) wäre in ihrer Gesamtheit also durchaus als primär rezessiv zu beschreiben; deren Bedeutung ist mit der Bedeutung ‚Kartoffel‘ nicht identisch, steht jedoch in (zweigliedriger) semantischer Relation, da beide Bedeutungen Früchte beschreiben, die in der Erde befindlich sind oder dort wachsen. Somit kann in unserem uns in die Vergangenheit zurückversetzenden Gedankenspiel die lexikalische Einheit dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ als sekundär rezessiv gelten, wogegen der Ausdruck an sich – verbunden mit einer abweichenden Bedeutung – primär rezessiv gespeichert ist.

Das Modell der Rezessivität in Sprache, welches auf dem bereits formulierten Allgemeinen Rezessivitätsbegriff fußt, kann demnach nicht nur Information beschreiben, die jederzeit phänotypisiert werden könnte – also Information, die ähnlich rezessiver Allele in der Biologie als „direkt existent“ beschrieben werden kann –, sondern auch Information, die nach einem oder mehreren entwicklungs-

technischen Zwischenschritten innerhalb des Systems Phänotypisierung erfahren könnte. Erstere Form von Rezessivität kann im wissenschaftlichen Diskurs mit dem Attribut *primär* gekennzeichnet werden, zweite mit *sekundär*, *tertiär* usw. oder eben durch eine Bezeichnung als *1-gradig rezessiv*, *2-gradig rezessiv*, *3-gradig rezessiv* usw. Insofern geht die hier vorgeschlagene Vorstellung von Rezessivität weiter als die der Biologie, da sie viel stärker zur Beschreibung von Entwicklungsmöglichkeiten und deren jeweiligen Wahrscheinlichkeiten dient.<sup>284</sup>

Ferner ist zu konstatieren, dass sprachliche Elemente und somit alle sprachlichen Informationen nur im Zuge einer tatsächlichen Phänotypisierung nicht rezessiv sind; somit kann letztlich jede Information in Sprache als (in zeitlicher Hinsicht) mehrheitlich rezessiv angenommen werden, immerhin wird auch ein Ausdruck wie dt. *Hund* nicht kontinuierlich im sprachlichen Phänotyp des Deutschen oder gar eines Individuums aufrechterhalten. Der Unterschied zwischen vollständig rezessiver Information, also Information, die noch nie phänotypisiert wurde und die wir als *primär rezessiv*, *sekundär rezessiv* usw. bezeichnen, und aller sprachlicher Information, die bereits phänotypisch wahrnehmbar war (*0-gradig rezessiv*) oder ist (nicht-rezessiv), ist dementsprechend marginal.

Aus diesem Grunde kommen auch hinsichtlich der Speicherkapazität und der Speicherorte rezessiver Information grundsätzlich alle Speicherorte, die man im Mentalen Lexikon verorten möchte, infrage.

Doch gehen nun wir noch einmal näher darauf ein, warum wir bloße Bedeutungen – d.h. Bedeutungen, denen keine Ausdrucksseite zugeordnet ist –, die etwa aufgrund semantischer Relationen als rezessiv gespeichert gelten müssen, als Teil des Mentalen Lexikons verstehen wollen. Wir haben bereits mehrfach gesehen, dass die Grenze zwischen Sprachlichem und Außersprachlichem nicht immer eindeutig definierbar ist und dass der genaue Aufbau des Mentalen Lexikons in der Forschung höchst umstritten ist. Allerdings ist es wichtig, sich diesbezüglich ins Gedächtnis zu rufen, dass das Mentale Lexikon eine Erfindung der Sprachwissenschaft ist und man nicht notwendigerweise davon ausgehen muss, dass es überhaupt als abgeschlossenes System innerhalb der Kognition existiert oder dass es aus verschiedenen Modulen besteht. Versteht man es als Modell zur Veranschaulichung komplexer und bisher weitgehend im Dunkeln liegender Prozesse, so kann man mit ihm durchaus arbeiten. So wird dabei etwa klar, dass

---

<sup>284</sup> Das Modell sprachlicher Rezessivität erscheint daher etwa als in ähnlichem Maße probabilistisch ausgerichtet wie die Quantenmechanik in der Physik, wobei man jedoch nicht notwendigerweise annehmen sollte, dass sich zwischen den Beiden darüber hinaus weitere Schnittmengen finden lassen.

das Mentale Lexikon auf verschiedene Formen gespeicherter Informationen zuzugreifen vermag; Damit Sprache funktionieren kann, muss bekanntlich ein Zugriff auf Daten bzw. Informationen, die die Wahrnehmung eines Menschen in das Gehirn bzw. dessen Kognition einspeist, erfolgen, ebenso muss es mentale Repräsentationen von sprachlichen Ausdrücken geben und die Fähigkeit zum Output vorhanden sein (es sei diesbezüglich erneut auf die Ausführungen zum Mentalen Lexikon in der Einleitung sowie die dabei heranzitierte Literatur verwiesen). Semantische und ausdrucksseitige Relationen belegen, dass Sprache Zusammenhänge in der Umwelt sucht oder abbildet und mitunter gar schafft (wie etwa der Reim von dt. *besser* auf *Gösser zeigt*).

Hinsichtlich semantischer Relationen ergibt sich überdies ein Problem terminologischer Art, das in dieser Arbeit bisher nur in einer Fußnote Erwähnung fand: Ein Terminus wie *Antonym* bezeichnet einen Ausdruck für eine gegensätzliche Größe, ein *Antisemem* wiederum bezeichnet das gleiche auf Bedeutungsebene (vgl. Bär 2015: 720). Dieser Terminologie wohnt aber bekanntlich der Widerspruch inne, dass Antonyme sich zueinander ja nicht aufgrund ihrer Ausdrucksseite, sondern jeweils aufgrund ihrer Denotate oder anderer Aspekte der Inhaltsseite antonym verhalten; entscheidend für das Vorliegen von Antonymie ist also das Vorliegen von Antisemie. Da man sich diesbezüglich für gewöhnlich aber über Relationen zwischen lexikalischen Einheiten unterhält, in denen man eben von Einheit zwischen Ausdruck und Inhalt ausgeht, mag besagte übliche Terminologie in der Regel sinnvoll erscheinen. Wir haben aber bereits gesehen, dass Bedeutungsrelationen auch zu Bedeutungen bestehen können, denen keine Ausdrucksseite zugeordnet ist. Aus diesem Grunde wurden Termini auf *-nymie* in dieser Arbeit immer dann verwendet, wenn von einer Ausdrucksseite oder einer ganzen lexikalischen Einheit als Bezugspunkt ausgegangen wurde, wohl wissend, dass Bedeutungen damit (konventionell) verbunden sind, die für die jeweilige semantische Relation entscheidend sind; Termini auf *-semie* fanden nur dort Anwendung, wo es ausschließlich um Bedeutungen ging.<sup>285</sup> Daran wollen wir festhalten. Was sich hierbei jedoch weiterhin feststellen lässt, ist die hohe Relevanz von Bedeutung als gespeicherte Informationen in der Kognition. Deshalb und weil eine eindeutige Grenzziehung zwischen Sprachlichem und Außer-sprachlichem nicht möglich erscheint, sollten wir Bedeutungen, die bisher nicht mit einem Ausdruck verbunden waren, sehr wohl als Teil des Mentalen Lexikons

---

<sup>285</sup> Insofern wird auf einen anderen, in der Linguistik ebenfalls verbreiteten Gebrauch derartiger Termini verzichtet, nach dem Relationen, die durch Termini auf *-nymie* ausgedrückt werden, „für den semantischen Vergleich gestaltseitig verschiedener Zeichen stehen“ (Bär 2015: 714), wogegen Termini auf *-semie* eingeführt sind, damit „sich auch unterschiedliche Bedeutungen eines und desselben Zeichens aufeinander beziehen lassen“ (Bär 2015: 714).

verstehen, gerade in dem Bewusstsein, dass das Mentale Lexikon selbst nicht mehr als ein Konstrukt der Forschung zur Veranschaulichung komplexerer Zusammenhänge darstellt, ähnlich wie es auch für das hier vorgeschlagene linguistische Rezessivitätsmodell gilt.

Allerdings setzen wir uns in dieser Arbeit diesbezüglich nur mit rezessiven Bedeutungen auseinander, die aufgrund bestehender, phänotypisch in der Vergangenheit (oder gegenwärtig) bereits wahrzunehmender lexikalischer Einheiten dank semantischer Relationen Konventionalisierung im Mentale Lexikon finden oder gefunden haben (wie etwa hinsichtlich eines anzunehmenden Agontonyms zu dt. *gelb* oder eines Antonyms zu dt. *durstig*). Derartige lexikalische Lücken bestehen aber natürlich auch losgelöst von bisherigen Einträgen im Mentalen Lexikon: Jedes Mal, wenn etwa eine neue Tierart oder ein neuer Stern entdeckt oder eine Erfindung getätigt wird, wird eine Bedeutung eingespeist oder zumindest aktiviert, die zunächst unabhängig vom Rest des Mentalen Lexikons erscheint.<sup>286</sup> Auch derartige Bedeutungen müssen dann als rezessiv gespeichert gelten; sie sind allerdings nur am Rande Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit, die als linguistische Untersuchung ihr Augenmerk auf bestehende sprachliche Elemente legt und dem, was durch diese Elemente als zusätzliche, bisher unbeschriebene Information im Mentalen Lexikon angenommen werden muss.

Zusammengefasst ergibt sich demzufolge ein neues Bild des Umfangs und der Gestalt des Mentalen Lexikons auf Individualebene und somit konsequenterweise auch des (stets abstrakt und modellhaft zu begreifenden) Lexikons einer Einzelsprache wie dem Gegenwartsdeutschen auf der Kollektivebene: Sowohl ausdrucksseitig als auch inhaltsseitig als auch hinsichtlich vollständiger lexikalischer Einheiten muss konstatiert werden, dass da viel mehr an Information gespeichert ist, als uns phänotypisch im Sprachgebrauch überhaupt (be)greifbar wird – oder anders gesagt: Wir greifen nur auf einen Bruchteil der tatsächlich

---

<sup>286</sup> Derartige Entdeckungen oder Erfindungen sind wohl in aller Regel von einer Bezeichnungsnot gefolgt (vgl. dazu etwa Blank 1997: 348f u. 377). Ähnlich, wie wir es bereits hinsichtlich der Bedeutung ‚Computermaus‘ durchexerziert haben, ist durch das Wahrnehmen charakteristischer Merkmale der neuen Entdeckung bzw. Erfindung ein Merkmalsabgleich mit bereits im Mentalen Lexikon vorhandenen Bedeutungen (d.h. Denotaten), die gemeinsam mit Merkmalen eingespeist wurden, möglich, wenn nicht unweigerlich erfolgend. Auf diese Weise können schließlich tatsächlich metaphorische Übertragungen oder semantische Relationen zwischen bereits vorhandenen Informationen des Mentalen Lexikons und der neuen Entdeckung bzw. Erfindung aufkommen, schon weil semantische Relationen offenbar permanent arbeiten (d.h. aktiv sind). Darauf aufbauend können verknüpfte Bedeutungen mit ihnen zugeordneten Ausdrücken verbunden werden, wodurch die ebenfalls immer aktive Wortbildung oder auch metaphorische Übertragungen schließlich zur Bezeichnung der neuen Entdeckung bzw. Erfindung führen können.

im Lexikon gespeicherten Informationen zu; man könnte, wie vorgeschlagen, gar von einem „dunklen“ Lexikon sprechen, das neben jenes tritt, das aus Einheiten besteht, die aus der Umwelt phänotypisiert Eingang in das Mentale Lexikon finden bzw. fanden. Allerdings bedeutet das nicht, dass all die rezessiven Informationen, die bisher nicht phänotypisiert wurden, brachliegen; sie können – zumindest sofern sie primär rezessiv vorliegen – durchaus jederzeit aktiviert und phänotypisiert, d.h. abgerufen und wahrgenommen werden.

Zuletzt sollten wir uns noch einmal bewusst machen, dass die Vorstellung von Rezessivität in Sprache – ähnlich wie in der Biologie – nur ein Modell zur Veranschaulichung komplexer Zusammenhänge darstellt. Wir haben gesehen, dass der Terminus *rezessiv* mitunter höchst perspektivisch gebraucht werden kann und dass Information, die als rezessiv bewertet wird, sowohl in Sprache als auch in der Biologie durchaus als existent zu gelten hat und ihr nachgespürt werden kann (einige Methoden dazu wurden in den voranstehenden Kapiteln im Hinblick auf die lexikalische Ebene aufgezeigt; in der Biologie sind rezessive Informationen und Gene im Allgemeinen dank moderner Technik wahrnehmbar).

Es muss angenommen werden, dass das Lexikon – ausgehend von aus der Umwelt wahrgenommenen und dadurch konventionalisierten lexikalischen Einheiten – aus unzähligen ausdrucks- wie inhaltsseitigen Informationen besteht, von denen je nach Bedarf manche phänotypisiert werden und andere nicht, vielleicht sogar nie. Der „Bedarf“ sprachlicher Elemente in sprachlichen Akten ist dabei bekanntlich von vielen Faktoren der Umwelt abhängig (so etwa Kultur, Entdeckungen, Erfindungen, zeitliche Umstände, räumliche Umstände, sprachlichen Kontext, situativen Faktoren usw.).

Wie schon dargelegt, wird hierbei deutlich, dass man streng genommen alle gerade nicht geäußerten Informationen des Lexikons (temporär) als rezessiv bezeichnen muss, weshalb wir aus der Umwelt in das Mentale Lexikon aufgenommene Einheiten per Definition als *o-gradig rezessiv* verstehen und somit gegen andere Formen sprachlicher Rezessivität auch terminologisch abgrenzen wollen, um mehr Klarheit zu erwirken. Dennoch wird ersichtlich, dass der Allgemeine Rezessivitätsbegriff in Sprache vor allem ein Veranschaulichungsmodell darstellt, das allerdings das Tor zu völlig neuen Forschungsfragen aufzustoßen scheint und manche bisherige Annahme als überholt verstoßen könnte. Auch sei noch einmal darauf hingewiesen, dass der Allgemeine Rezessivitätsbegriff und seine Anwendung auf Sprache zwar Parallelen zum Rezessivitätsbegriff, wie er in der Biologie verwendet wird, aufweist, aber keinesfalls als mit diesem identisch gelten kann (die Gründe hierfür wurden bereits zu Beginn dieser Arbeit dargelegt).



## 2.2 – Über das rezessive Speichern phonologischer Information<sup>287</sup>

Nachdem wir uns nun ausgiebig mit Rezessivität auf lexikalischer Ebene auseinandergesetzt und dabei bereits einiges über Rezessivität in Sprache im Allgemeinen gelernt haben, wollen wir den Blick auf die Lautlichkeit richten;<sup>288</sup> es hat sich schließlich schon gezeigt, dass insbesondere hinsichtlich rezessiver Informationen, die möglicherweise der Ausdrucksseite lexikalischer Einheiten anhaften, Fragen ergeben, die eine umfassendere Auseinandersetzung damit erfordern. So ist etwa die Frage, ob durch ausdrucksseitige Relationen wie in Reimen ausdrucksseitige Informationen als rezessiv gelten müssen (wie bereits anhand des Beispiels von \*schesser zu dt. besser in Form einer Hypothese gemutmaßt wurde), bisher nur überblickshaft beantwortet worden. Wenden wir uns daher einigen lautlichen Analysen zu, um systematisch zu Klarheit zu gelangen, die in diesem und dem nachfolgenden Kapitel (2.3) erreicht werden soll, wenn wir die Vorstellung von sprachlichen Elementen und ihren durch Variablen darstellbaren Werten erarbeiten.

Stehen Laute überhaupt in Relation zueinander? Zunächst kann man diesbezüglich bekanntlich feststellen, dass sich Laute, die der Mensch mit seinem Arti-

---

<sup>287</sup> Da wir im Folgenden Systembetrachtungen, d.h. Betrachtungen eines Systems auf Kollektivebene in das Zentrum unseres Interesses stellen wollen, sei hier von *Phonologie* gesprochen. Nichtsdestoweniger ist in dieser Arbeit bereits mehrfach deutlich geworden, dass das, was de Saussure als *langue* bzw. *parole* scheidet, aufgrund seiner vielfältigen Wechselwirkungen selten eine zweifelsfreie Scheidung ermöglicht. So wird zumindest anlässlich gelegentlicher Betrachtungen von Phänotypisierungen auf Individualebene eine phonetische Sichtweise nicht zu vermeiden sein, die dann aber wiederum stets in Verbindung mit der Phonologie der jeweiligen Untersuchungssprache einzuordnen ist. Insofern könnte man hier allgemeiner eher von Betrachtungen der Lautebene sprechen, als eine Unterscheidung zwischen Phonologie und Phonetik erzwingen zu wollen.

<sup>288</sup> Der Phonologie wurde hier stellvertretend für ausdrucksseitige Information von Sprache gegenüber anderen Ausdrucksmöglichkeiten wie vor allem jenen graphematischer Natur der Vorrang gegeben, da sie älter ist als etwa die menschlichen Schriftsysteme, aber ähnlich gut zur linguistischen Untersuchung geeignet; besonders qualifiziert ist sie jedoch aufgrund der Tatsache, dass das Inventar an Lauten, die der Mensch mit seinem Sprechapparat (Zunge, Lippen, Mundraum, Stimm lippen usw.) erzeugen kann, deutlich begrenzter ist, als die denkbaren Möglichkeiten schriftlicher Kommunikation. Nicht zuletzt ist die weltweit in der Menschheit wirkende Dominanz der Laut- gegenüber der Schriftsprache nicht zu leugnen und rechtfertigt die Bevorzugung ersterer umso mehr.

kulationsapparat erzeugen kann, kategorisieren lassen: So kann man etwa zwischen Vokalen, bei denen „der Mundraum offen ist und die Luft ungehindert (laminar) durch den Kanal des Ansatzrohrs fließt“ (Linke et al. 2004: 478), und Konsonanten, „bei denen die Artikulatoren eine Enge oder einen Verschluss im Ansatzrohr bewerkstelligen“ (Linke et al. 2004: 478), unterscheiden. Konsonanten sind nach ihrer Artikulationsart noch weiter unterteilbar (so etwa in Frikative (Geräuschlaute) wie [s] oder [f], aber auch in Plosive (Verschlusslaute) wie [p] oder [t]) (vgl. Linke et al. 2004: 479f). Auch hinsichtlich des Artikulationsortes ergeben sich Kategorisierungsmöglichkeiten für Laute: So werden etwa [p] oder [m] bilabial – also unter Einfluss beider Lippen – gebildet, [t] oder [n] hingegen denti-alveolar – also durch Artikulation der „Zungenspitze oder [des] Zungenblatt[es] gegen den Innenrand der oberen Schneidezähne bzw. die Alveolen“ (Linke et al. 2004: 480).

Zudem können Laute mit Beteiligung der Stimmlippen (stimmhaft) gebildet werden (so etwa [d], [m] oder [z]) oder ohne (stimmlos) (so etwa [t] oder [s]) (vgl. Fuhrhop/Peters 2013: 65f).<sup>289</sup> Demzufolge weisen die Konsonanten [p] und [t] etwa hinsichtlich ihrer Artikulationsart eine Überschneidung auf – beide sind Plosive –, ebenso hinsichtlich der Stimmlippenbeteiligung – beide sind stimmlos – nicht aber hinsichtlich ihres Artikulationsortes, der einmal bilabial ([p]), einmal denti-alveolar ([t]) ist. Aufgrund der beschriebenen Schnittmenge ließe sich rechtfertigen, von einer Relation beider Laute zueinander zu sprechen.

Deutlicher wird derartiges bei Affrikaten, die aus zwei Lauten – je einem Plosiv und einem Frikativ – bestehen, die am gleichen oder zwei sehr nah beieinanderliegenden Artikulationsorten gebildet werden: So ist etwa [ts] eine denti-alveolare Affrikate, die sich aus dem Plosiv [t] und dem Frikativ [s] zusammensetzt (vgl. Linke et al. 2004: 480). Wie jeder Mensch leicht selbst überprüfen kann, sind derartige Lautkombinationen leichter zu artikulieren, als solche bei denen die Bestandteile an weiter auseinanderliegenden Orten gebildet werden wie etwa [pχ] (der Plosiv [p] wird, wie bereits, erwähnt bilabial gebildet, [χ] hingegen ist ein uvularer Frikativ, entsteht also unter Beteiligung des Gaumenzäpfchens (s. Linke et al. 2004: 481)). Aus Gründen der Ökonomie ist anzunehmen, dass eine

---

<sup>289</sup> Nanna Fuhrhop und Jörg Peters (2013) weisen aber auch darauf hin, dass all diese Merkmalsunterscheidungen – nach Artikulationsort, Artikulationsart und Stimmhaftigkeit – nicht völlig unabhängig voneinander betrachtet werden sollten und auch abweichende Lesarten existieren: So kann man etwa [d] und [t] nicht nur nach Stimmhaftigkeit unterscheiden, sondern auch nach Artikulationsstärke, wobei man ersteren Laut als *Lenis* und letzteren als *Fortis* bezeichnen würde (vgl. Fuhrhop/Peters 2013: 67). Für die diesigen Ausführungen mag dies unerheblich sein, dennoch wollen wir dessen im Sinne wissenschaftlicher Präzision eingedenk bleiben.

Lautfolge wie die Affrikate [ts] (aber auch deren Umkehrung [st]) in den menschlichen Sprachen häufiger phänotypisiert wird als [pχ] (bzw. [χp]).<sup>290</sup> Es bleibt also schon anhand der Betrachtung von Affrikaten – doch nicht nur dabei – zu konstatieren, dass das Auftreten eines Lautes unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten für unmittelbar folgende Laute determiniert (vgl. dazu auch Bod et al. 2003a u. Pierrehumbert 2003).

### 2.2.1 – Das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der historiolinguistischen Betrachtung von Phonologie

Stellen wir dieser Erkenntnis synchroner Betrachtungen nun diachrone zur Seite und kehren wir gleichsam direkt zum Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit, der Rezessivität in Sprache, zurück. Am Beispiel von neuhochdeutsch *Stein* /ʃtaɪn/ lässt sich diesbezüglich Bemerkenswertes beobachten: Es weist in zahlreichen älteren germanischen Sprachen gut belegte Parallelen wie etwa got. *stains* oder altnordisch *steinn* auf (vgl. Kluge 2011: 880), sodass sich dank derartiger Kognaten mit einiger Sicherheit eine protogermanische Vorform protogerm. \**staina-* rekonstruieren lässt, für die gemäß in der Forschung inzwischen kaum umstrittenen rekonstruierenden Phonologie für das Protogermanische die (selbstverständlich als normalisiert zu betrachtende) Lautform \*/staɲna/- annehmen lässt (vgl. Kroonen 2013: 472 u. zur Phonologie des Germanischen Badenheuer/Euler 2009: 58-80). Für das althochdeutsche *stein* ist – ebenso wie für mittelhochdeutsch *stein* – hingegen von der Lautform /stɛɲn/ auszugehen (s. zur Lautlehre des Ahd. Braune/Reiffenstein 2004: §9-191 u. für das Mhd. Paul 2007: §L1-L124). Es zeigt sich also, dass sich der Diphthong des Ausdrucks in seiner jeweils (auf Kollektivebene) konventionalisierten Gestalt offenbar von protogerm. \*/aɲ/ über ahd./mhd. /ɛɲ/ zu nhd. /aɪ/ entwickelt hat; er hat also – dank des (früh)neuhochdeutschen Diphthongwandels und sofern man sich allein auf den

---

<sup>290</sup> Eine zweifelsfreie Überprüfung dieser Annahme ist jedoch schon allein deshalb nicht möglich, weil viele (insbesondere afrikanische) Sprachen noch nicht oder nur unzureichend erforscht sind und auch alle ausgestorbenen Sprachen bestmöglich miteinbezogen werden müssten. Zudem sei darauf hingewiesen, dass selbst im Gegenwartsdeutschen standardsprachlich eine Kombination wie /χp/ nicht auszuschließen ist, wenn man etwa Morphemfugen wie bei einigen Komposita miteinbezieht, was sich mit dem Beispiel dt. *Dachplatte* /daχplatə/ bezeugen lässt. Da im Gegenwartsdeutschen standardsprachlich jedoch /χ/ nicht als Anlaut auftritt (vgl. Fuhrhop/Peters 2013: 62), erscheint die (umgekehrte) Kombination /pχ/ selbst lexemübergreifend höchst unwahrscheinlich bzw. standardsprachlich ausgeschlossen.

Wurzelvokalismus konzentriert – einen Lautstand erreicht, den er einige Jahrhunderte, wenn nicht gar ein ganzes Jahrtausend zuvor bereits aufwies und der zwischenzeitlich vermeintlich verloren war.

Diese Erkenntnis ist freilich nichts Neues, sondern deckt sich mit dem allgemein anerkannten Forschungsstand zur Geschichte des Lautsystems des Deutschen. Analog verhält es sich im Übrigen auch mit dem Diphthong nhd. /a $\ddot{u}$ / wie in nhd. *laufen* /la $\ddot{u}$ fən/ zu ahd. *loufan* /lo $\ddot{u}$ fan/ bzw. mhd. *loufen* /lo $\ddot{u}$ fən/, der zwischenzeitlich als /o $\ddot{u}$ / auftrat, aber protogerm. bereits als \*/a $\ddot{u}$ / (protogerm. \**hlau-pan-* \*/ $\chi$ la $\ddot{u}$ span/-) erschien (s. dazu: Kroonen 2013: 228 u. zur Phonologie wieder Badenheuer/Euler 2009: 58-80). In der Forschung wird diesbezüglich meist von „spontanen Lautwandeln“ gesprochen, doch kann man durchaus mehr darin entdecken: Was sich hinsichtlich der Entwicklung der nhd. Diphthonge /a $\ddot{u}$ / und /a $\ddot{u}$ / seit dem Protogerm. zeigt, erinnert stark an das zu Beginn dieser Arbeit formulierte Allgemeine Rezessivitätsmuster.<sup>291</sup> Denn es gilt, dass (1.) im Protogerm. wahrnehmbare, d.h. sich phänotypisch im Protogerm. äußernde Information (hier die Diphthonge protogerm. \*/a $\ddot{u}$ / bzw. \*/a $\ddot{u}$ /) (2.) im Ahd. bzw. Mhd., die beide (phonologisch) – mehr oder weniger direkt – aus dem Protogerm. hervorgingen bzw. bestimmte Weiterentwicklungen dessen darstellen, nicht wahrnehmbar war, d.h. nicht phänotypisiert wurde,<sup>292</sup> aber (3.) ab dem Frühneuhochdeutschen, das (phonologisch) – mehr oder weniger direkt – aus dem Ahd. bzw. Mhd. hervorging, wieder als wahrnehmbare Information – also phänotypisiert – erscheint. Allerdings ist hierbei zu beachten, dass die betroffene Information im Ahd./Mhd. nicht als Leerstelle erschien, sondern – zumindest in der Mehrheit der Mentalen Lexika und folglich auch der Mehrheit der Phänotypisierungen – durch die Information /e $\ddot{u}$ / bzw. /o $\ddot{u}$ / ausgefüllt oder verdeckt wurde.<sup>293</sup>

An dieser Stelle wollen wir uns aber daran erinnern, was wir über Rezessivität in Sprache bereits anhand lexikalischer Phänomene wie der Wortbildung –

<sup>291</sup> Hinsichtlich des nhd. Diphthongs /a $\ddot{u}$ / gilt dies freilich nur teilweise, da er nicht in allen Fällen durch Diphthongwandel aus mhd. /e $\ddot{u}$ / (und somit in Konsequenz aus protogerm. \*/a $\ddot{u}$ /) hervorgegangen ist. Überall dort, wo er durch Diphthongierung aus mhd. /i:/ entstanden ist, kann selbstverständlich nicht vom Allgemeinen Rezessivitätsmuster die Rede sein, da mhd. /i:/ gleichsam seit proto-indoeuropäischer Zeit unverändert als /i:/ anzunehmen ist.

<sup>292</sup> Hierbei gehen wir von der abstrakten Kollektivebene und dort konventionalisierten Formen aus; es kann freilich nicht ausgeschlossen werden, dass irgendein Angehöriger (oder gar mehrere Angehörige) der Sprachgemeinschaft des Alt- bzw. Mittelhochdeutschen doch einmal (oder gar mehrfach) ein ahd./mhd. /e $\ddot{u}$ / bzw. /o $\ddot{u}$ / als [a $\ddot{u}$ ] bzw. [a $\ddot{u}$ ] realisiert bzw. phänotypisiert hat.

<sup>293</sup> Man könnte gar sagen, dass die Information /e $\ddot{u}$ / bzw. /o $\ddot{u}$ / gegenüber /a $\ddot{u}$ / bzw. /a $\ddot{u}$ / dominant war, also den Phänotyp häufiger prägten, weil für sie eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestand.

man denke an Lacas Unterscheidung von Wortbildungs- und Wortschatzbedeutung (vgl. Laca 1986: 129f) – gelernt haben: Das Modell sprachlicher Rezessivität ist ein probabilistisches. Mit seiner Hilfe lassen sich synchron Möglichkeiten phänotypischer Informationsäußerungen sprachlicher Einheiten ermitteln und diachron Entwicklungsmöglichkeiten selbiger, wobei wieder die Frage gestellt werden muss, ob derartige Entwicklungsmöglichkeiten letztlich im Phänotyp der Sprache wahrnehmbar werden. Bei alledem schärft das Modell das Bewusstsein dafür, dass alternative Möglichkeiten mit unterschiedlicher Wahrscheinlichkeit und hinsichtlich etwaig nötiger Zwischenschritte gestaffelt auftreten können, was durch die Vorstellung o-gradiger, primärer und sekundärer (usw.) Rezessivität (also die Vorstellung unterschiedlicher Rezessivitätsgrade) operationalisiert werden kann, aber darüber hinaus offen genug angelegt ist, um weitere Kategorisierungen nach Wahrscheinlichkeiten jederzeit zu ermöglichen.<sup>294</sup> In diesen Entwicklungswahrscheinlichkeiten liegt somit auch der Schlüssel zu einem tieferen Verständnis der soeben geschilderten Zusammenhänge hinsichtlich der Geschichte der protogerm. bzw. nhd. Diphthonge.

Die These lautet hierbei: Die Möglichkeit der Entwicklung des (protogerm.) Diphthongs \*/aɪ/ zu (ahd./mhd.) /ɛɪ/ – im Sinne einer Änderung auf Kollektivenebene – ist nicht die einzige denkbare Entwicklungsmöglichkeit, aber unter den zahlreichen bestehenden Möglichkeiten eine relativ wahrscheinliche.<sup>295</sup> Ebenso verhält es sich hinsichtlich der Entwicklungsmöglichkeit von (ahd./mhd.) /ɛɪ/ zu (nhd.) /aɪ/, die wir vielleicht als „Rückentwicklung“ wahrnehmen. Dass sich also (protogerm.) \*/aɪ/ über (ahd./mhd.) /ɛɪ/ wieder zu (nhd.) /aɪ/ entwickelt hat, ist

---

<sup>294</sup> Die Untergliederung in primäre, sekundäre Rezessivität (usw.) ist nämlich nicht in allen Fällen gleichbedeutend mit einer klaren Staffelung nach Wahrscheinlichkeiten in einem absoluten Sinne. Einerseits ist zu berücksichtigen, dass es mehrere konkurrierende Entwicklungsmöglichkeit primärer (oder sekundärer, tertiärer usw.) geben kann, die nicht notwendigerweise gleich wahrscheinlich sind, sodass eine weitere Benennung der Wahrscheinlichkeitsunterschiede nötig wird; andererseits ist ferner zumindest denkbar, dass primär rezessiv gespeicherte Zwischenschritte für sekundär rezessive Information verglichen mit anderen primär rezessiv gespeicherten Informationen eine um so viel höhere Wahrscheinlichkeit aufweisen, dass letztlich gar die entsprechende sekundär rezessive Information eine höhere Wahrscheinlichkeit phänotypisiert zu werden aufweist als manche primär rezessive.

<sup>295</sup> So wäre etwa auch ein Wandel von /aɪ/ nach /a:/ (wie im Altenglischen (vgl. Lehnert 1990: §26.4)) oder nach /ɛ:/ (wie im Altsächsischen (vgl. Gallée 1993: §30.2)) denkbar, letzterer trat im Zuge der ahd. Monophthongierung sogar nachweislich ein, wenn auf den Diphthong /aɪ/ die Konsonanten /r/, /v/ oder /h/ folgten oder er sich im Auslaut befand (vgl. Bergmann et al. 2016: 74). Ein Wandel von /aɪ/ zu beispielsweise /uo/ darf hingegen als weniger wahrscheinlich gelten (hierauf wird im Folgenden noch eingegangen).

letztlich eine Entwicklung, die – zumindest angesichts des gegenwärtigen Forschungsstandes<sup>296</sup> – als nicht alternativlos, aber gleichsam wahrscheinlicher als viele andere Entwicklungsmöglichkeiten gelten muss. Hierbei gilt jedoch wiederum das Primat der Individualebenen: Auf Individualebene werden bei jeder Phänotypisierung entsprechende Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributonen für die jeweiligen Phänotypisierungsmöglichkeiten ausgewertet; in Kommunikationssituationen finden dann Synchronisierungen mit anderen Individualerebenen statt, die sich als Image in den beteiligten Individualerebenen niederschlagen und somit bestimmte Phänotypisierungsmöglichkeiten als „erfolgreich“ im Sinne gelingender Kommunikation verfestigen; hierzu wird die diesen Phänotypisierungsmöglichkeiten zugrunde liegende Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zu Ungunsten der übrigen Phänotypisierungsmöglichkeiten verschoben, was schließlich zu einer Konventionalisierung führt, die zunächst die Individualerebenen betrifft und über diese sekundär auch die abstrakte Kollektivebene.<sup>297</sup>

Die These um die möglichkeits- und wahrscheinlichkeitsbasierte Entwicklung von nhd. /a/ kann als in der Forschung auf festem Grund stehend betrachtet werden, denn sie ist freilich nicht neu. Wie schon in der Einleitung erwähnt, erklärte Roger Lass bereits 1980, Sprachwandel sei eine Angelegenheit von unterschiedlichen Optionen (einschließlich der Null-Option),<sup>298</sup> und William Labov nahm schon 1972 an, dass zumindest einige Faktoren, die Sprachwandel bewirken und beeinflussen, in Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen aktiv waren und sind (vgl. Labov 1972: 161).<sup>299</sup> Besonders eindrucksvoll zeigt Labov darüber hinaus anhand seiner Untersuchungen zu Kettenverschiebungen im Vokalsystem einiger Sprachen unterschiedlicher Sprachfamilien, dass es offensichtlich Entwicklungen gibt, die wahrscheinlicher sind als andere. So arbeitet er bestimmte Muster heraus, stellt jedoch auch Ausnahmen fest – ein Paradebeispiel

---

<sup>296</sup> Ich selbst tendiere dazu, von einem Determinismus und somit davon ausgehen, dass eine jede Entwicklung – ob sprachlich oder nicht – alternativlos und von jeher determiniert ist. Allerdings lässt sich dies, wenn dem so sein sollte, für den Menschen nicht operationalisieren, da hierfür in letzter Konsequenz alle physikalischen Parameter seit Beginn von Raum und Zeit bekannt sein müssten. Auf Sprache angewendet soll das heißen, dass davon auszugehen wäre, dass ein jeder Sprachwandel vorhersagbar wäre, wenn wir alle dafür relevanten Parameter kennen würden und adäquat einbezögen (hierzu gehören selbstverständlich auch außersprachliche Parameter).

<sup>297</sup> All dies ist wiederum zunächst nur modellhaft und veranschaulichend zu verstehen.

<sup>298</sup> Im englischsprachigen Original heißt es: „I would claim [...] that linguistic change is entirely a domain of options, including the zero option“ (Lass 1980: 131).

<sup>299</sup> Darauf, dass diese Faktoren aber zumindest nicht in ihrer Gesamtheit unverändert bleiben, weist etwa Sieglinde Schedl unter Verweis auf Entwicklung der Schriftlichkeit, Alphabetisierungsraten und Medienrevolutionen im Allgemeinen hin (vgl. Schedl 1990: 148).

für Probabilistik (s. dazu vor allem Labov 1994: 113-291; insbesondere auf den Seiten 116-137 führt Labov immer wieder Beispiele an, die zeigen, dass etwa Entwicklungen von /ḁ/ zu /ɛ̥/ bzw. /ɛ̥/ zu /ḁ/ nichts Ungewöhnliches sind und sich nicht nur in der Geschichte des Deutschen, sondern unter anderem auch in der des Englischen (vgl. Labov 1994: 119) oder des Lettischen (vgl. Labov 1994: 134) finden).

Entscheidend für die vorliegende Arbeit ist jedoch der Umgang mit derartigen Möglichkeiten und deren Auftretswahrscheinlichkeiten. Das Rezessivitätsmodell separiert Ist-Zustand und Entwicklungsmöglichkeiten nicht, sondern vereint sie. So wird etwa zum Diphthong /ḁ/ der Diphthong /ɛ̥/ als rezessiv gespeichert erfasst, ebenso aber auch der Monophthong /ɛ:/, wie er etwa in altsächsisch *stēn* /stɛ:n/ erscheint, das wiederum protogerm. \**staina-* fortführt (vgl. Kroonen 2013: 472) und mit der vorliegenden Monophthongierung im Altsächsischen eine Regelmäßigkeit darstellt (vgl. Gallée 1993: §30.2); Entsprechendes gilt für altenglisch *stān* /sta:n/ (vgl. dazu etwa Lehnert 1990: §26.4), sodass auch /a:/ für /ḁ/ als rezessiv gespeichert gelten kann.<sup>300</sup> Die Frage, ob hierbei jeweils primäre Rezessivität vorliegt, muss jedoch mitunter unbeantwortet bleiben, da aufgrund der schlechten Überlieferungslage der heranzitierten Einzelsprachen keine Auskunft darüber getroffen werden kann, ob möglicherweise Zwischenschritte stattgefunden haben; dort, wo jedoch jeweils beide Laute aufgrund des jeweiligen Phoneminventars als konventionalisiert gelten können, ist gar von o-gradiger Rezessivität auszugehen (obgleich auch hierbei Kettenverschiebungen zu berücksichtigen sind, die etwa positionsabhängig auf diesbezügliche Unterschiede hindeuten können). Als sicher kann aber gelten, dass eine Entwicklung von /ḁ/ zu /uo/ – die durchaus möglich wäre – deutlich unwahrscheinlicher ist und vielleicht gewöhnlich nur mit Zwischenschritten (wie etwa /oə/) erfolgt – von Entwicklungen zu Konsonanten oder komplexeren Lautzusammensetzungen (wie ein Dreilaut /ɛçə/) ganz zu schweigen. Natürlich muss – Lass (1980) folgend – auch die Möglichkeit der Kontinuität sowie die des Schwunds miteinbezogen werden, wobei insbesondere Kontinuität nichts anderes bedeutet, als dass zwei (oder mehr) aufeinander folgende Phänotypisierungen desselben sprachlichen Elements in derselben Weise erfolgen (möglicherweise weil diese

---

<sup>300</sup> Wir werden noch feststellen, dass diese Aussage etwas zu präzisieren sein wird: So sollte eben nicht gesagt werden, dass zum Diphthong /ḁ/ etwa der Diphthong /ɛ̥/ und der Monophthong /ɛ:/ als rezessiv gespeichert sind, sondern vielmehr, dass alle drei Diphthonge mögliche Werte desselben sprachlichen Elements darstellen, das hier einem bestimmten Wurzelvokal entspricht; lediglich ist jeweils ein Unterschied hinsichtlich desjenigen Werts, der jeweils die höchste Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweist, feststellbar.

„Weise“ der Phänotypisierungsmöglichkeit mit der höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit entspricht).

Zur Kontinuität ist genauer festzustellen, dass prinzipiell jedes Mal, wenn ein Ausdruck von einem Sprecher geäußert wird, die Möglichkeit zur lautlichen Veränderung im Vergleich zur letztmaligen Äußerung besteht (wir wollen daher alle jeweiligen „Entwicklungsmöglichkeiten“ auch eher als generell in jeder einzelnen Phänotypisierungssituation miteinander konkurrierende Phänotypisierungsmöglichkeiten verstehen, wobei sich durch regelmäßige Durchsetzung zuvor seltener Phänotypisierungsmöglichkeiten die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit selbiger erhöhen kann, was sich schließlich gar als Lautwandel beobachten lässt, wenn die Kollektivebene davon in relevantem Maße erfasst wird). Theoretisch ist also bei hochfrequenten Ausdrücken einer Einzelsprache – d.h. konkret: bei Ausdrücken mit einer hohen Tokenfrequenz – eher mit Lautwandel zu rechnen, als bei niedrigfrequenten. Dies deckt sich etwa mit den Untersuchungsergebnissen von Damaris Nübling, die für hochfrequente Verben in den germanischen Sprachen einen Hang zur Irregularisierung feststellte (vgl. Nübling 2000: 290), ein Vorgang, der natürlich eine Phänotypisierung unterschiedlicher und zuvor rezessiver Varianten beschreibt. Allerdings darf hierbei nicht vergessen werden, dass im Sinne der Kommunikationsfunktion von Sprache Konvention eine wichtige Rolle spielt und häufige Verwendung auch zur Etablierung oder Verfestigung von Konvention führen kann. Und so wird bei einem hochfrequenten Ausdruck eine einmalige Änderung der (konventionellen) Lautgestalt durch einen Sprecher keine Veränderung der Konvention auf Kollektivebene nach sich ziehen, vielleicht wird noch nicht einmal der betreffende Sprecher selbst eine relevante Änderung in seinem Mentalen Lexikon vornehmen und die von ihm verwendete Änderung der Lautgestalt womöglich nie mehr wiederholen.

Dass Nüblings Ergebnisse dennoch keinen Sprach- bzw. Naturgesetzen widersprechen und aus dieser Warte gleichsam nicht infrage zu stellen sind, lässt sich mathematisch erklären: Wenn ein sprachliches Element  $A$  vom Zeitpunkt seines letzten Auftretens im Phänotyp einer Einzelsprache zum Zeitpunkt seines nächsten Auftretens  $x$  Entwicklungsmöglichkeiten<sup>301</sup> aufweist (einschließlich der Möglichkeit der Kontinuität), und wir  $x$  sowie die jeweiligen (Phänotypisierungs-)Wahrscheinlichkeiten für die einzelnen Entwicklungsmöglichkeiten von

---

<sup>301</sup>  $x$  ist hier in jedem Fall eine ganze, natürliche Zahl (außer 0).



einem Zeitpunkt des Auftretens zum nächsten unverändert lassen,<sup>302</sup> aber unendlich viele aufeinanderfolgende Zeitpunkte<sup>303</sup> des Auftretens von *A* im sprachlichen Phänotyp betrachten, so wird jede der Entwicklungsmöglichkeiten irgendwann phänotypisiert worden sein.

Dies lässt sich besser ausdrücken, wenn wir die Wahrscheinlichkeit für Kontinuität als  $p$  und die für Diskontinuität als  $\bar{p}$  bezeichnen, wobei wir Kontinuität stets als das mindestens zweimalige Aufeinanderfolgen derselben Phänotypisierungsmöglichkeit bei entsprechenden Auftrittszeitpunkten eines sprachlichen Elements im sprachlichen Phänotyp definieren. Da wir die Möglichkeit einer Nicht-Phänotypisierung dabei ausblenden, gilt freilich  $p + \bar{p} = 1$ , wobei wir annehmen, dass stets gilt  $p < 1$ . Betrachten wir nun  $n$  aufeinanderfolgende Phänotypisierungszeitpunkte, so gilt:

$$\lim_{n \rightarrow \infty} p^n = 0 \iff \lim_{n \rightarrow \infty} \bar{p} = 1$$

Wir können dauerhafte Kontinuität somit ausschließen. Nun macht ein einmaliges Durchbrechen einer Kontinuität selbstverständlich noch keinen Sprachwandel aus, es bedarf hierbei vielmehr dem Wandel einer Konvention auf einer Kollektivebene. Wenn wir besagte Formel, die wir problemlos auf Individualebenen anwenden können, betrachten, erkennen wir, dass dauerhafte Kontinuität auf Individualebene mathematisch ausgeschlossen werden kann.<sup>304</sup> Eingedenk der Synchronisierungsprozesse, die aus der Eingabe mehrerer Individualebenen eine Kollektivebene „generieren“ (s. Kapitel 1.5.2.3 dieser Arbeit und vor allem auch,

---

<sup>302</sup> Dieser Vorstellung wollen wir uns hier im Sinne einer leichteren Beschreib- und Nachvollziehbarkeit hingeben. Tatsächlich würde die behauptete Konstanz von  $x$  und den jeweiligen Wahrscheinlichkeiten nur dann bestehen, wenn jeweils die Möglichkeit der Kontinuität phänotypisiert würde und auch mögliche weitere Parameter, die die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten beeinflussen, ebenfalls konstant blieben; denn ein durchgeführter Wandel eines sprachlichen Elements würde unweigerlich entweder  $x$  oder die jeweiligen Wahrscheinlichkeiten oder gar beides verändern. Dies ändert jedoch nichts am entscheidenden Ergebnis, das durch die vereinfachte Darstellung leicht einsichtig wird: Die Wahrscheinlichkeit des Auftretens jeder bestehenden Phänotypisierungsmöglichkeit im Zuge unendlich vieler betrachteter Auftritts- bzw. Phänotypisierungszeitpunkte geht gegen 1.

<sup>303</sup> „Unendlich viele“ bedeutet hier natürlich, dass es sich bei entsprechenden Zahlenwerten um eine gegen unendlich strebende Zahlenfolge aus ganzen, natürlichen Zahlen handelt (d.h. die Folge hat keine obere Grenze).

Auch für  $\infty$  gilt hier und im Folgenden, dass es sich dabei um eine ganze, natürliche Zahl handeln muss.

<sup>304</sup> Natürlich ist etwa die Sterblichkeit von Trägern solcher Individualebenen ein Faktor, der dazu führen kann, dass der Moment der Diskontinuität doch nicht erreicht wird.

die dort heranzitierten Ausführungen von Herrgen/Schmidt 2011: 28-33), können wir daher bei unendlich vielen Phänotypisierungszeitpunkten eines sprachlichen Elements innerhalb einer Sprachgemeinschaft – die über mindestens so viele Phänotypisierungskanäle wie Angehörige verfügt – konstatieren, dass auch auf Kollektivebene für Konventionen dauerhafte Beständigkeit auszuschließen ist. Hinsichtlich besagter zugrunde liegender Formeln ist weiterhin darauf hinzuweisen, dass nicht nur für  $n \rightarrow \infty$  gilt, dass die Wahrscheinlichkeit für Kontinuität 0 ist, sondern auch allgemeiner, dass gilt, je größer  $n$ , umso unwahrscheinlicher ist Kontinuität.<sup>305</sup> Dementsprechend steigt auch die Wahrscheinlichkeit für den Niedergang einer Konvention auf Kollektivebene je häufiger es zu Phänotypisierungen kommt, die von der entsprechenden Konvention betroffen sind bzw. sein können.

D.h., selbst wenn man annimmt, dass für hochfrequente Ausdrücke die Wahrscheinlichkeit von Kontinuität aufgrund sich verfestigender Konvention gesteigert wird, steigt mathematisch gesehen die Wahrscheinlichkeit für Wandel mit jedem Auftreten im Phänotyp weiter an<sup>306</sup> (und die Anzahl des Auftretens hochfrequenter Ausdrücke im Phänotyp ist schließlich definitionsgemäß überproportional hoch, sonst würde es sich ja nicht um hochfrequente Ausdrücke handeln).<sup>307</sup>

Während die Irregularisierungen bei den von Nübling untersuchten Verben vor allem (flexions)morphologischer Natur sind (vgl. etwa Nübling 2000: 290f),

---

<sup>305</sup> Somit bleibt auch festzuhalten, dass die Wahrscheinlichkeit für das mindestens einmalige Auftreten aller Möglichkeiten, in der ein sprachliches Element phänotypisiert werden kann, steigt, je größer der Wert von  $n$  ist. Dies erklärt die von Nübling (2000) festgestellten Irregularisierungsprozesse hochfrequenter Verben, aber ebenso anderer sprachlicher Elemente.

<sup>306</sup> Ähnlich verhält es sich in der Biologie hinsichtlich der Mutationsrate, die unter anderem von der Anzahl bzw. Frequenz von Zellteilungen abhängt (vgl. Sauermost 2002b: 407f). Zellteilungen sind dahingehend mit dem (Wieder-)Auftreten eines sprachlichen Elements im Phänotyp einer Sprache vergleichbar, als beide Ereignisse die Möglichkeit einer Veränderung gegenüber dem jeweiligen Vorzustand in sich bergen. Natürlich ist – wie zu Beginn dieser Arbeit bereits ausführlich dargelegt wurde – das Generationenmodell der Biologie, das mit Zellteilungen verbunden ist, nicht direkt auf Sprachentwicklung übertragbar, sodass der hier angestellte, veranschaulichende Vergleich zunächst nur hinsichtlich der hier behaupteten Parallele Gültigkeit beansprucht.

<sup>307</sup> Neben dieser mathematischen Erklärung stehen selbstverständlich weiterhin die von Nübling herausgearbeiteten Faktoren, die zu einer Irregularisierung hochfrequenter Formen führen können bzw. die Wahrscheinlichkeit dafür erhöhen. Dabei sind etwa Performanzgründe zu nennen, die Nübling zufolge daher rühren, dass bei hochfrequenten Formen „kurze, syllabisch einfache, differenzierte, sprich irreguläre und bereits als unanalytierte, gebrauchsfertige Einheiten vorliegende Wortformen von hohem Nutzen [sind]“ (Nübling 2000: 290).

sei darüber hinaus darauf hingewiesen, dass auf phonologischer Ebene regelmäßige Lautwandel darauf hindeuten, dass man für lautliche Veränderungen für gewöhnlich eher das Lautsystem als solches berücksichtigen muss, als einzelne, isoliert betrachtete Ausdrücke;<sup>308</sup> doch auch in diesem Zusammenhang ist das Entscheidende, ob sich Veränderungen des Lautsystems bis auf die Kollektiv-ebene einer Sprachgemeinschaft durchsetzen können oder nicht.

Ähnlich der Kontinuität verhält es sich hinsichtlich des Schwunds, wobei die Wahrscheinlichkeit für Schwund erheblich geringer sein muss, denn andernfalls wären Sprachen einem viel höherem Wandlungstempo ausgeliefert: Regelmäßiger Schwund – d.h. häufigeres Eintreten von Schwund als von Kontinuität – von Lauten würde Ausdrücke verkürzen und entstellen, sodass schließlich andere Laute „einspringen“ müssten, was einen rasanten Wandel von Erbworten zur Folge hätte, der Kognaten innerhalb kurzer Frist zur Unkenntlichkeit verändern dürfte.<sup>309</sup> Vermutlich würden damit auch Einbußen hinsichtlich der Erfüllung der Kommunikationsfunktion von Sprache einhergehen. Dass Schwund aber tatsächlich eine relevante Entwicklungsmöglichkeit ist, lässt sich an allerhand Beispielen zeigen, von denen im Folgenden noch einige besprochen werden.

Angesichts des entstellenden Charakters von Schwund lässt sich im Übrigen konstatieren, dass bei entsprechend großen Zeiträumen Schwund, aber auch alle anderen Formen von Sprachwandel, Ausdrücke derart verändern kann, dass Kognaten entweder nicht mehr feststellbar sind oder gar vermeintliche Kognaten gefunden werden können, die in Wahrheit gar keine sind. Da sich, wie noch gezeigt werden wird, bereits in der Geschichte des Germanischen, die wir auf maximal drei- eher nur zweitausend Jahre in aussagekräftigem und halbwegs gesichertem Maße rekonstruieren können, mehrfach lautlicher Schwund nachweisen lässt, können angesichts des Alters menschlicher Sprache – das je nach Forschungsmeinung zwischen 50.000 und mehr als 500.000 Jahren beträgt (vgl. Dediu/Levinson 2013: 1) – Sprachvergleiche schon aus Gründen der Entwicklungsmöglichkeiten und -wahrscheinlichkeiten der einzelnen sprachlichen Elemente sowie ihres Zusammenspiels Postulate der meisten größeren Sprachfamilien

---

<sup>308</sup> Siehe hierzu etwa auch die Untersuchungen von William Labov (2006) zur Entwicklung von /uw/, /ow/ und /aw/ im amerikanischen Englisch, der dabei regelmäßige Lautveränderungen als unabhängig von Morphemen oder Lexemen, in denen die entsprechenden Laute oder Lautverbindungen auftreten, und deren Gebrauchsfrequenz bzw. Phänotypisierungshäufigkeit erkennt (vgl. Labov 2006: 509f).

<sup>309</sup> Diese Annahme deckt sich auch mit Janet Pierrehumberts (2005) Einschätzung, dass Sprache statistisch widerstandsfähig sei – wörtlich nennt sie Sprache „statistically robust“ (Pierrehumbert 2003: 205) –, wobei etwa „Fehler“ – d.h. signifikante Abweichungen von einer bestehenden Konvention – die im Prozess des Spracherwerbs angeeignet wurden, korrigiert werden können und gleichsam keinen Kollaps des zuvor angeeigneten sprachlichen Wissens bewirken (vgl. Pierrehumbert 2003: 205).

(Makrofamilien) keinem wissenschaftlichen Anspruch genügen. Entscheidend ist hierbei die Frage des Alters der jeweiligen Protosprache, das angesichts der rekonstruierten Entwicklungsgeschichte des Menschen etwa für das Nostratische, das indigene Sprachen Europas, Nordafrikas und Asiens umfassen soll (vgl. etwa Bomhard/Kern 1994: 19-34 u. Dolgopolsky 1998: 5-8), viele zehntausend Jahre betragen müsste (vgl. Dolgopolsky 1998: 26-38, wo für eine Datierung einer nostratischen Protosprache mindestens vor dem Mesolithikum plädiert wird; s. hinsichtlich grundsätzlicher diesbezüglicher Bedenken etwa Kausen 2013: 633 u. 2014: 1109). Selbst wenn man also von derartigen Makrofamilien ausgehen möchte, bleiben sie bei derart alten Protosprachen zuletzt unbewiesen und Listen vermeintlicher Kognaten wie sie etwa Merritt Ruhlen gerne aufführte (so etwa in Ruhlen 1994) aussagegelos, weil es sich dabei etwa um zufällige Ähnlichkeiten oder Lehnwortschatz handeln kann (vgl. dazu etwa die Kritik bei Kausen 2013: 633); die Relevanz dieser Kritik wird umso deutlicher, wenn man sich bewusst macht, wie viel Prozent des Wortschatzes einer Gegenwartssprache nach aktuellem Kenntnisstand als Lehnwortschatz anzunehmen ist: So weisen etwa das Koreanische und das Japanische der Gegenwart – auf Grundlage der anerkannten Sprachfamilien und ihrer Entwicklungen (diesbezüglich sei wiederum auf Kausen 2013 verwiesen) – jeweils rund 65% Lehnwortschatz gegenüber mutmaßlich nur etwa 35% Erbwortschatz auf (vgl. Kausen 2013: 541 u. 559).

Neben Kontinuität und Schwund haben wir es auf phonologischer Ebene, wie schon auf lexikalischer, mit der dritten Möglichkeit, der Innovation, zu tun. Lautwandel wie jener von /aɪ/ zu /ɛɪ/ bzw. /ɛɪ/ zu /aɪ/ oder von /aʊ/ zu /oʊ/ bzw. /oʊ/ zu /aʊ/ sind ein Beispiel dafür, wobei sich phänotypisch jeweils eine Transformation des Diphthongs beobachten lässt, bei der sich je ein Element des Diphthongs verändert. Denkbar wäre, wie bereits erwähnt, auch eine Veränderung beider Elemente oder das Hinzutreten eines dritten Elements; beide Varianten sind ebenfalls als Innovationen aufzufassen. Hinsichtlich des Hinzutretens weiterer Elemente sei auf die Vorstellung der Zweigliedrigkeit verwiesen, wie sie insbesondere bezüglich der Wortbildung bei Komposita bereits ausführlich dargestellt wurde. Demzufolge besteht zwar die Möglichkeit, dass sich eine aus zwei Phonemen bestehende Kombination zu einer aus vier Phonemen bestehenden entwickelt, allerdings gilt analog zur Wortbildung, dass nicht von einer einschrittigen Entwicklung ausgegangen werden sollte, sondern gemäß des Postulats der Zweigliedrigkeit davon, dass sich je zwei Phoneme oder Phonemkombinationen miteinander verbinden.<sup>310</sup> Die Zahl nötiger Zwischenschritte lässt im

---

<sup>310</sup> Also kann etwa (zuerst) /aɪ/ + /l/ = /aɪl/ und (dann) /aɪl/ + /o/ = /aɪlo/ gelten; nicht aber /aɪ/ + /l/ + /o/ = /aɪlo/.

Übrigen wieder eine Kategorisierung der jeweiligen Kombination als primär, sekundär oder tertiär (usw.) rezessiv zu, wobei gegebenenfalls auch weitere Parameter wie die allgemeine lautliche Umgebung oder das Phoneminventar der jeweiligen Einzelsprache zu berücksichtigen sind; sind Phonemkombinationen einmal gebildet und – etwa morphologisch – verfestigt, können sie ihrerseits als o-gradig oder primär rezessiv gelten.

Wenn wir nun festgestellt haben, dass die Entwicklungswahrscheinlichkeit für die Möglichkeit der Kontinuität schon angesichts sprachlicher Konvention recht hoch sein muss, die Wahrscheinlichkeit für Schwund geringer als für Kontinuität und die Wahrscheinlichkeit für Innovation in Form von Transformation größer als für Innovation in Form von Hinzutreten weiterer Elemente, so ergibt sich daraus in Konsequenz, dass die Entwicklungswahrscheinlichkeit eines Ausdrucks  $A$  zu  $A_1$  am höchsten ist, wenn sich  $A$  und  $A_1$  nur in einem lautlichen Element voneinander unterscheiden. Diese Annahme wird von zahlreichen Erkenntnissen der sprachhistorischen Forschung gestützt: So ändert sich von mhd. *slange* zu nhd. *Schlange* nur der Anlaut, bei mhd. *wunne* zu nhd. *Wonne* nur der Wurzelvokal und auch bei mhd. *lihen* zu nhd. *leihen* liegt ausschließlich eine Diphthongierung des Langvokals zu zwei Kurzvokalen vor. Wenn sich aber mhd. *swin* zu nhd. *Schwein* entwickelt, fallen zwei Lautwandel zusammen, die allerdings – wie ja schon mhd. *slange* zu nhd. *Schlange* und mhd. *lihen* zu nhd. *leihen* zeigen – als unabhängig voneinander zu betrachten sind. Dass sich Lautwandel von einer Sprachstufe zur nächsten nicht raum- und zeitgleich ausbreiten, ist allgemein bekannt und in der Geschichte des Deutschen insbesondere anhand der Lautwandel vom mittel- zum (früh)neuhochdeutschen recht gut belegt. Es ist daher stets von Zwischenschritten auszugehen, die die Zweigliedrigkeitsthese untermauern: So wissen wir, dass etwa sich die neuhochdeutsche Diphthongierung von Südosten her ausbreitete, die neuhochdeutsche Monophthongierung jedoch von Norden (vgl. Christopher Wells 1990: 122). Eine Form wie mhd. *hüssuoche*, die nhd. als nhd. *\*Haussuche* erschiene, hätte demnach höchstwahrscheinlich niemals ohne Zwischenschritt beide Lautwandel gleichzeitig durchlaufen. Die schlechte Überlieferungslage früherer Sprachstufen erschwert jedoch eine Rekonstruktion relativer Chronologien von Sprachwandel in vielen Fällen.

Wenn wir nun die Veränderung von einem Ausdruck  $A$  zu  $A_1$  als besonders wahrscheinlich erachten, wenn sich  $A$  und  $A_1$  nur in einem lautlichen Element voneinander unterscheiden, dann fällt auf, dass genau dies bei reinen Reimen der Fall ist. So unterscheiden sich dt. *besser* und *\*schesser* allein im Anlaut, selbiges gilt etwa für dt. *Herz* und dt. *Scherz* oder dt. *auch* und dt. *Bauch*. Bei unreinen Reimen – wie *Gösser* zu dt. *besser* – betrifft der Unterschied schon zwei Elemente, wobei /œ/ im Ausdruck *Gösser* natürlich lautlich näher am /ε/ in *besser* liegt als

es bei einem /ʊ/ der Fall wäre<sup>311</sup> (d.h. /ɛ/ weist auch – schon aus artikulationsökonomischen Gründen (wie ein Blick in das Vokaltrapez zeigen kann) – eine höhere Entwicklungswahrscheinlichkeit zu /œ/ als zu /ʊ/ auf). Daraus lässt sich ableiten, dass Reime durchaus relativ hohe Entwicklungswahrscheinlichkeiten zueinander aufweisen können; dennoch ist zu beachten, dass ein veränderter Laut gleichsam als Distinktionsmerkmal fungiert. Hierbei ist ferner zu beachten, dass dies alles allein die (lautliche) Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen betrifft. Um etwa Relevanz für Sprachwandel zu gewinnen, müsste eine lexikalische Einheit ausdrucksseitig eine Reimform als neuen Ausdruck unter Beibehaltung ihrer inhaltsseitigen Informationen etablieren. Bei mhd. *slange* zu nhd. *Schlange* mag man dies so feststellen, bei mhd. *hûs* zu nhd. *Haus* wird man dies hingegen in Frage stellen: Denn obwohl sich hier nur ein Laut verändert hat, würde man hier gemeinhin kaum von einem Reim sprechen, da – vor allem im nichtwissenschaftlichen Sinne, wo gemeinhin keine konsonantischen Reime beschrieben werden – Reime mit Endreimen samt Vokal- und Endungsidentität in Verbindung gebracht werden. Gäbe man einem Mitglied der Sprachgemeinschaft des Gegenwartssprachdeutschen die Aufgabe einen Reim auf dt. *Haus* zu bilden, würden die Antworten wohl dt. *Maus*, *Klaus* oder *raus* lauten und eben nicht dt. *Hass* oder *heiß*. Beim Reimen ist offensichtlich vor allem der Anlaut für Veränderungen anfällig und Verteilungsmuster, die vom Anlaut des jeweiligen Ausgangsausdrucks abhängen, sind dabei nicht erkennbar (wie die Anlaute /m/, /k/ und /r/ in *Maus*, *Klaus* und *Raus* auf /h/ in *Haus* zeigen).

Zusammenfassend lässt sich also konstatieren, dass Reime zwar ausdrucksseitige Relationen darstellen, die sich in der Regel nur in einem Laut voneinander unterscheiden – was eine Parallele zu Lautwandeln darstellen kann –, aber dabei deutlich eingeschränkter sind, als es bei Lautwandeln, die sprachhistorisch belegt sind, der Fall ist. Erklärend ist diesbezüglich die Tatsache heranzuziehen, dass sich Lautwandel in den meisten Fällen nicht auf bestimmte Ausdrücke beschränken, sondern systematisch innerhalb des Lautsystems einer Einzelsprache erfolgen. Dabei ist die Position eines Lauts innerhalb eines Ausdrucks oft unerheblich,<sup>312</sup> was beim Reim, wie soeben dargelegt wurde, nicht der Fall ist. Allerdings zeigt sich, dass die Art bevorzugter Ausdrucksrelationen stark kulturabhängig ist – es sei hierbei etwa auf die ältere germanische Stabreimdichtung verwiesen, die Anlauten ein Primat einräumte und Endungen für gewöhnlich völlig

<sup>311</sup> Es sei hierbei explizit auf das populäre und allgemein in der Phonologie gebräuchliche Vokaltrapez verwiesen, das derartige Zusammenhänge leicht einsichtig darstellt.

<sup>312</sup> So findet etwa die nhd. Diphthongierung von mhd. /u:/ zu nhd. /aʊ/ in jeder Position statt, wie mhd. *ûz* zu nhd. *aus*, mhd. *hûs* zu nhd. *Haus*, und mhd. *sû* zu nhd. *Sau* belegen.

ignorierte (s. dazu etwa März 2003: 489-491). Innersprachlich kann hierbei auch die übliche Gestalt der Endungen eine wichtige Rolle spielen: So begünstigte die Nebensilbenabschwächung vom Alt- zum Mittelhochdeutschen bekanntlich das Endreimen, da dadurch erheblich mehr mögliche Endreime entstanden, weil die Wahrscheinlichkeit, dass auf die Wurzelvokale zweier Ausdrücke, die über identische Wurzelvokale verfügen, Nebensilbenvokale, die ebenso bei beiden Ausdrücken identisch (also meist /ə/) sind, folgen, erhöht wurde.

Es lässt sich also festhalten, dass Reime als synchrone Phänomene das Lautsystem einer Sprache offenbar nicht beeinflussen und selten diachron wirken, aber Lautwandel demgegenüber meist einen systematischen Hintergrund aufweisen. Daher ist die Bedeutung von Ausdrucksrelationen wie Reimen oder Aliterationen für die allgemeine Sprachentwicklung gering. Hinsichtlich des Rezessivitätskonzepts müssen aber für einen Ausdruck auch dessen Reime als rezessiv gespeichert wahrgenommen werden; die Entwicklungsmöglichkeit eines Ausdruck *A* zu einem auf ihn reimenden Ausdruck *A<sub>1</sub>* ist also vorhanden, ihr Eintreten – d.h. eine derartige Phänotypisierung – kann aber als eher unwahrscheinlich gelten. Als Fazit kann dementsprechend festgehalten werden, dass Ausdrücke, die zu einem bestimmten Ausdruck in ausdrucksseitiger – etwa lautlicher – Relation stehen, durchaus als zu diesem Ausdruck rezessiv gespeichert gelten können,<sup>313</sup> aber vor allem, weil sie grundsätzlich innerhalb des jeweiligen

---

<sup>313</sup> Hinsichtlich dieser Rezessivität ist natürlich stets das Phoneminventar einer Sprache als Teil der Wahrscheinlichkeiten determinierenden Faktoren zu berücksichtigen, außerdem muss die Fähigkeit der Lautkombination gegeben sein (was bei artikulatorisch und artikulationskognitiv nicht eingeschränkten Menschen natürlich der Fall ist, andernfalls wäre Sprache ohnehin nicht möglich). Dies heißt aber nicht, dass nicht auch probabilistisch beschreibbare Möglichkeiten der Erweiterung des Phoneminventars bestehen (so etwa denkbar durch Sprachkontakt und Lehnverhältnisse).

Ein Beispiel für den Einfluss des Phoneminventars auf den Phänotyp eines sprachlichen Ausdrucks mag im Russischen *Гамбург* /'gambʊrk/, der russischen Bezeichnung für die Stadt Hamburg (vgl. Langenscheidt-Redaktion 2015: 99) gesehen werden: Der Anlaut, der im Russ. konventionell in Form eines /g/ phänotypisiert wird, lässt sich hinsichtlich seiner Abweichung von der dt. Aussprache vermutlich dadurch erklären, dass im Russ. das Phonem /h/ nicht zum Phoneminventar gehört (s. bezüglich des russ. Phoneminventars etwa Langenscheidt-Redaktion 2015: 8-14). Dieser Umstand führt dazu, dass die Bezeichnung für die Stadt Hamburg im Russ. nur mit einer sehr geringen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit mit einem /h/-Anlaut phänotypisiert wird. Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für einen /g/-Anlaut ist als ungleich höher einzuschätzen, weshalb eine derartige Lautgestalt im Russ. Konventionalisierung erfahren haben dürfte. Dabei sind sowohl /h/ als auch /g/ als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten derselben sprachlichen Variablen – hier in Form ei-

## 2 – Die Theorie rezessiver Information in Sprache und die Speicherung

Sprachsystems rezessiv sind; ferner ist zu konstatieren, dass die Relevanz dessen für das Sprachsystem jedoch recht gering ist.

### 2.2.2 – Rezessive Information auf phonologischer Ebene

Was aber kann das Konzept sprachlicher Rezessivität auf phonologischer Ebene für die Forschung konkret leisten? Es ermöglicht informationstheoretische Erklärungen für Phänomene, die bisher – wenn überhaupt – nur teilweise begründet werden konnten. Dabei stellt das Konzept an sich nur bedingt neue Erkenntnisse bereit, erlaubt aber aufgrund einer einheitlichen und wohl definierten Terminologie genauere Aussagen über Ursache und Wirkung sowie Informationsfluss in Sprache in diachroner Sicht, die letztlich zu einem großen Erkenntnisgewinn führen werden.

Es konnte anhand der Beispiele der Lautgeschichte der Wurzelvokale von nhd. *Stein* und nhd. *laufen* bereits gezeigt werden, dass das Allgemeine Rezessivitätsmuster in Sprache Anwendung finden kann. Innerhalb der Lautgeschichte der germanischen Sprachfamilie lassen sich darüber hinaus aber noch zahlreiche andere Aspekte finden, die mithilfe des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs erklärt werden können.

#### 2.2.2.1 – Der Fall des i-Umlauts in den älteren germanischen Sprachen

Der Forschung ist etwa der Umstand bekannt, dass die meisten nordwestgermanischen Sprachen i-Umlautungsprozesse durchlebten. Die Überlieferungslage lässt diesbezüglich genaue Datierungen nicht zu, doch müssen sie im Altenglischen und Altnordischen vor 700, im Ahd. etwa ab 800 stattgefunden haben und im Altsächsischen nur unwesentlich später als im Ahd. (vgl. Haugen 1976: 150-153, Nielsen 1981: 89 u. Speyer 2007: 49-53). Vieles deutet darauf hin, dass die i-Umlaute in den verschiedenen (nordwest)germanischen Dialekten, die sich typologisch betrachtet in jener Zeit zu Einzelsprachen entwickelten, unabhängig

---

ner Phonem-Stelle – zu verstehen (auf „Variablen als Wert eines sprachlichen Elements“ wird später noch im Detail eingegangen werden, ferner kann diesbezüglich auch das im Anhang dieser Arbeit befindliche Glossar konsultiert werden).



voneinander stattfanden, Sprachkontakt untereinander also als Auslöser der Umlautungen weitgehend auszuschließen ist (vgl. Speyer 2007: 51-53).

Zunächst ist festzuhalten, dass dies aus mathematischer Sicht ein eigenartiger Sachverhalt ist: Angesichts der vielfältigen Möglichkeit wie sich Vokale entwickeln könnten – durch Schwund, Kontinuität oder unterschiedliche Formen der Innovation –, kann es eigentlich kein Zufall sein, dass in all diesen germanischen Einzelsprachen dasselbe Phänomen einer partiellen regressiven Fernassimilation nach /i/ – und nichts anderes ist ein i-Umlaut in den germanischen Sprachen – unabhängig voneinander stattgefunden haben soll und das zudem noch offenbar innerhalb weniger Jahrhunderte, d.h. ohne größeren zeitlichen Abstand. Die Begründungen, die die bisherige Forschung für diesen eigenartigen Sachverhalt bereitstellt, d.h. die Auflösung von dessen mathematischen Unwahrscheinlichkeit, weisen zwei Linien auf: Erstens wird der germanische Initial- oder Wurzelakzent dafür verantwortlich gemacht, also eine Akzentregel, die wohl im Proto-germanischen entwickelt wurde und somit für alle späteren germanischen Einzelsprachen Geltung erlangen konnte (vgl. Speyer 2007: 39 u. 53),<sup>314</sup> und zweitens wird festgestellt, dass „Vokalfernassimilation nicht gerade selten vorkommt. Man denke z.B. an Vokalharmonie im Finnischen, Ungarischen, Türkischen, Mongolischen usw. (Mit Vokalharmonie bezeichnet man die Fernassimilation des Vokals eines Affixes an den Vokal des Wortstammes.)“ (Speyer 2007: 53).

Natürlich ist es korrekt, dass Vokalfernassimilation nichts Besonderes oder nur germanische Sprachen Betreffendes ist, dennoch ist der Aussagewert dessen für die vorliegende Problemstellung gering, denn die Frage, warum in unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen unabhängig voneinander jeweils ausgerechnet i-Umlaute aufgetreten sind und dies zudem ohne größeren zeitlichen Abstand geschah, ist damit nicht beantwortet. Selbiges trifft eingeschränkt auch für den germanischen Initial- oder Wurzelakzent zu: Denn wäre er allein dafür verantwortlich, dass sich Wurzelvokale dem Vokal der Folgesilbe angleichen, dann müssten auch Umlaute nach anderen Vokalen in den entsprechenden Sprachen zu finden sein, was aber nur auf nordgermanische Dialekte bzw. Einzelsprachen wie das Altisländische oder Altnorwegische zutrifft, in denen sich neben dem i- etwa auch u-Umlaute finden (s. dazu etwa Noreen 1923: §58-86). Ebenfalls widersprüche dem die Tatsache, dass für das Niederländische zu keiner

---

<sup>314</sup> Es sei erwähnt, dass der germanische Initial- bzw. Wurzelakzent auch für die Nebensilbenabschwächung, die sich etwa zum Mhd. oder Mittelenglischen, mitunter ebenso in nordgermanischen Sprachen wie dem Dänischen feststellen lässt, verantwortlich gemacht wird (vgl. Speyer 2007: 53). Auch hierbei handelt es sich um unabhängig voneinander stattfindende, identische Entwicklungen innerhalb des Lautsystems dieser germanischen Sprachen.

Zeit Umlaute der Langvokale nachweisbar sind, womit es innerhalb der nordwestgermanischen Sprachen als Ausnahme gelten kann (s. dazu v.a. Buccini 2003: 183-220). Daran ändert auch die Bemerkung, „dass in einer der wenigen anderen indoeuropäischen Sprachgruppen, die zum Initialakzent übergegangen sind, nämlich dem Inselkeltischen, ebenfalls Umlautphänomene zu beobachten sind“ (Speyer 2007: 53), nichts, denn dies erklärt Umlaute, wie gerade gesehen, nicht vollumfänglich.

Da nun kein Ansatz eine umfassend befriedigende Erklärung für das fast zeitgleiche und zugleich unabhängige Auftreten von i-Umlauten in unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen liefert, lohnt es sich, das Phänomen der i-Umlaute informationstheoretisch aufzuarbeiten. Welche Informationen müssen also vorhanden sein, damit es zu einem i-Umlaut kommen kann? Grundsätzlich ist die Antwort simpel: Nötig sind einzig Vokale außer solchen der Qualität /i/, die innerhalb der betroffenen Sprache mit Folgesilben auftreten, in denen mindestens ein Vokal der Qualität /i/ vorhanden ist, sowie die artikulatorische (und auch kognitive) Fähigkeit zur Vokalfernassimilation.<sup>315</sup> Gemäß des Rezessivitätskonzepts können i-Umlaute als primär rezessiv in einem jeweiligen Sprachsystem gespeichert gelten, sobald diese Bedingungen zeitgleich als erfüllt vorliegen – und dies muss für das Protogerm., alle germanischen Dialekte und späteren Einzelsprachen angenommen werden, d.h. sie alle weisen i-Umlaute primär rezessiv gespeichert auf, und das wohl lange bevor diese erstmals phänotypisiert werden, sich also tatsächlich innerhalb einer dieser Sprachen wahrnehmbar äußern.

Wenn wir nun festgestellt haben, dass etwa der Initial- bzw. Wurzelakzent nicht Teil der Information ist, die i-Umlaute innerhalb einer Einzelsprache rezessiv existent macht, dann stellt dies keinesfalls eine Verneinung seiner Relevanz für die Geschichte der i-Umlaute in den germanischen Sprachen dar. So ist das primär rezessive Vorhandensein von i-Umlauten zunächst hinsichtlich seiner Bedeutung für die Individual- und die Kollektivebene einer Sprache zu beurteilen. Und natürlich ist die betreffende primär rezessive Information, wie wir sie soeben beschrieben haben, für beide Ebenen anzunehmen, da die Kollektivebene durch die verschiedenen Mentaler Lexika der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft geprägt wird, also davon, welche Informationen diese hinsichtlich Sprache gespeichert haben (dies betrifft natürlich alle Bereiche des Sprachsystems).

---

<sup>315</sup> Diese Fähigkeit mag man als einen auf Artikulationsökonomie beruhenden Mechanismus der Vokalfernassimilation betrachten, der somit vom Artikulationsvermögen des Menschen abhängt. Linguisten, die auf der Jagd nach Universalien sind, mögen in diesem Mechanismus gar eine solche erblicken, obgleich damit zuletzt nur auf anatomisch-physikalische Möglichkeiten bzw. Grenzen menschlicher Sprache verwiesen wird und etwa nicht auf rein innersprachliche Beschränkungen.

Wir können also nur dann für die Kollektivebene feststellen, dass die Informationen, die i-Umlaute primär rezessiv erscheinen lassen, vorhanden sind, wenn auch eine signifikante Zahl an Individuen, die der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehören, über diese Informationen in ihren Mentalen Lexika verfügen.<sup>316</sup> Veränderungen der Kollektivebene werden also, wie wir es in dieser Arbeit bereits mehrfach gesehen haben, immer durch Veränderungen auf Individualebene hervorgerufen (sofern dort eben eine ausreichende Anzahl an Sprachbenutzern eine Veränderung vollzieht), die eine Änderung sprachlicher Konvention nach sich ziehen.<sup>317</sup>

Entscheidend für die Durchsetzung der i-Umlaute in vielen germanischen Einzelsprachen ist demnach nicht allein die Tatsache, dass i-Umlaute bereits primär rezessiv gespeichert waren (dies ist Voraussetzung dafür), entscheidend ist vielmehr, dass die Phänotypisierung dieser primär rezessiven Information eine große Zahl von Individuen, die den jeweiligen Sprachgemeinschaften angehören, erfasst hat bzw. von diesen regelmäßig durchgeführt wurde. Dies macht deutlich, dass die Wahrscheinlichkeit der Phänotypisierung primär rezessiver Information zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht allein von der Existenz dieser Information selbst abhängig sein kann, denn andernfalls wäre jede primär rezessive Information zwangsläufig innerhalb kurzer Frist phänotypisiert und dann müssten i-Umlaute auch das gesamte Vokalsystem aller germanischen Sprachen gleichermaßen betreffen (ganz zu schweigen von der bisher bewusst ausgeklammerten Tatsache, dass beispielsweise auch u-Umlaute in all diesen Einzelsprachen primär rezessiv gespeichert waren, aber lediglich im Nordgermanischen nachweisbar konventionalisiert phänotypisch zu wirken begannen).<sup>318</sup>

---

<sup>316</sup> D.h. hier konkret, dass eine signifikante Zahl an Sprachbenutzern, die über die artikulatorische und kognitive Fähigkeit zur Vokalfernassimilation verfügen, ihre Sprache in einer Weise gebraucht, in der (unter anderem) Vokale außer solchen der Qualität /i/ geäußert werden, die dann mit Folgesilben erscheinen, in denen mindestens ein Vokal der Qualität /i/ vorhanden ist.

<sup>317</sup> D.h. die Veränderungen, die auf Individualebene auftreten, müssen nicht von vielen Sprachbenutzern durchgeführt werden, sondern sie müssen bei diesen Sprachbenutzern auch als neue Konvention eingesetzt werden, also regelmäßig und eben nicht einmalig erscheinen sowie sich in Kommunikationen mit anderen Sprachbenutzern bewähren und etablieren.

<sup>318</sup> Ebenso müssen Umlaute auch für das Lat. als primär rezessiv gespeichert gelten. So hätte dort natürlich die Möglichkeit der konventionellen Durchsetzung von i-, aber auch u- oder anderen Umlauten bestanden. Unter Anwendung des für das Altisländische greifenden Umlautparadigmas (s. dazu etwa Hofmann/Ranke 1988: §7f) hätten sich beispielsweise die Ausdrücke lat. *navis* und lat. *romānus* zu lat. *\*nevis* (durch i-Umlaut) bzw. *\*romōnus* (durch u-Umlaut) entwickeln können. Da dies nicht der Fall war und auch die übrigen romanischen Sprachen keine Umlautaffinität aufweisen, ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von Umlauten in den romanischen

Es spricht nach derzeitigem Forschungsstand nichts dagegen, im germanischen Initial- bzw. Wurzelakzent einen Faktor zu sehen, der die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von i-Umlauten erhöhte<sup>319</sup> – und so nimmt auch die vorliegende Arbeit diese Position ein –, dennoch reicht dies als Erklärung noch nicht aus, da damit weiterhin die Frage im Raum stünde, warum sich der i-Umlaut nicht vollständig und konsequent in allen germanischen Sprachen durchgesetzt hat. Neben dem primär rezessiven Vorhandensein von i-Umlauten im jeweiligen Sprachsystem und dem Faktor des Initial- bzw. Wurzelakzents muss es also mindestens einen weiteren Faktor (X) geben, der sich entweder positiv auf das Hervorbringen von Umlauten auswirkt, die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der rezessiven Information also erhöht, oder der dies negativ beeinflusst.<sup>320</sup> Uns fehlt demnach die Kenntnis einer Information X, die sich positiv oder negativ auf Umlautentstehung bzw. -phänotypisierung auswirkt und dieses Faktum sollten wir daher auch explizit benennen.

---

Sprachen als geringer einzuschätzen als in den germanischen; eine Prüfung der diesbezüglichen Gründe bleibt jedoch noch ausstehend.

<sup>319</sup> So interagiert Umlaut offenbar in allen Sprachen, in denen er auftritt mit Regeln der Intonation und des Akzents, aber auch dem jeweiligen phonologischen System als solchem (vgl. Klein 2000: 2). Interessant ist dabei etwa, dass im Chamorro, einer austronesischen Sprache, die auf der Pazifikinsel Guam gesprochen wird (s. Kausen 2014: 519f) und in der es keinen Initial- oder Wurzelakzent gibt, Umlaute auftreten, die mit dem i-Umlaut in den germanischen Sprachen vergleichbar sind, die allerdings in entgegengesetzte Richtung wirken: So steht etwa im Ahd. ahd. *gast*<sub>NOM.SG</sub> ‚Gast‘ neben *gest*<sub>NOM.PL</sub> ‚Gäste‘, d.h. der i-Umlaut wirkt hier regressiv (vom hinten an stehenden /i/ auf den voranstehenden Vokal), wogegen im Chamorro progressive Assimilation stattfindet (chamarro *átcu*<sub>NOM.SG.INDF</sub> ‚Fels‘ neben chamarro *i átcu*<sub>NOM.SG.DEF</sub> ‚der Fels‘) (vgl. Klein 2000: 77 u. 81). Die Möglichkeit progressiver i-Umlaute hätte natürlich auch für die älteren germanischen Einzelsprachen bestanden, dennoch gingen alle, die zum i-Umlaut übergingen, zum regressiven über. Da dem so ist, obwohl progressive i-Umlaute diesbezüglich wohl ebenfalls primär rezessiv gespeichert gewesen sind, ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit progressiver i-Umlaute in den germanischen Sprachen offenbar als sehr gering einzustufen; den dafür verantwortlichen Faktor mag man wiederum in weiteren phonologischen Unterschieden zwischen den germanischen Sprachen und etwa dem Chamorro entdecken (so auch das Bestreben von Thomas Klein (2000), auf dessen Arbeit hierbei verwiesen sei).

<sup>320</sup> Ein sich auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit positiv auswirkender Faktor X würde zum Initial- bzw. Wurzelakzent addierend auftreten, also in den Fällen bzw. Einzelsprachen, in denen er vorliegt, die Wahrscheinlichkeit weiter erhöhen; ein sich negativ darauf auswirkender Faktor X hingegen könnte i-Umlaute verhindern, wo er auftritt. Beides kann schließlich erklären, weshalb i-Umlaute in den germanischen Sprachen nicht konsequent und flächendeckend konventionalisiert wurden.

Mit dieser Analyse geraten wir fast zwangsläufig in die Fahrwasser des Determinismus,<sup>321</sup> behaupten also, dass die unterschiedlichen Formen des Erscheinens oder Unterbleibens von Umlauten in den germanischen Einzelsprachen eben nicht zufällig, sondern unausweichlich waren (auch dies ist eine Position, die in der Forschung immer wieder – mehr oder weniger radikal – zu finden ist, wenn etwa auf gemeinsame Grundlagen verwiesen wird, die nach der Trennung verwandter Einzelsprachen voneinander eine ähnliche oder identische Weiterentwicklung polygenetisch erklären<sup>322</sup>).

---

<sup>321</sup> Eine Diskussion zu Fragen des Determinismus kann in dieser Arbeit freilich nicht geleistet werden, zumal allgemein bekannt ist, dass dazu bislang (Stand 2019) keine allgemein anerkannte Position existiert. Ein konsequenter Determinismus verneint etwa die Existenz des freien Willens und führt tief in psychologische und neurologische, aber vor allem auch philosophische Fragestellungen. Es sei hier daher schlicht die Tatsache festgehalten, dass die Kerninhalte deterministischer Weltanschauungen – ebenso wie nicht-deterministischer – nicht beweisbar sind, dass von naturwissenschaftlicher Warte aus jedoch, wenn man annimmt, dass die Naturgesetze uneingeschränkt gelten, Determinismus durchaus plausibel erscheint. Einen nicht-deterministischen, sondern von Zufall und Chaos getragenen Erklärungsansatz für Sprachwandel verfolgt etwa Ronald Butters (2001), der damit ebenso wie das hier vorgeschlagene Modell zu erklären vermag, warum Sprachwandel manchmal geschieht und manchmal nicht. Allerdings konnte in dieser Arbeit bereits aufgezeigt werden (und es werden diesbezüglich weitere Beispiele folgen), dass das Zustandekommen einer Phänotypisierung von vielen Parametern und Faktoren abhängig zu sein scheint, die das Ergebnis zumindest teilweise determinieren – von Chaos kann dabei keine Rede sein und das Vorlegen von Zufälligkeit bleibt nicht mehr als eine Vermutung, die wie eine Ausrede für die Tatsache, dass bisher nicht alle relevanten Parameter und Faktoren aufgedeckt werden konnten, anmutet, obgleich natürlich denkbar bzw. nach gegenwärtigem Kenntnisstand nicht widerlegbar ist, dass „Zufall“ ein Faktor sein könnte; es wäre jedoch ein Fehler, sich auf einer derartigen Annahme auszuruhen und nicht weiter nach relevanten Faktoren und Parametern zu suchen. Auch ein Vergleich mit Selektion oder Mutation im Zusammenhang mit der biologischen bzw. „darwinschen“ Evolutionstheorie schafft bei alledem keine Abhilfe: Ähnlich wie hinsichtlich Sprachwandels ist dabei ebenso unbewiesen, dass etwa Mutationen zuletzt auf Zufällen beruhen, auch sie könnten determiniert sein. Die Frage, ob wir in einer determinierten Welt leben oder nicht, wird die Forschung in verschiedenen Disziplinen wohl noch lange beschäftigen – falls sie überhaupt jemals beantwortet werden kann.

<sup>322</sup> So führte bereits Edward Sapir Parallelentwicklungen voneinander getrennter Einzelsprachen oder Dialekte auf Gemeinsamkeiten zurück, die vor der Trennung verwandter Sprachen entstanden und nach der Trennung einander ähnliche Entwicklungen bewirkten (vgl. Sapir 1921: 184). Eine ähnliche, auf die Möglichkeit der Polygenese verweisende Einschätzung findet sich etwa bei Herman Hirt (1931) oder Rudolf Schützeichel (1976). Das Modell sprachlicher Rezessivität liefert eine informationstheoretische Grundlage, um derartige Thesen besser überprüfen oder gar untermauern zu können.

Die uns fehlende Information *X* kann beispielsweise von unterschiedlichem Sprachkontakt oder Unterschieden im Lautsystem der jeweiligen Einzelsprachen abhängen; für Letzteres mag man gar die Zusammensetzung einer jeweiligen Sprachgemeinschaft als entscheidenden Faktor ausmachen.<sup>323</sup> Zuletzt bleibt aber die Feststellung, dass eine Veränderung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von primär rezessiv gespeicherten *i*-Umlauten, geeignet ist, wahrscheinlichkeitstheoretisch zu erklären, warum innerhalb bestimmter Gruppen von Individuen, die einer Sprachgemeinschaft einer germanischen Einzelsprache angehörten, mehr Individuen den *i*-Umlaut (konventionalisiert) phänotypisierten, als es in anderen Gruppen der Fall war, mit der Konsequenz, dass *i*-Umlaute auf Kollektivebene in den unterschiedlichen Gruppen bzw. Sprachgemeinschaften – d.h. letztlich: in den unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen – unterschiedlich konsequent konventionalisiert oder sie gänzlich unterlassen wurden.<sup>324</sup>

---

<sup>323</sup> Im Extremfall wäre sogar denkbar, dass anatomische oder kognitive und somit letztlich gar genetische Unterschiede einen zumindest geringen Einfluss darauf haben, welche Laute oder Lautfolgen einzelne Mitglieder einer Sprachgemeinschaft bevorzugen, was in Summe durchaus Einfluss auf die lautliche Entwicklung einer Einzelsprache haben könnte. Die diesbezüglichen Unterschiede mögen unter den Individuen der Art *Homo sapiens* sehr gering sein, zumal unter jenen, die im hier entscheidenden Zeitraum germanischen Sprachgemeinschaften angehörten; nichtsdestoweniger sollte man sich auch der Möglichkeit derartiger Einflüsse bewusst sein, denn die Komplexität des Systems „Sprache“ bedeutet nicht, dass Faktoren niedrigen Einflusses gänzlich aus dem Blick genommen werden können, wenn man ein umfassendes Verständnis des Systems anstrebt.

<sup>324</sup> Zum Zwecke der Vollständigkeit sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass in dieser Beschreibung ein Parameter unerwähnt geblieben ist, der hier vernachlässigt werden kann: die Größe des betrachteten Zeitraums. Wenn gegeben ist, dass ein sprachliches Element von einem Zeitpunkt seines Auftretens zum unmittelbar nächsten Zeitpunkt seines Auftretens eine Entwicklung durchmacht, so ergibt sich – gesetzt den Fall, dass das betreffende Element keinem Schwund unterliegt, es also regelmäßig auftritt – mathematisch unabhängig von der Anzahl der Entwicklungsmöglichkeiten (von denen nur eine eintritt und zu denen hier explizit auch Kontinuität zu zählen ist) und unabhängig der jeweiligen Wahrscheinlichkeit, mit der diese Möglichkeiten eintreten werden, dass jede dieser Möglichkeiten sicher eintritt, wenn ein unendlich großer Zeitraum betrachtet wird (weil das Element dann auch unendlich oft aufträte). Da der für das Beispiel der *i*-Umlaute in den germanischen Sprachen relevante Zeitraum aber wenige Jahrhunderte groß ist, kann dieser Parameter hier vernachlässigt werden. Allerdings sei zu Bedenken gegeben, dass die Berücksichtigung des Parameters zur Folge hat, dass wir konstatieren müssen, dass das Eintreten von *i*-Umlauten (also deren Phänotypisierung) zwangsläufig früher oder später geschehen muss, wenn sie in einer Einzelsprache rezessiv gespeichert vorliegen (also als Entwicklungsmöglichkeit vorhanden sind), dies für einen unendlich großen Zeitraum gilt und ein unendlich großer Zeitraum betrachtet wird. Da das Eintreten einer Phänotypisierung rezessiver Information umso wahrscheinlicher wird, je größer der

Die i-Umlaute in den germanischen Sprachen stellen natürlich im Übrigen ihrerseits eine Veränderung des phonologischen Systems der jeweiligen Einzelsprachen dar, was sich wiederum auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit anderer „Veränderungen“ in deren phonologischen System auswirkt. So mag man informationstheoretisch im i-Umlaut einen Faktor sehen, der einen positiven Einfluss auf das phänotypische Auftreten der Nebensilbenabschwächung ausübt: Denn morphologisch kann ein Umlaut als Informationsübertragung interpretiert werden. So wären beim Verb ahd. *neman* ‚nehmen‘ (vgl. Schmid 2015: 1105) die Indikativform ahd. *nāmun*<sub>1./3.PL.PST.IND</sub><sup>325</sup> und die Konjunktivform ahd. *nāmīn*<sub>1./3.PL.PST.CONJ</sub> nach einer Nebensilbenabschwächung, wie sie etwa zum Mhd. erfolgt ist, ausdrucksseitig nicht unterscheidbar (beide lauteten dann (\**nāmen*). Dank des i-Umlauts stehen sich im Mhd. aber mhd. *nāmen*<sub>1./3.PL.PST.IND</sub> und mhd. *nāmen*<sub>1./3.PL.PST.CONJ</sub> gegenüber (s. zur Konjugation der ahd. und mhd. starken (d.h. ablautenden) Verben etwa: Braune/Reiffenstein 2004: §305-322 bzw. Paul 2007: §M69-65), sodass die für die Unterscheidung zwischen Indikativ und Konjunktiv entscheidende Information weiterhin vorhanden ist: Sie wurde also in diachroner Sicht dank des i-Umlauts vom Vokal der der Wurzelsilbe folgenden Silbe auf den Wurzelvokal selbst übertragen (bzw. dabei zunächst dupliziert) und auch hinsichtlich der Pluralmarkierung vom Alt- zum Mittelhochdeutschen spielt dies oft eine Rolle (diese funktionalen Aspekte des Umlauts wurden wohl erstmals von Ingerid Dal (1967) besonders hervorgehoben). Dadurch ist eine Abschwächung des jeweiligen /i/ in der Folgesilbe eines nach /i/ umgelauteten Wurzelvokals insbesondere semantisch nicht länger mit einem Informationsverlust verbunden: ahd. *nāmīn* und mhd. *nāmen* sind also hinsichtlich der hier betrachteten inhaltsseitigen Phänomene, die über die Ausdrucksseite aufgrund damals bestehender flexionsmorphologischer Konventionen interpretierbar sind, informationsident.

---

Zeitraum, der betrachtet wird und in dem diese Information rezessiv vorhanden ist, ist, bedeutet dies für die sprachhistorische Forschung – bzw. besonders für die Sprachevolutionsforschung –, dass die Wahrscheinlichkeit, Parallelen in der Geschichte heutiger Einzelsprachen zu finden, recht groß ist, selbst wenn diese seit der Sprachgenese getrennt sind bzw. kurz danach getrennt wurden (und zwar unabhängig davon, ob man eine Mono- oder Polygenese menschlicher Sprache annimmt). Gleichzeitig steigt die Wahrscheinlichkeit dafür, dass alle Formen, die menschliche Sprache annehmen kann, bereits in Vergangenheit oder Gegenwart tatsächlich phänotypisiert wurden, je weiter man den Zeitpunkt der Sprachgenese in die Vergangenheit zurückdatiert.

<sup>325</sup> Die grammatischen Abkürzungen und die Art ihrer Nutzung in dieser Arbeit entsprechen weitgehend den „Leipzig Glossing Rules“ (s. dazu: <https://www.eva.mpg.de/lingua/resources/glossing-rules.php> (zuletzt abgerufen am 17.11.2017, 10:19 MEZ)).

Allerdings gilt dieses Schema der Informationsübertragung und der dadurch bedingten insgesamten Informationserhaltung selbstverständlich nicht uneingeschränkt, wie sich anhand eines Verbs mit nicht i-umlautfähigem Wurzelvokal rasch zeigt: So ist ahd. *grifan* ‚greifen, anfassen‘ (vgl. Große 2002: 420) im Ahd. noch ausdrucksseitig leicht nach Modus unterscheidbar (ahd. *griffun*<sub>1./3.PL.PST.IND</sub> bzw. ahd. *griffin*<sub>1./3.PL.PST.CONJ</sub>), im Mhd. jedoch nicht mehr (mhd. *grif-fen*<sub>1./3.PL.PST.IND/CONJ</sub>). Die Nebensilbenabschwächung wird also nur in einigen Fällen durch den i-Umlaut begünstigt, sodass zwar von einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der Nebensilbenabschwächung durch den i-Umlaut gesprochen werden kann, jedoch keinesfalls von einer Phänotypisierungsgarantie.

Es bleibt also festzuhalten, dass mittels des Modells sprachlicher Rezessivität und der damit einhergehenden Beschreibbarkeit sprachlicher Entwicklungswahrscheinlichkeiten wahrscheinlichkeitstheoretisch erklärt werden kann, warum es in engverwandten germanischen Sprachen wie dem Altnordischen, dem Altenglischen oder dem Althochdeutschen nach deren Trennung unabhängig voneinander mit geringem zeitlichen Abstand zu sehr ähnlichen, mitunter gar gleichen Entwicklungen kommen kann. Gleichzeitig bietet das Modell der Integration (bisher) unbekannter Faktoren, die Entwicklungs- bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten positiv oder negativ beeinflussen, Raum und eignet sich daher auch zur Erklärung der Tatsache, dass nicht alle Entwicklungen identisch ablaufen. Somit trägt das Modell auch dem Faktum Rechnung, dass schon wenige Unterschiede einzelsprachlicher Systeme, die theoretisch lediglich räumlicher Natur sein können bzw. dort ihren Anfang nehmen,<sup>326</sup> die weitere Entwicklung dieser Systeme spürbar beeinflussen.

### 2.2.2.2 – Weitere Beispiele für rezessive Informationen auf phonologischer Ebene aus den älteren germanischen Sprachen

Neben den Umlauten weisen die germanischen Sprachen in phonologischer Hinsicht einige weitere Parallelentwicklungen auf, die auf rezessive Informationen schließen lassen. In all diesen Fällen kann dabei wieder konstatiert werden, dass die jeweiligen Parallelentwicklungen in den Einzelsprachen auf identische rezessive Informationen fußen, sich aber hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeit, die

---

<sup>326</sup> So bedingt etwa die unterschiedliche geographische Ausbreitung des Ahd. und des Altenglischen, einerseits, dass kein oder nur ein geringer Sprachkontakt zwischen diesen Sprachen bestehen konnte, andererseits aber auch dass generell andere Kontaktsprachen Einfluss auf die jeweiligen Einzelsprachsysteme nehmen konnten.



jeweils zu ihrer Phänotypisierung führte, wohl regelmäßig unterschieden haben. All diese Phänomene sind also analog zur soeben erfolgten Analyse der unabhängigen Umlautphänotypisierung in unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen beschreibbar, sodass hier auf eine ausschweifende Darstellung verzichtet werden kann. Gleichsam unterstützen sie durch die hier angewandte informationstheoretische und ein Beschreibungsmodell offerierende Präsentation die – unter anderem von Sapir (1921), Hirt (1931) und Schützeichel (1976) je unterschiedlich formulierten, aber sinngemäß einander jeweils sehr nahestehenden – Vermutung, dass gemeinsame (monogenetische) Grundlagen verwandter Sprachen ähnliche oder (partiell) identische Entwicklungen in polygenetischer Weise nach sich ziehen können.

So verhält es sich etwa mit dem Phänomen der Brechung, die wir in den altnordischen Dialekten und Einzelsprachen, aber auch im Altenglischen beobachten können. Beispielsweise wurde im Altisländischen der Vokal /e/ zunächst zu \*/εa/ gebrochen, wenn in der Folgesilbe /a/ oder /ō/ standen, und entwickelte sich anschließend weiter zu /ǣa/; stand in der Folgesilbe ein /u/ (oder der dazu entsprechende Halbvokal /v/), so brach /e/ über \*/εu/ zu /ǣu/ (die Brechung unterblieb, wenn das betroffene /e/ auf /l/, /r/ oder /v/ folgte und mitunter in kurzen Silben) (vgl. Hofmann/Ranke 1988: §9, Noreen 1923: §88-90 u. Speyer 2007: 54). Ähnliches erfolgte im Altenglischen: Dort brachen etwa /a/ (über /au/) zu /ǣa/, /e/ (über /eu/) zu /ěo/ und /i/ (über /iu/) zu /īo/, wenn auf den betreffenden Vokal eine Verbindung aus Liquid und Obstruent oder der Frikativ /h/ (oder /χ/) folgte (vgl. Lehnert 1990: §29.1 u. Speyer 2007: 55). Erwähnenswert ist, dass die Brechung sowohl im Altengl. als auch im Nordgermanischen dialektal unterschiedlich konsequent durchgeführt wurde (vgl. Hofmann/Ranke 1988: §51.8 u. Speyer 2007: 55). Besonders hervorzuheben ist dabei ferner, dass Brechungen im Altostnordischen häufiger auftraten als im (altwestnordischen) Altisländischen, wobei sich etwa im Altschwedischen und Altdänischen auch – ähnlich wie im Altengl. – eine Brechung von /i/ zu /īo/ findet, wenn eine Verbindung aus gutturalem Laut und /v/ oder mitunter auch /r/ und Konsonant folgte (vgl. Hofmann/Ranke 1988: §51.9).

Auffällig ist insgesamt, dass die Brechung im Altenglischen und Altnordischen ähnliche sprachliche Elemente mit ähnlichem Ergebnis veränderte und auch deren Ursache dahingehend Parallelen aufweist, dass in all diesen Fällen die Folgelaute als ursächlich erkennbar sind; zudem liegen die Wandel, soweit feststellbar, auch zeitlich kaum auseinander (im Altnordischen fallen sie in gemeinskandinavische Zeit (also ungefähr 550-1050) (vgl. Haugen 1976: 152-154), für das Altengl. kann zumindest das 9. Jahrhundert als Endpunkt angenommen werden, wogegen die Brechung in der Zeit vor der schriftlichen Überlieferung

begonnen haben muss (vgl. Lass 1994: 48)). Im Altnordischen scheint die Brechung aber in den meisten Fällen von einem Vokal der Folgesilbe des gebrochenen Vokals ausgelöst worden sein, was dem Altenglischen fremd ist; die Brechung von /i/ zu /īo/ im Altostnordischen zeigt jedoch, dass auch in nordgermanischen Sprachen direkt auf den betroffenen Laut folgende Konsonanten als ursächlich auszumachen sind. Mithilfe des Rezessivitätsmodells lässt sich all dies also dahingehend erklären, dass in den jeweiligen germanischen Einzelsprachen aufgrund deren phonologischer Systeme für die Positionen der Vokale /a/, /e/ und /i/ entsprechend die Information der Lautlichkeit /ǣa/, /ǣo/ und /īo/ rezessiv als Phänotypisierungsmöglichkeit gespeichert ist und die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letztere unter anderem von der lautlichen Umgebung, in der das entsprechende sprachliche Element (also der Kurzvokal oder seine Brechung) auftritt, beeinflusst wird.<sup>327</sup> Das probabilistische Modell erlaubt zudem, zu erklären, weshalb sich die Brechungen in unterschiedlichen Dialekten in unterschiedlichem Maße durchsetzten bzw. den kontinentalgermanischen Sprachen völlig unbekannt sind (obgleich hierbei freilich oft bisher unbekannte Faktoren miteinbezogen werden, deren tatsächliches Wesen für gewöhnlich noch aufzudecken ist).

Aber nicht nur ähnliche bzw. identische Sprachwandelphänomene, die in unterschiedlichen Einzelsprachen zeitlich recht nahe beieinanderliegen, lassen sich durch die Vorstellung von rezessiver Information in Sprache beschreiben, sondern auch solche, bei denen der Abstand größer ist – so etwa hinsichtlich der Entwicklungen, die die protogermanischen Verschärfungen \*/jj/ bzw. \*/ww/ im Gotischen und im Altnordischen durchlebten.<sup>328</sup> Im Got. findet sich ersteres regelmäßig als <ddj>,<sup>329</sup> im Altisländischen als <ggj> (/ggj/); zweiteres ist got. <ggw> und wohl ebenso im Altisl. (<ggv>) (vgl. Braune/Heidermanns 2004: §68.2 u. §73A.1, Noreen 1923: §227 u. Hofmann/Ranke 1988: §19.1). Das Westgermanische hingegen zeigt davon auffallend abweichende Wandel der protogerm. Verschärfungen: \*/jj/ zu /ii/ und \*/ww/ zu /uw/ (vgl. Braune/Heidermanns 2004:

---

<sup>327</sup> Hierbei liegen mit den jeweiligen Varianten unterschiedliche Werte, die je dasselbe sprachliche Element (als Variable) annehmen kann, vor (eine vergleichbare Anmerkung ist bereits in Kapitel 2.2.1 erfolgt).

<sup>328</sup> Nicht nur ist zwischen dem (je schriftlich überlieferten) Gotischen und dem Altnordischen der zeitliche Abstand größer als zwischen dem Altnordischen und dem Altenglischen, wie wir es hinsichtlich der Brechungen betrachtet haben, sondern auch der räumliche und wohl ebenso der verwandtschaftliche, d.h. genetische Abstand sind größer (s. dazu etwa knapp Badenheuer/Euler 2009: 40f).

<sup>329</sup> Zur gotischen Aussprache der dort entwickelten Verschärfungen s. Braune/Heidermanns 2004: §68.2.

§68.2 u. §73A.1). Die ältere Forschung sah daher in der Entwicklung der Verschärfungen ein Indiz dafür, dass unter den drei germanischen Sprachgruppen (Nord-, West- und Ostgermanisch) das Nord- und das Ostgermanische am nächsten miteinander verwandt seien und sich dementsprechend das Westgermanische am frühesten von der gemeingermanischen Sprache abgespalten habe.<sup>330</sup> Allerdings besteht heute weitgehend Konsens, dass dies aus der Entwicklung der Verschärfungen nicht ableitbar ist, weil hinsichtlich der gotisch-alt-nordischen Parallelen eher von zwei unabhängigen Entwicklungen auszugehen ist, schon weil der Wandel im Got. einige Jahrhunderte früher stattgefunden haben muss (vgl. Braune/Heidermanns 2004: §E4) und er an sich kein auffallend ungewöhnlicher zu sein scheint (vgl. Haugen 1976: 109). Auch in diesem Fall ermöglicht die Annahme, dass die Information /ddj/ und /ggj/ als Alternativvariante für /jj/ (aber wohl ebenso /ii/) bzw. /ggw/ für /ww/ (ebenso /uw/) bereits rezessiv im Proto-germ. vorgelegen haben muss und jede der Möglichkeiten mit einer unterschiedlichen, von mehreren Faktoren abhängigen (und daher diachron veränderlichen) Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verbunden war, eine informationstheoretische und grundlagenorientierte Beschreibung dieses Sachverhalts.

Wir haben bereits hinsichtlich der mithilfe des Allgemeinen Rezessivitätsmusters beschriebenen Wandel von proto-germ. \*/aɪ/ zu ahd. /ɛɪ/ zu nhd. /aɪ/ bzw. von proto-germ. \*/aȳ/ zu ahd. /oȳ/ zu nhd. /aȳ/ gesehen, dass die entsprechenden Diphthonge, die in einer Entwicklungslinie miteinander verbunden sind, einander rezessiv als Entwicklungsmöglichkeiten bzw. dass deren Lautposition Alternativvarianten in sich trägt. Weiterhin unsere diesbezüglichen Betrachtungen auf das deutsche Langvokalsystem aus, zeigen sich weitere Auffälligkeiten: So weisen /i:/, /aɪ/ und /ɛɪ/ eine besondere Nähe zueinander auf, da etwa (proto-)indoeuropäisch \*/eɪ/ und \*/i:/ proto-germ. zu \*/i:/ zusammenfielen, sich proto-germ. \*/aɪ/ zu ahd. /ɛɪ/ entwickelte und mhd. /i:/ und mhd. /ɛɪ/ schließlich zu nhd. /aɪ/ wandelten, also einem Phonemzusammenfall unterlagen (s. für einen Überblick über die Entwicklung des Vokalismus vom (Proto-)Ide. zum Nhd. etwa Bergmann et al. 2016: 70-84). Innerhalb der Entwicklung der (proto-)ide. Langvokale bzw. Diphthonge zum Nhd. können /aɪ/, /ɛɪ/ und /i:/ nur noch im Rahmen der ahd. Monophthongierung von /aɪ/ vor /r/, /h/, /v/ und im Auslaut mit dem in diesem Zusammenhang entstehendem /e:/ in Verbindung gebracht werden sowie anlässlich des Zusammenfalls der (proto-)ide. Diphthonge \*/aɪ/ und \*/oɪ/ zu proto-germ. \*/aɪ/ schließlich wiederum im Falle eines Eintritts der ahd. Monophthongierung (vgl. Bergmann et al. 2016: 71 u. 74). Für die Geschichte der deutschen Langvo-

---

<sup>330</sup> Umfangreiche Literaturhinweise zur diesbezüglichen älteren Forschung finden sich bei Braune/Heidermanns 2004: §E4A.1a).

kale seit (proto-)ide. Zeit lässt sich also annehmen, dass die gegenseitige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für /i:/, /aɪ/ und /ɛɪ/, die positionsbedingt einander rezessiv beinhalten, relativ zu anderen Entwicklungsmöglichkeiten recht hoch war und vermutlich noch ist. Der Blick ins Engl. scheint dies zu bestätigen, immerhin wurde dort im Rahmen des Great Vowel Shifts unter anderem /i:/ über /ɛɪ/ zu /aɪ/ verschoben (vgl. Strang 1970: 172 u. 174), ein Wandel, der so schließlich auch vom Mhd. zum Nhd. geschah (vgl. etwa mhd. *swīn* und nhd. *Schwein* mit altengl. *swīn* und neuengl. *swine*).

Der Blick auf /aɔ̯/, /oɔ̯/ und /u:/ zeigt ein ähnliches Muster: Auch diese Laute weisen füreinander hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten auf, sodass man sie alle als unterschiedliche Werte desselben sprachlichen Elements begreifen kann. So findet sich die Diphthongierung von /u:/ zu /aɔ̯/ nicht nur vom Mhd. zum Nhd. (wie in mhd. *hūs* zu nhd. *Haus*), sondern auch im Engl. (vgl. altengl. *hūs* zu neuengl. *house*)<sup>331</sup> und der Wandel von /aɔ̯/ zu /oɔ̯/ bzw. /oɔ̯/ zu /aɔ̯/ ist innerhalb der Geschichte des deutschen Lautsystems seit (proto-)ide. Zeit erstaunlich oft zu beobachten (so etwa ein Zusammenfall von ide. /aɔ̯/ und /oɔ̯/ zu protogerm. /aɔ̯/, dann der Wandel von protogerm. /aɔ̯/ zu ahd. /oɔ̯/ (sofern nicht die Bedingungen der ahd. Monophthongierung zu /o:/ griffen) und zuletzt wiederum der Wandel von ahd. bzw. mhd. /oɔ̯/ zu nhd. /aɔ̯/)<sup>332</sup> (s. für einen Überblick über die Entwicklung des Vokalismus vom (Proto-)Ide. zum Nhd. etwa Bergmann et al. 2016: 70-84).

Überdies deutet die Tatsache, dass insbesondere die Veränderungen im Langvokal- bzw. Diphthongsystem des Deutschen vom Mhd. zum Nhd. und des Eng-

---

<sup>331</sup> Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass neben diesen Entwicklungsmöglichkeiten weitere bestehen – so zeigt es sich etwa bei norwegisch *hus* /hʌ:s/ (vgl. Bjørnskau 1978: 95); dieser Umstand erklärt wiederum, wieso nicht alle Langvokale bzw. Diphthonge im Deutschen und im Engl. dieselbe Entwicklung nahmen. Die Frage, ob man die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für /ʌ:/ anstatt /u:/ oder die für /aɔ̯/ anstatt /u:/ höher einzuschätzen hat, ist schwierig zu beantworten. Kriterium hierfür könnte entweder sein, welche der Entwicklungen in mehr germanischen Einzelsprachen geschah, wobei hierfür sprachtypologische Abgrenzungen nötig sind, die nicht immer eindeutig und zu gewissen Teilen stets willkürlich ausfallen. Auch wäre denkbar, die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit anhand der Sprecherzahl zu ermitteln, die einen Wandel angenommen hat, doch auch dies ist kaum ermittelbar und ließe sich – wenn überhaupt – nur anhand der Sprecherzahl von Dialekten oder Einzelsprachen, die den jeweiligen Wandel durchgeführt haben, ungefähr erheben, wobei wir erneut auf die Probleme der Sprachtypologie stoßen. Zudem sind stets der Kontext sowie phonologische Besonderheiten der jeweilig untersuchten Einzelsprache zu berücksichtigen.

<sup>332</sup> Man kann daher zumindest für (proto-)ide. \*/oɔ̯/ sogar von einem doppelten Auftreten des Allgemeinen Rezessivitätsmusters sprechen.

lischen vom Mittelengl. zum Neuengl. nicht nur hinsichtlich der Sache sehr ähnlich, sondern auch in zeitlicher Nähe zueinander verliefen,<sup>333</sup> darauf hin, dass umfangreiche rezessive Informationen innerhalb der jeweiligen Einzelsprache dafür verantwortlich waren; diese mögen – wie die bereits besprochenen mutmaßlichen bzw. vermeintlichen Spätfolgen des germ. Initial- bzw. Wurzelakzents – in der Zeit vor der Aufgliederung der westgermanischen Sprachen oder Dialekte ihre Wurzeln haben. Hierbei liegen überdies Kettenverschiebungen vor, die den Regeln gehorchen, wie sie etwa Labov erkannt und beschrieben hat (s. etwa Labov 1994: 113-291).<sup>334</sup> Dass der Arm rezessiver Information weit reichen kann,

---

<sup>333</sup> Vgl. für das Deutsche Reichmann/Wegera 1993: §L31f, wo wesentliche Elemente der Veränderungen des dt. Vokalsystems im Mittelalter und der Frühen Neuzeit auf die Zeit zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert datiert werden, und für das Englische Strang 1970: 171-174, wo wesentliche Elemente des „Great Vowel Shifts“ in die Zeit zwischen 1370 und 1570 datiert werden.

<sup>334</sup> Natürlich muss man sich bewusst machen, dass die hiesigen Beschreibungen einzelnsprachlicher Lautsysteme – sofern nicht explizit anders gekennzeichnet – stets von Standardvarietäten ausgehen. Es ergibt sich somit durchaus die Frage nach der Grenze verschiedener Strata und ob ein sprachliches Element in einer bestimmten Erscheinungsform tatsächlich zur Gänze als ausgelöscht oder gewandelt gelten kann. Wenn etwa mhd. *leffel* im Standarddeutschen der Gegenwart – durch eine in der Zwischenzeit erfolgte und konventionalisierte Rundung von /ɛ/ zu /œ/, die diesen Ausdruck betrifft (vgl. etwa Kluge 2011: 582) – als gegenwartsdeutsch *Löffel* auftritt, so darf man nicht vergessen, dass dialektal die Variante *Leffel* etwa im Pfälzischen weiterbesteht (vgl. Christmann et al. 1986: 1015-1017). Kann man daher für das gegenwartsdeutsche davon sprechen, dass der Ausdruck *Leffel* nicht existiert, also nicht lexikalisiert ist? Falls ja, wäre er sicher als primär rezessiv gespeichert anzusehen, da die Entrundung von *Löffel* zu *Leffel* (also /ɛ/ zu /œ/) durchaus eine Entwicklungsmöglichkeit ist, für die im Gegenwartsdeutschen alle Voraussetzungen bereits gegeben sind. Es sei an dieser Stelle vorgeschlagen, das sogenannte „Standarddeutsch“ als ein von einzelnen deutschen Dialekten wie dem Pfälzischen unterschiedliches Stratum bzw. eine davon unterschiedliche Kollektivebene zu behandeln und in diesem Sinne muss *Leffel* als nicht lexikalisiert, aber primär rezessiv im Sprachsystem verankert gelten. Zudem sei aber auch an die Ausführungen zu sogenannten Rückentlehnungen erinnert: Das Stratum des Pfälzischen kann somit als stratumsexterner Speicher des Standarddeutschen betrachtet werden, dass durch Sprachkontakt und Entlehnung *Leffel* der Standardvarietät zurückbringen könnte, auch ohne dass die dort lexikalisierte Form *Löffel* einer Entrundung anheimfallen müsste. Zuletzt ist zu beachten, dass im Rahmen des Rezessivitätsmodells zunächst jede einzelne Phänotypisierung für sich betrachtet wird. Ferner ist noch einmal darauf hinzuweisen, dass hierbei stets die Kollektivebene zu betrachten ist, die natürlich in Abhängigkeit zu Individualebenen steht, gewissermaßen also eine Abstraktion einer Summe aus Individualenen darstellt. Auf Individualebene kann *Leffel* ebenso konventionalisiert auftreten wie *Löffel*, zudem kann die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ersteres etwa bei einem Angehörigen der pfälzischen Sprachgemeinschaft gemeinhin als höher angenommen werden, aber durchaus dennoch *Löffel* bei derselben Person eine höhere

mag zudem der Umstand nahelegen, dass auch im Isländischen von altisl. zu neuisl. Zeit eine ähnlich umfangreiche Umgestaltung des Langvokal- und Diphthongsystems sowie auch im Bereich des quantitativen Systems erfolgte wie im Engl. und im Deutschen, die wiederum ungefähr zeitgleich dazu vonstattenging (vgl. Haugen 1976: 254-260). Allerdings sollte man die Implikation dessen nicht überbewerten, da rezessive Informationen, die für derartige Veränderungen verantwortlich sind, nicht nur vom Sprachsystem einer Einzelsprache abhängen, sondern – wie bereits dargelegt – auch vom menschlichen Artikulationsapparat, was der Möglichkeit entsprechender Wandel somit hinsichtlich bestimmter Aspekte womöglich annähernde Allgemeingültigkeit beschert<sup>335</sup> (noch einmal sei hierbei auf Labov 1994 verwiesen).<sup>336</sup>

In der germanistischen Forschung prägte Otto Höfler für derartige Entwicklungen, die nicht oder nicht ausreichend „durch kulturgeographische Beeinflussung erklärt werden können“ (Höfler 1956: 6), aber qualitativ sehr ähnlich bis identisch und „in voneinander nicht entscheidend abhängigen“ (Höfler 1956: 6) Regionen stattfinden, den Begriff der „spontane[n] Parallelentfaltung“ (Höfler 1956: 6). Schon Höfler erkannte also solche Parallelentwicklungen als nicht zufällig stattfindend an, blieb allerdings in seinen Erklärungsversuchen vage (sofern man in seiner Arbeit überhaupt Erklärungsansätze für besagte Erscheinung erkennen mag). Angesichts der zu seiner Zeit erst aufkommenden modernen In-

---

Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweisen, sobald sie mit einem Angehörigen eines anderen deutschen Dialekts kommuniziert.

<sup>335</sup> Der wissenschaftliche Nutzen der Kenntnis rezessiver Information muss daher von Fall zu Fall geprüft werden, um nicht Gefahr zu laufen, Arbeiten voller nichtssagender Allgemeinplätze zu produzieren. Dennoch ermöglicht das Modell sprachlicher Rezessivität einen neuen Zugang zu einer Vielzahl sprachhistorischer und sprachkomparatistischer Fragen und stellt nicht zuletzt auch einen informations- und systemtheoretischen Ansatz bereit, der zur Verknüpfung der Linguistik mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen geeignet ist.

<sup>336</sup> Man mag allgemein in der Kompetenz zur (artikulatorisch erklärbaren) Lautveränderung eine sprachliche Universalie erblicken, wenn man das möchte, und auch die Möglichkeit der Rezeption von Varianten muss als universal gelten, schon weil alle Menschen anatomisch und somit physikalisch bedingt andere Klangbilder produzieren und nur die Fähigkeit, nicht identische Klangbilder als jeweils gleichen Ausdruck oder gleichen Laut zu identifizieren, Grundvoraussetzung für das Gelingen sprachlicher Kommunikation ist (s. dazu ferner Pierrehumbert 2003: 184); und so wurde auch in der Vergangenheit schon die Frage gestellt, ob Lautwandel universalen Regeln folgen (s. etwa Labov 1994: 115f). Es erscheint aber aufgrund des diskursiv stark aufgeladenen und umstrittenen Terminus der sprachlichen *Universalie* sinnvoll, die Fähigkeit der Variantenproduktion und -rezeption schlicht als universale Kompetenz, die zur Funktion lautsprachlicher Kommunikation beim Menschen unabdingbar ist, und als nicht universales sprachliches Element zu begreifen.

formations- und Systemtheorie lässt sich ihm dies kaum vorwerfen; nichtsdestoweniger zeigt sich hieran, dass sich entsprechende informations- und systemtheoretische Modelle, wie das in dieser Arbeit vorgestellte, dazu eignen, Erklärungslücken vergangener Forschung zu füllen und gleichsam Theorien und Thesen, die bisher mitunter auf zwar begründeten, aber nicht in ihren Ursachen erklärten Annahmen beruhten, in ihrer wissenschaftlichen Wertigkeit nachträglich zu erhöhen.<sup>337</sup>

Neben Kettenverschiebungen sind für die Bestimmung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten auch Effekte interessant, die man als „Kettenreaktionen“ beschreiben könnte, wie das Beispiel der lautlichen Veränderungen, die von protogerm. \**þankjan*<sub>INF</sub> zu ahd. *denken*<sub>INF</sub> (nhd. *denken*) und protogerm. \**þank-ðō*<sub>1./3.SG.PST</sub> zu ahd. *dāhta*<sub>1./3.SG.PST</sub> (nhd. *dachte*) geführt haben, zeigt. So ist hinsichtlich des Infinitivs ein i-Umlaut des Wurzelvokals zu beobachten (/a/ zu /ε/, wobei letzteres für ersteres als primär rezessiv gespeicherte Alternative gelten kann, da alle Voraussetzungen für die Ersetzung eines /a/ durch ein /ε/, die im Ahd. auf phonologischer Ebene bestehen schon im Protogerm. gegeben waren), der durch

---

<sup>337</sup> So bietet das in dieser Arbeit vorgestellte Modell etwa auch eine argumentative Untermauerung der von ihm nicht begründeten Aussage Höflers, dass es, „[w]o keine Aufnahmebereitschaft und -möglichkeit besteh[e], [...] auch keine Beeinflussung und keine fruchtbare Aufnahme zu dauernder Gestaltung [gebe]“ (Höfler 1956: 6). Wie im Kapitel zu sprachlicher Rezessivität und Entlehnung (s. Kapitel 2.1.3) bereits deutlich wurde, wird auch in der vorliegenden Arbeit davon ausgegangen, dass eine – in den Worten Höflers – „Aufnahmebereitschaft“ Grundvoraussetzung für Entlehnungen ist – sei es auf lexikalischer, morphologischer, syntaktischer, lautlicher oder sonstiger Ebene von Sprache. Informations- und systemtheoretisch bietet das linguistische Rezessivitätsmodell jedoch Erklärungsansätze dafür. Zentral erscheint ohnehin nicht der Anspruch, mit dem Rezessivitätsmodell die bisherige Forschung in Frage zu stellen, sondern vielmehr den Weg zu einer tatsächlichen Informationslinguistik zu ebnen, die sich nicht länger auf das Beschreiben der Sprachoberfläche begnügt, von der aus thesenartige, doch in ihrer Substanz unerklärt bleibende Schlüsse gezogen werden; zudem soll Informationslinguistik eine Modellierbarkeit von Sprache erlauben, die formelhaft – ähnlich der Mathematik – möglich ist, aber zuletzt auch eine technische Umsetzung menschlicher Sprachsysteme ermöglicht, die bisher in der Computerlinguistik nur in ersten zarten Trieben zu beobachten ist. Dabei stellt insbesondere Software, die auf *Deep Learning* (also vielschichtigen künstlichen neuronalen Netzen, die besonders effektives maschinelles Lernen ermöglichen) beruht, einen Schritt in die hier skizzierte Richtung dar; allerdings sind die Erfolge computerlinguistischer Deep-Learning-Modelle bisher vor allem im Detail noch nicht hinreichend erklärbar und bis heute kann keines als einem Menschen qualitativ ebenbürtig sprachfähig bezeichnet werden. Dies ist einer der Gründe, weshalb es einer Informationslinguistik, die im engen Austausch mit Computer Science, Physik und biologischen Neurowissenschaften stehen muss, bedarf.

das /j/ der Nebensilbe zu begründen ist. Gemäß der bereits dargelegten funktionalen Aspekte des i-Umlauts, lässt sich also konstatieren, dass für /jan/, für das /ən/ als primär rezessive Alternative gelten kann, die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letztere Lautung sekundär steigt, wenn die primär rezessive Information /ε/ für das hiesige wurzelvokalische /a/ phänotypisiert wird, da dann die (inhaltsseitige und dabei konventionalisierte) Information des /j/ durch i-Umlaut auf den Wurzelvokal übertragen wurde und auch bei einer Abschwächung von /jan/ zu /ən/ erhalten bleibt. D.h., dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für /ən/ anstelle von /jan/ durch die Phänotypisierung des i-Umlautes (/a/ zu /ε/) gestiegen ist, sich die Phänotypisierung von letzterem also positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von ersterem auswirkt.

Hinsichtlich der Präterialformen zeigt sich, dass dort ebenfalls lautliche „Kettenreaktionen“ wirken. Doch im Unterschied zur Darstellung des Infinitivs ist dabei vor allem der Konsonantismus vom Protogerm. (protogerm. etwa \**pank-ðō*) zum Ahd. (ahd. *dāhta*) weitreichenden Veränderungen unterworfen: /k/ trifft auf einen Dental im Suffix und fällt dem sogenannten *Primärberührungseffekt* anheim, wandelt sich also zu /χ/ (man könnte diesbezüglich von kombinatorischer Allophonie sprechen); dies führt wiederum regelmäßig zum Schwund eines vorausgehenden Nasals, was wiederum regelmäßig zur Dehnung – und zwischenzeitlichen Nasalierung – des vorausgehenden /a/ geführt hat (vgl. Penzl 1969: 46f u. Penzl 1975: 67). Hinsichtlich der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten lässt sich dabei Folgendes feststellen: Die Möglichkeiten, dass (1.) protogerm. /k/ plötzlich als /χ/ erscheint, (2.) der Nasal protogerm. /n/ schwindet und (3.) der Vokal protogerm. /a/ zu /a:/ gedehnt wird, können bereits für das Protogerm. jeweils als primär rezessiv vorliegend gelten. Die „Kettenreaktion“ lässt sich wie folgt beschreiben: Das direkte Zusammentreffen von /k/ auf den nachfolgenden Dental des Präterialsuffixes erhöht die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des (üblichen) /k/ als /χ/ in dieser Position massiv, im Protogerm. kam es bei derartigen Konstellationen regelmäßig zum Primärberührungseffekt. Die Phänotypisierung von /k/ als /χ/ bewirkt wiederum eine Steigerung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für den Schwund des /n/ (auch der Nasalschwund trat vor /χ/ regelmäßig auf). Zuletzt geht der Schwund des /n/ wiederum mit einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Dehnung des kurzen Wurzelvokals /a/ zu /a:/ einher.

Da Lautgesetze bekanntlich nicht uneingeschränkt zu jeder Zeit, an jedem Ort und in jedem Kontext gelten, sind diese Vorgänge nicht als Notwendigkeiten,



sondern als Wahrscheinlichkeiten zu beschreiben – und genau das leistet das Modell sprachlicher Rezessivität.<sup>338</sup>

Nicht näher wird hier auf Suprasegmentalia eingegangen; dennoch sei zumindest darauf hingewiesen, dass insbesondere Phänomene wie (vor allem externer) Sandhi oder das Auftreten von Svarabhakti (Sprossvokalen) in Silbensprachen, die mindestens intersegmental oder – insbesondere bei der typologischen Einstufung als Silbensprache – auch explizit suprasegmental erklärt werden können (vgl. diesbezüglich zu Sandhi etwa Andersen 1986: 1f u. 6f sowie zu Svarabhakti in Silbensprachen und der Typologie von Silbensprachen im Allgemeinen Nübling/Schrambke 2004: 281-285), ebenfalls als Phänotypisierungen von (zuvor rezessiv im jeweiligen Einzelsprachsystem gespeicherten) Informationen bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten interpretiert werden müssen; dabei ist die jeweilige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit nicht nur von der direkten lautlichen Umgebung – also im Falle von Svarabhakti dem unmittelbar vorausgehenden und unmittelbar folgendem Laut oder der unmittelbaren silbischen Umgebung – abhängig, sondern auch von Faktoren wie Intonation oder Satzmelodie; so kann das Auftreten von Sandhi mitunter gar von Regeln des Sprachrhythmus abhängen (vgl. Andersen 1986: 2).

### **2.2.3 – Zusammenfassung: Die rezessive Speicherkapazität phonologischer Systeme und ihrer Elemente sowie die Konsequenzen für das linguistische Rezessivitätsmodell**

Wir haben durch die Betrachtung phonologischer Fragestellungen und eingedenk der bisherigen Forschung etwa im Bereich der probabilistischen Linguistik weitere Einblicke in die Organisation rezessiver Information in Sprache erlangt. Zunächst sind diese Einblicke speziell phonologischer Natur, wie etwa die Erkenntnis, dass ein bestimmtes und konventionalisiertes Phonem sich mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten zu einem anderen Phonem wandeln wird (bzw. dass dann weniger eine Wandlung als vielmehr eine andere Phänotypisierungsmöglichkeit vorliegt) oder dass diesbezüglich auch Veränderungen in der lautlichen Umgebung Veränderungen der jeweiligen Entwicklungs- bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten nach sich ziehen. Allerdings lassen sich auch daraus allgemeine Erkenntnisse hinsichtlich Rezessivität in Sprache ableiten: So

---

<sup>338</sup> Dabei folge ich erneut der von Lass (1980) formulierten Einschätzung, dass Sprachwandel von Möglichkeiten und eben nicht von einzelnen unumgänglichen Notwendigkeiten geprägt ist (vgl. Lass 1980: 131).

ist – wie es letztlich bereits aus den vorherigen Kapiteln hervorgeht – die Wahrscheinlichkeit, dass ein Ausdruck mit einem bestimmten neuen Inhalt zu einer neuen lexikalischen Einheit verknüpft wird, etwa abhängig davon, in welchen lexikalischen Einheiten der entsprechende Ausdruck bisher auftrat: Auch hierbei ist eine Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für künftige Phänotypisierungen und Systementwicklungen festzustellen.

Die phonologischen Untersuchungen haben unterschiedliche Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten etwa anhand Vergleichen von Entwicklungen in miteinander verwandten Sprachen deutlich zum Ausdruck gebracht und die Anwendung des Rezessivitätsmodells exemplarisch veranschaulicht. Wichtig erscheint es jedoch, den Unterschied zwischen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit und primärer, sekundärer (usw.) Rezessivität noch einmal herauszustellen: Die Abstufung der Rezessivität nach Graden macht lediglich eine Aussage darüber, ob eine Phänotypisierung mutmaßlich direkt erfolgen kann oder ob dazu noch Zwischenschritte nötig sind.<sup>339</sup> Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ist davon prinzipiell unabhängig: Zwar mag man gemeinhin die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit sekundär rezessiver Information als niedriger einstufen als die primärer oder gar 0-gradiger, doch wenn die Wahrscheinlichkeit einer Übertragung sekundär rezessiver Informationen in den Zustand primärer Rezessivität und eine anschließende Phänotypisierung selbiger insgesamt höher ist als die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter, von Beginn der Beobachtung an primär rezessiver Informationen, so zeigt sich, dass sekundär rezessive Information durchaus eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweisen kann als primär rezessive Information (dennoch ist zur tatsächlichen Phänotypisierung definitionsgemäß ein Zustand primärer oder 0-gradiger Rezessivität nötig, der bei zu Beginn der Beobachtung sekundär rezessiver Information erst noch hergestellt werden muss).

Insbesondere das Beispiel lautlicher Kettenreaktion bei der Entwicklung von protogerm. \**þank-ǫð* zu ahd. *dāhta* (also hinsichtlich des Primärberührungseffekts, dem Nasalschwund und schließlich Ersatzdehnung folgten) veranschaulicht die zusammenwirkenden Effekte, die bei der Determination von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten zu berücksichtigen sein können. Allerdings sind

---

<sup>339</sup> Rezessive Informationen in Sprache sind insofern stets phänotypisch nicht wahrnehmbare Informationen. Außerhalb der Betrachtung einer tatsächlichen Realisierung eines entsprechenden sprachlichen Elements – wie eines Phonems innerhalb eines Wortes – sind daher alle Möglichkeiten der Gestalt, in der das entsprechende Element im jeweiligen Kontext phänotypisiert werden könnte, als rezessive Information zu verstehen; bei der Betrachtung einer Phänotypisierung müssen hingegen alle Möglichkeiten, die nicht im Rahmen dieser Phänotypisierung phänotypisiert wurden, als rezessiv gelten.

die relevanten Parameter je nach Untersuchungsgegenstand neu herauszuarbeiten: So ist etwa die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. *Köter* zum Zwecke eines sprachlichen Verweises auf einen Dackel beispielsweise wohl dann als höher einzuschätzen, wenn die Person, die einen Ausdruck für das in der realen Welt existierende Tier sucht, von einem Dackel gebissen wurde oder sich durch dessen Bellen genervt gefühlt hat, als wenn die Person einer anderen berichtet, dass sie sich überlegt, sich einen Dackel anzuschaffen (in letzterem Fall wäre wohl die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von dt. *Dackel* oder dt. *Hund* höher). Ebenso mag eine Person, die in einem Haushalt aufgewachsen ist, in dem badischer Dialekt gesprochen wurde, eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für den Ausdruck badisch *Weck* als für standarddt. *Brötchen* aufweisen, wenn sie mit ihren Eltern spricht, aber bei Gesprächen mit dem aus Hannover stammenden Vorgesetzten kann sich dies genau umgekehrt verhalten. Sowohl bei dem Beispiel des Dackels als auch bei dem des Brötchens sind die jeweils feststellbaren Unterschiede der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter Ausdrücke konnotativ oder zuletzt situativ bedingt<sup>340</sup> – auch derartige Parameter müssen also berücksichtigt werden.

Die wohl interessanteste Erkenntnis, die sich aber aus den Beobachtungen zur Phonologie ableiten lässt, ist folgende: Wenn wir erkannt haben, dass jeder Laut eines Ausdrucks von einem Moment der Phänotypisierung des Ausdrucks zum nächsten eine Vielzahl von (primär oder o-gradig rezessiven) Entwicklungsmöglichkeiten aufweist,<sup>341</sup> von denen Kontinuität nur eine ist, so bedeutet dies, dass wir nie genau wissen können, in welcher Form ein Ausdruck das nächste Mal phänotypisiert werden wird. Dieses Phänomen beschränkt sich aber nicht nur auf Lautgestalten, sondern lässt sich gleichsam auf Ausdrücke als Teile lexikalischer Einheiten übertragen und die Frage, mit welcher Wahrscheinlichkeit

---

<sup>340</sup> Es soll hier keineswegs der Eindruck entstehen, dt. *Köter* und dt. *Hund* würden hier als synonym verstanden; der Unterschied – insbesondere hinsichtlich des Konnotats – ist hier durchaus von Relevanz. Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, die wir bei Lautwandeln sehr systemisch kennengelernt haben, betrifft hier ganz konkret Selektionsprozesse für Ausdrücke (und zuletzt den damit konventionell verknüpften inhaltsseitigen Informationen) in der menschlichen Kognition bzw. durch selbige. Ebenso ist die Bedienung unterschiedlicher Varietäten und sprachlicher Register, wie sie sich am „*Weck-Brötchen-Beispiel*“ zeigt, ein Forschungsgebiet, auf dem die Analyse von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten auch Möglichkeiten von Gesprächsverläufen modellieren könnte.

<sup>341</sup> Die Tatsache, dass es zusätzlich dazu auch noch sekundär, tertiär (usw.) gespeicherte Entwicklungsmöglichkeiten gibt, können wir hierbei schon ausblenden.

bei der nächsten Phänotypisierung eine bestimmte Bedeutung mit einem jeweiligen Ausdruck verknüpft auftritt.<sup>342</sup> Schon die Möglichkeit der Metaphorik macht deutlich, dass wir nie zu wissen vermögen, ob etwa der Ausdruck dt. *Waschlappen* als nächstes mit der Bedeutung ‚Lappen, der zur Körperpflege gebraucht werden kann‘ auftritt oder nicht (er könnte auch metaphorisch auf eine verschüchterte, nicht mutige Person bezogen sein); ähnlich verhält es sich auch mit dt. *Kaffeekanne*, obgleich man vielleicht annehmen möchte, dass der Ausdruck und die konventionell mit ihm verbundene Bedeutung ‚Gefäß, in dem Kaffee aufbewahrt wird‘ weniger Gelegenheit zur metaphorischen Übertragung bietet als dt. *Waschlappen* – das Entscheidende ist jedoch, dass die Möglichkeit generell durchaus besteht.

Die These muss daher lauten: Jedes sprachliches Element weist neben Kontinuität (und Schwund) mindestens eine weitere, alternative Möglichkeit auf, in der es phänotypisiert werden kann. Unabhängig davon, wie hoch die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten sind bzw. wie groß die diesbezüglichen Unterschiede auch ausfallen mögen, kann – zumindest angesichts unseres bisherigen Wissens und Vermögens – nie eine sichere Feststellung erfolgen, in welcher Gestalt ein sprachliches Element bei seiner nächsten Phänotypisierung tatsächlich erscheint; es lassen sich lediglich individuelle Wahrscheinlichkeitsverteilungen für die unterschiedlichen Erscheinungs- bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten angeben.<sup>343</sup> So können wir – wie gesehen – behaupten, dass die Wahrscheinlichkeit, dass der Diphthong /aʊ/ in dt. *Haus* bei der nächsten Phänotypisierung wieder /aɔ/ lautet, recht hoch ist und dass die Wahrscheinlichkeit, dass er sich zu /oɔ/ wandelt wohl höher ausfällt als die, dass er als /jə/ erscheint. Eine sichere Aussage, lässt sich jedoch unmöglich treffen, denn für keine der Alternativen ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit 100%, zumindest dann nicht, wenn keine konkrete Phänotypisierungssituation samt aller relevanten Parameter bekannt ist, die untersucht wird.<sup>344</sup>

---

<sup>342</sup> Natürlich ist die Übertragung dieser Feststellung auch auf morphologischer Ebene und – wie sich später noch zeigen wird – ebenso auf syntaktischer Ebene möglich; sie kann daher mutmaßlich auf das gesamte System „Sprache“ angewandt werden.

<sup>343</sup> Siehe dazu etwa auch die Ausführungen von Pierrehumbert (2003) zu Variablen und deren Wahrscheinlichkeitsverteilungen in Sprache (s. etwa Pierrehumbert 2003: 178).

<sup>344</sup> Es sei angemerkt, dass hier stets davon ausgegangen wird, dass überhaupt eine (weitere) Phänotypisierung stattfindet, d.h. die absolute Summe der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten aller Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements beträgt 100%. Zusätzlich ist jedoch zu beachten, dass neben der Phänotypisierung auch der vollständige Schwund bzw. das Nicht-Auftreten eines sprachlichen Elements prinzipiell denkbar ist; dessen Auftrittswahrscheinlichkeit ist dementsprechend der Summe der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten gegenüberzustellen, wobei hierbei eine Addition von beidem wiederum 100% ergibt: Entweder es kommt

Eine Phänotypisierung erfolgt immer auf Individualebene.<sup>345</sup> Die soeben dargelegte These kann daher etwa folgendermaßen angewandt werden: Ein Individuum der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen äußert den Ausdruck dt. *Haus* zur lexikalischen Einheit dt. *Haus* ‚Haus, Gebäude‘ lautlich als [haʊ̯s]. Die Wahrscheinlichkeit, dass er beim nächsten Mal, wenn er sprachlich auf das Verweisobjekt referieren möchte, wieder [haʊ̯s] sagt, ist situationsabhängig (es könnte auch der Ausdruck dt. *Bruchbude* gebraucht werden); ebenso sind lautlich Varianten wie [hoʊ̯s], [χaʊ̯s] oder gar [hjəs] möglich.<sup>346</sup> Für all diese Alternativen können wir unter Umständen abstuftend Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten angeben, eine sichere Vorhersage bleibt jedoch unmöglich.<sup>347</sup>

Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die Lautung [haʊ̯s] mag dabei am höchsten sein, weil das Individuum hierbei innerhalb der Sprachgemeinschaft, in der er sich bewegt, auf eine Konvention, die die Kollektivebene betrifft und die es infolge von Synchronisierungsprozessen als Image in sich trägt, bauen kann: Will es von anderen Individuen, die ebenfalls der Sprachgemeinschaft des

---

irgendwann zu einer neuerlichen Phänotypisierung eines sprachlichen Elements oder eben nicht.

<sup>345</sup> Andernfalls müsste das Kollektiv in seiner Gesamtheit (also etwa eine ganze Sprachgemeinschaft) zeitgleich und gemeinsam ein sprachliches Element phänotypisieren.

<sup>346</sup> Denkbar ist auch, Fremdsprachenkenntnisse in das Modell zu integrieren. So wäre die Wahrscheinlichkeit, dass ein Muttersprachler des Deutschen, wenn er über die entsprechende sprachliche Information des Französischen verfügt, in einer Kommunikationssituation mit einem Muttersprachler des Französischen für ‚Haus‘ den Ausdruck frz. *maison* phänotypisiert, womöglich höher als die für eine Phänotypisierung von dt. *Haus*.

<sup>347</sup> Ziehen wir ergänzend noch einmal dt. *Maus* zur Veranschaulichung heran: Je nach Kontext muss die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Ausdruck mit der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ oder eben ‚Computermaus‘ phänotypisiert wird, unterschiedlich hoch eingeschätzt werden, wobei beide Bedeutungen, da sie als in der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen konventionalisiert gelten können, grundsätzlich über sehr hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten verfügen. Die Bedeutung ‚Computermaus‘ muss zudem vor ihrer erstmaligen Phänotypisierung, wie schon ausführlich gezeigt wurde, als (primär) rezessiv vorgelegen betrachtet werden, da eine auf Merkmalsvergleich fußende metaphorische Übertragung auf ein Objekt wie eine Computermaus möglich gewesen wäre, d.h. diese Bedeutung hätte jederzeit phänotypisiert werden können (freilich auf einer abstrakteren Ebene zur Bezeichnung eines Gegenstands mit Merkmalen, wie sie eine tierische Maus aufweist), wenn es dafür einen Grund gegeben hätte, welcher aufgrund des langen Fehlens eines entsprechenden Referenzobjekts gewöhnlich nicht gegeben war. So muss die Erfindung und das zunehmende Auftreten von Computermäusen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Faktor der Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von dt. *Maus* ‚Computermaus‘ (bzw. der abstrahierten, merkmalsvergleichenden Bedeutung) verstanden werden.

Gegenwartsdeutschen angehören oder sich darin etwa als Zweitsprachler bewegen, verstanden werden, ist eine konventionalisierte Form, von der es annehmen kann, dass sie sein entsprechender Kommunikationspartner höchstwahrscheinlich versteht, die wohl beste Phänotypisierungsmöglichkeit im Sinne des Gelingens des kommunikativen Akts.

Es sollte bereits deutlich geworden sein, dass Phänotypisierungsmöglichkeiten eines bestimmten sprachlichen Elements und deren jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten – neben situativen und kontextualen Aspekten im Zusammenhang einer neuerlichen Phänotypisierung – insbesondere von etwaigen früheren Phänotypisierungen abhängen. Was aber ist unter einer „früheren Phänotypisierung“ genau zu verstehen? Auch hier muss zunächst die Individualebene betrachtet werden, da von dieser – wie soeben dargelegt – jedwede Phänotypisierung eines sprachlichen Elements ausgeht. Daraus ergibt sich, dass die Phänotypisierungsmöglichkeiten und entsprechenden Wahrscheinlichkeiten für die Gestalt künftiger Phänotypisierungen davon abhängig sind, welche Gestalt Phänotypisierungen des entsprechenden Elements innehatten, die ein jeweiliges Individuum in der Vergangenheit wahrgenommen (d.h. „gemessen“) bzw. phänotypisiert hat, wobei auch situative und kontextuelle Aspekte mit einzubeziehen sind; all dies determiniert natürlich auch die Vorstellung des Individuums von einer möglichen Konvention hinsichtlich des betreffenden sprachlichen Elements in der jeweiligen Sprachgemeinschaft.<sup>348</sup>

Für die Forschung im Bereich sprachlicher Rezessivität ergibt sich daraus die Notwendigkeit eines ähnlichen Kompromisses, wie ihn die Lexikografie eingehen muss: Wie Lexikografen etwa zur Beschreibung von Bedeutungen der von ihnen untersuchten und zusammengestellten Wörter unmöglich alle in einer Sprachgemeinschaft nachweisbaren Belege auswerten und nicht jede Bedeutung, wenn sie etwa nur einmal für den Sprachgebrauch eines Individuums bezeugt ist, aufnehmen können – gerade angesichts der enormen Datenmenge der Gegenwart –, so ist dies natürlich auch bei der Erforschung von Phänotypisierungs-

---

<sup>348</sup> Die Theorie sprachlicher Rezessivität verdeutlicht hierbei also schon beim Vorliegen von zwei (oder gar mehr) nicht zeitgleich stattfindenden Phänotypisierungen eines sprachlichen Elements die enorme Bedeutung des Parameters *Zeit* auch für die Linguistik, der insbesondere bei Auseinandersetzungen „synchroner“ Art mit Gegenwartssprachen oft vernachlässigt wird und mitunter gar ohne Einbußen hinsichtlich der jeweiligen Zielsetzung einer Untersuchung vernachlässigt werden kann; dennoch ist auch bei der Betrachtung „kleiner Forschungsräume“ wie dem Sprechverhalten eines bestimmten Individuums oder eines Diskurses, der nur wenige Minuten oder Stunden dauert, die *Zeit* ein Parameter, der berücksichtigt und auf seine jeweilige Relevanz geprüft werden sollte.

möglichkeiten nicht möglich. Lexikografen werten letztlich tatsächliche Phänotypisierungen aus, messen sie dabei also, und stellen eine Menge mehr oder weniger „üblicher“, d.h. konventionalisierter Bedeutungen zusammen, formen also eine Art „Kompromissmenge“. Ebenso wird man unmöglich alle Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements erfassen können, die auf den zahlreichen Individualebenen einer Sprachgemeinschaft existieren mögen, denn diese Möglichkeiten hängen ja von vorherigen, tatsächlich erfolgten Phänotypisierungen ab (also unter anderem von dem Material, mit dem etwa Lexikografen arbeiten); auch hier wird man sich somit mit einer „Kompromiss-Menge“ begnügen müssen oder aber einen bestimmten Einzelfall untersuchen und dann nur diesen möglichst umfassend beschreiben können.

Die Konsequenz aus diesen Erkenntnissen um die in der Regel bestehende Vielfalt an Phänotypisierungsmöglichkeiten für ein bestimmtes sprachliches Element ist die Feststellung, dass sprachliche Elemente außerhalb einer konkreten Phänotypisierung bzw. konkreten Messung einer bestimmten Phänotypisierung in ihrer Gestalt nicht als stabil gelten können.<sup>349</sup> Dieser Gedanke wird im folgenden Kapitel, das weiter über phonologische Fragen hinausgreift, vertieft.

Die Instabilität von phonologischer Information als sprachliches Element erlaubt zudem Rückschlüsse auf das Wirken von systematischen Lautwandeln wie etwa von westgermanisch /t/ zu ahd. /ts/ im Rahmen der Hochdeutschen(/Zwei-

---

<sup>349</sup> Systemtheoretisch Interessierte mögen hierbei eine Verbindung zu Luhmanns Arbeiten entdecken: Dieser spricht etwa von der „Instabilität des Sinnes“ (Luhmann 1987: 100) und davon, dass „Sinn [ein] laufendes Aktualisieren von Möglichkeiten“ (Luhmann 1987: 100) sei. Ohne näher auf Luhmanns Verständnis von *Sinn* eingehen zu müssen, wird hierbei ersichtlich, dass Luhmann ebenfalls davon ausgeht, dass verschiedene Möglichkeiten, wie etwas – hier der Sinn – sein kann, von ihren Aktualisierungen abhängen und somit wandelbar sind. Dabei ist Luhmanns Terminus *Aktualisierung* mit dem der *Phänotypisierung* in der vorliegenden Arbeit zu identifizieren, obgleich letzterer dahingehend verteidigt sei, als dass dieser die Wahrnehmbarkeit unterstreicht, die naturwissenschaftlich betrachtet einer Messbarkeit gleichkommt und für uns von entscheidender Bedeutung ist, zumal durch diesen Ausdruck eine Brücke zur Biologie geschlagen wird, aus der Sprache als Begleiterscheinung der Evolution des Menschen – d.h. mindestens der Art *Homo sapiens* im Speziellen, aber möglicherweise gar des ganzen Gattung *Homo* (s. dazu etwa MacLarnon 2012) – unmöglich als herausgelöst zu betrachten ist. Nicht eindeutig geht aus Luhmanns Ausführungen hervor, ob er die Instabilität des Sinns bloß in dessen Wandelbarkeit sieht und sie somit dem Sinn allgemeingültig zuschreibt oder eine vorübergehende Stabilität von Sinn im Zustand der Aktualisierung annimmt (was zu vermuten ist). Letztere Position wird analog in dieser Arbeit vertreten, d.h. wir möchten davon ausgehen, dass ein sprachliches Element im Zustand der Phänotypisierung – aber nur in diesem Zustand – als stabil gelten kann.

ten) Lautverschiebung: Wenn ein derartiger Wandel erst einmal vonstattengegangen ist, d.h. ein Mensch /ts/ statt /t/ etwa im Anlaut eines bestimmten Wortes (z.B. ahd. *zīt*) verwendet, weil die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ersteres in seinem sprachlichen System höher ist, so erhöht sich auch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Form wie ahd. *zunga*. So können sich rasch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten derart verändern, dass der Lautwandel schließlich konsequent vollzogen wird (und offenbar auch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten anderer ursprünglicher Tenues als Affrikaten im Anlaut (wie westgermanisch /p/ zu ahd. /pf/) miterhöht). Auf diese Weise können sich Lautwandel rasch innerhalb eines sprachlichen Systems auf Individualebene ausbreiten und von dort – mittels Synchronisierungsprozessen – auch auf eine ganze Sprachgemeinschaft ausbreiten.



### 2.3 – Superposition in Sprache? Die Frage nach dem, was ist (und wie es ist)

Was ist nun genau damit gemeint, wenn im vorigen Kapitel abschließend erklärt wird, sprachliche Elemente könnten außerhalb einer konkreten Phänotypisierung bzw. konkreten Messung einer bestimmten Phänotypisierung in ihrer Gestalt nicht als stabil gelten?

Wenn sprachliche Elemente in ihrer Gestalt nicht stabil sind, meint dies, dass ihre Gestalt vielmehr nichts anderes als die Menge an Möglichkeiten darstellt, die aufgrund vorliegender 0-gradig oder primär rezessiver Informationen jederzeit phänotypisiert werden können,<sup>350</sup> und zwar in dem Verhältnis, in dem diese Möglichkeiten aufgrund ihrer jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten zueinander stehen; in Anlehnung an einen Terminus aus der Quantenmechanik könnte man hierbei von *Superposition* sprechen und zwar in dem Sinne, dass behauptet werden kann, dass ein beliebiges sprachliches Element außerhalb eines konkreten, beobacht- bzw. messbaren Auftretens im Phänotyp der Sprache parallel alle Zustände, d.h. Möglichkeiten, in denen es phänotypisiert werden kann, aufweist oder aufzuweisen scheint.<sup>351</sup>

Man kann sich also ein beliebiges sprachliches Element – wie etwa ein Phonem, ein Morphem oder ein Lexem –<sup>352</sup> hinsichtlich seiner Gestalt bzw., mathe-

---

<sup>350</sup> Neben dieser engeren Betrachtung sind in einem weiteren Sinne natürlich auch Informationen anderer Rezessivitätsgrade als des 0-gradigen oder primären als Teil der Gestalt eines sprachlichen Elements zu verstehen.

<sup>351</sup> In der Quantenmechanik beschreibt *Superposition* – vereinfacht gesagt – den Umstand, dass ein quantenmechanisches System, das mehrere Zustände zulässt, immer eine Überlagerung dieser Zustände einnimmt, solange keine Messung durchgeführt wird (im Falle einer Messung kollabiert die Überlagerung und nur ein einziger Zustand wird realisiert) (vgl. Kilian/Weber 2000: 223).

<sup>352</sup> Definitivisch wollen wir ein *sprachliches Element* als Grundeinheit einer sprachlichen Kategorie im Sinne eines Elements eines sprachlichen Systems verstehen. Im Zusammenhang mit unseren Betrachtungen der Systemtheorie in der Einleitung dieser Arbeit, auf die und die dabei heranzitierte Literatur hiermit verwiesen sei, haben wir gesehen, dass ein System aus Elementen und den Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, sowie den Eigenschaften, die den Elementen innewohnen, besteht. Ein sprachliches Element ist somit Teil des Sprachsystems und Teil von dessen Konstitution. Je nach Untersuchungsinteresse kann ein sprachliches Element etwa ein Phonem im Allgemeinen oder ein Lexem im Allgemeinen sein, aber auch ein ganz bestimmtes Phonem oder ein Lexem, definiert durch dessen Eigenschaften und/oder relationaler Verbindung zu anderen sprachlichen Elementen. Aufgrund der bilateralen Gestalt sprachlicher Zeichen ist jeweils zu prüfen, ob das gesamte Zeichen (etwa eine lexikalischen Einheit) oder lediglich deren Ausdrucks- oder Inhaltsseite oder gar

matisch formuliert, seines Werts<sup>353</sup> als Variable<sup>354</sup> vorstellen, die erst im Falle eines Auftretens des Elements im Phänotyp nach einer bestimmten, festen Realisierung (d.h. Phänotypisierungsform) verlangt<sup>355</sup> – hier bewegen wir uns also

---

nur ein einzelner Aspekt der Inhaltsseite (etwa das Denotat oder ein Merkmal) als sprachliches Element zu gelten hat.

<sup>353</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass die Verwendung des Ausdrucks *Wert* hier nicht mit *Wert* bzw. *Valeur* nach de Saussure zu verwechseln ist; *Wert* im Sinne des linguistischen Rezessivitätsmodells meint die Gestalt eines sprachlichen Elements an sich, wogegen de Saussure dessen Relation zu anderen Elementen im Sprachsystem betont (vgl. dazu Saussure 2001: 94f u. 131-143, aber auch Linke et al. 2004: 36f). Natürlich kann die Gestalt eines sprachlichen Elements durchaus als von anderen sprachlichen Elementen, mit denen es in Relation steht, abhängig betrachtet werden: Die im Zuge einer Phänotypisierung phänotypisierten Informationen (die zusammen genommen eine Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements bilden) konstituieren sich unter anderem in Relation zu anderen sprachlichen Elementen, die im jeweiligen Kontext phänotypisiert wurden, aber auch in Relationen zu anderen sprachlichen Elementen, die sie in Gestalt zweigliedriger semantischer Relationen in sich tragen können (so kann die Relation von ‚Rinde‘ zu ‚Baum‘ auch dann Teil einer Phänotypisierung von dt. *Rinde* sein, wenn dt. *Baum* im Kontext gar nicht auftritt). Insofern bestehen Parallelen zwischen de Saussures *Valeur* und dem hier verwendeten Terminus *Wert*. Nichtsdestoweniger begreift das linguistische Rezessivitätsmodell den Wert eines sprachlichen Zeichens außerhalb einer Phänotypisierung als nicht stabil bzw. geht von Superposition aller möglichen Werte, die durch Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten repräsentiert werden aus (man könnte gewissermaßen von einer Erweiterung oder Modifizierung des *Wert*-Begriffs von de Saussure sprechen). Zu berücksichtigen ist auch hierbei, dass Phänotypisierungen nur auf der Individualenebene stattfinden können; außerhalb einer Phänotypisierung lässt sich der Wert eines sprachlichen Elements somit zumindest theoretisch je nach Perspektivenwahl und Zielsetzung auf Individual-, aber auch auf Kollektivebene beschreiben.

<sup>354</sup> Es sei hierbei auch an die bereits in der Einleitung besprochenen Ausführungen zu „Variablen“ bei Norma Mendoza-Denton et al. (2003) erinnert, die – ähnlich wie es im Folgenden auch hier getan wird – eine Variable als Repräsentant der bestehenden Möglichkeiten, dasselbe bzw. etwas sehr Ähnliches auszudrücken, versteht (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 100); ferner ist auch Janet Pierrehumberts (2003) Ansatz, die Lautgestalt eines Wortes als Abstraktion bestehend aus Variablen, deren Realisierungsmöglichkeiten (bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten) über bestimmte Wahrscheinlichkeitsverteilungen verfügen, zu begreifen (vgl. Pierrehumbert 178f), in die folgende Definition von *Variable*, die in Anpassung an spezifische Erfordernisse und die übrige Terminologie des linguistischen Rezessivitätsmodells erfolgt, eingeflossen.

<sup>355</sup> Wir werden in den weiteren Ausführungen noch sehen, dass unter bestimmten Umständen – etwa bei der Wahrnehmung mehrerer Bedeutungsmöglichkeiten eines ambigen sprachlichen Zeichens – auch im Rahmen einer Phänotypisierung Superposition vorliegen kann; außerhalb einer Phänotypisierung liegt diese jedoch immer vor. Ferner ist darauf hinzuweisen, dass nicht nur sprachliche Elemente, die ein vollständiges bilaterales Zeichen darstellen, außerhalb von Phänotypisierungen unbestimmt sind. Dies ist damit zu begründen, dass auch bloße inhaltsseitige Informationen (wie

auf der von de Saussure vorgenommen Unterscheidung von *langue* (gewissermaßen der Variablen) und *parole* (gewissermaßen der festen Realisierung in konkreter Phänotypisierungssituation) (s. dazu etwa Saussure 2001: 13-18).<sup>356</sup>

Für jede Variable als Wert eines sprachlichen Elements gibt es eine Vielzahl an Möglichkeiten, in deren Form sie realisiert bzw. phänotypisiert werden kann. Die Möglichkeiten und vor allem ihre jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten hängen wiederum von einer Vielzahl an Faktoren wie etwa Phänotypisierungssituation und -kontext, insbesondere auch die das betreffende sprachliche Element umgebenden sprachlichen Elemente und deren phänotypisierte Gestalt ab. Für ein sprachliches Element gilt also, dass es sich hinsichtlich seines Werts außerhalb einer konkreten Realisierung bzw. Phänotypisierung als Variable darstellt, für die ein Zustand der Superposition gilt: Mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten – genauer: alle, die das jeweilige sprachliche Element an der (räumlichen wie zeitlichen) Stelle seines (rein genotypischen) Erscheinens aufweist – superponieren miteinander, liegen also parallel vor oder scheinen dies zumindest zu tun, da keine einzelne Phänotypisierungsmöglichkeit als die anderen verdrängend (bzw. dominierend) auszumachen ist, ja noch nicht einmal mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten gemeinsam andere verdrängen (bzw. dominieren); alle erscheinen als gleichwertig, allein in ihrer jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit können relevante Unterschiede verborgen sein.<sup>357</sup>

---

ein Denotat, von dem wiederum weitere Informationen wie etwa Merkmale abhängen bzw. in Wechselbeziehung zum Denotat stehen) im Kontext einer Phänotypisierung durch die sprachlichen Zeichen, mit denen es gemeinsam auftritt, näher bestimmt werden, also aufgrund der Arbitrarität sprachlicher Zeichen nicht als einem Ausdruck stabil, d.h. unveränderlich und abdingbar zugeordnet gelten können. Die Betrachtung einer Bedeutung in Abhängigkeit von einem ihr zugeordneten Ausdruck ist daher als praxisfern zu beurteilen und stellt künstlich eine Stabilität her, die außerhalb von Phänotypisierungen nicht gegeben ist bzw. stellt ihrerseits eine Phänotypisierung dar, die Stabilität schafft. Da etwa die lautliche Umgebung, in der ein lautlicher Ausdruck auftritt, diesen ebenso in seiner Gestalt beeinflussen kann (man denke an Sandhi oder Umlaute), kann auch ein bloßer Ausdruck außerhalb einer Phänotypisierung nicht als stabil betrachtet werden (unterschiedliche Schreibweisen eines gleichen schriftlichen Ausdrucks durch denselben Schreiber im selben Text bezeugen diese Instabilität ebenfalls im Bereich der Graphematik).

<sup>356</sup> Da die *langue* bei de Saussure jedoch ein System bezeichnet, das gewissermaßen als „Norm“ nur ausgehend von Betrachtungen der *parole* formuliert werden kann, trifft die Behauptung, die Variable wäre Teil der *langue*, nur dann zu, wenn man eben auch jene Phänotypisierungsmöglichkeiten miteinbezieht, die sich in der *parole* (bisher) nicht nachweisen lassen (so etwa die primär rezessiven) (es müssen dabei also alle jeweiligen Phänotypisierungsmöglichkeiten beachtet werden).

<sup>357</sup> In diesem Sinne wären Phänotypisierungsmöglichkeiten (und zuletzt auch Entwicklungsmöglichkeiten) wie [haʏs], [hoʏs], [χaʏs] und [hʏas] für ein sprachliches Element, das bei seiner letzten Phänotypisierung als [haʏs] vorlag, wenn sie als Variable

Erst eine tatsächliche Phänotypisierung des jeweiligen sprachlichen Elements ermöglicht eine Beobachtung und somit genaue Messung des Zustands des Elements, die eine auf diese konkrete Phänotypisierung beschränkte Feststellung und Beschreibung der Gestalt bzw. des Zustands des jeweiligen Elements ermöglicht. Aus der Betrachtung vieler Phänotypisierungen eines bestimmten sprachlichen Elements lassen sich auf Theorieebene unter bestmöglicher Berücksichtigung aller relevanten Parameter Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten für die unterschiedlichen Phänotypisierungsmöglichkeiten herleiten, deren Präzision und Gültigkeitsumfang jedoch stark von der ausgewerteten Datenmenge abhängt.<sup>358</sup>

---

betrachtet werden, nicht unterscheidbar; sie erscheinen als parallel vorliegend und zwar in jenem Verhältnis, welches durch ihre jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten vorgegeben ist (es sei hierbei darauf hingewiesen, dass etwa sogenannte Allophone zwar als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten eines Phonems (in Rolle eines sprachlichen Elements) zu gelten haben, dass aber die Menge an Phänotypisierungsmöglichkeiten eines Lauts (als sprachlichem Element) naturgemäß größer ist als die bloße Menge jeweiliger Allophone eines Phonems, da das linguistische Rezessivitätsmodell auf lautlicher Ebene nicht nur unterschiedliche Allophone eines Phonems berücksichtigt, sondern die fragliche Laut-Stelle auch als durch unterschiedliche Phoneme (und deren Allophone) phänotypisierbar erachtet (hierzu folgen in Kapitel 2.7 weitere Ausführungen, auf die hier verwiesen sei)).

<sup>358</sup> Wie auch die Quantenmechanik erscheint ebenfalls die hier formulierte Theorie von Rezessivität in Sprache zunächst als Modell der bloßen Wahrscheinlichkeiten und somit nicht-deterministisch, da wir zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in der Lage sind, unzweifelhafte Vorhersagen zu treffen, welche Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements bei einer bestimmten künftigen Phänotypisierung desselben tatsächlich realisiert werden wird; selbst wenn wir versuchen würden, Faktoren wie Phänotypisierungssituation, Beteiligte (Sender/Empfänger) oder sprachgeographische Aspekte miteinzubeziehen, gelänge eine eindeutige Vorhersage nicht, sondern weiterhin nur die Beschreibung von Wahrscheinlichkeiten. Ich habe bereits erklärt, dass ich selbst durchaus zu einer Annahme von Determination tendiere, doch kommt man nicht umhin, diese Einschätzung als Vermutung aufzufassen, da sie bisher eines Beweises entbehrt (was aber ebenso für eine entsprechende Gegenannahme gilt). Ich gründe meine Annahme auf der Überzeugung der Determiniertheit in naturwissenschaftlich beschreibbaren Systemen, zu denen menschliche Sprache notwendigerweise gehört: Weder kann sie als von der (biologischen) Evolution, d.h. biologischer Prinzipien, isoliert betrachtet werden noch ist sie von den Gesetzen der Physik zu scheiden, auf die sie deutlich erkennbar zugreift, wenn sie etwa akustisch oder optisch vermittelt wird. Dennoch muss diesbezüglich eingestanden werden, dass die Determiniertheit naturwissenschaftlich beschreibbarer Systeme spätestens in der Quantenmechanik ihre Beweisbarkeitsgrenzen findet: Die Quantenmechanik ist gegenwärtig nach wie vor als nicht-deterministisch zu charakterisieren; Versuche, dies infrage zu stellen und versteckte Parameter anzunehmen, blieben bisher ohne die Fachwelt überzeugende Ergebnisse (vgl. Schwabl 2007: 397-402).

Definitivisch wollen wir die *Variable als Wert eines sprachlichen Elements* als einen abstrakten Platzhalter verstehen, für den eine oder mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeitenmenge des betreffenden sprachlichen Elements eingesetzt werden können. Die Möglichkeitsmenge umfasst dabei die Gesamtheit aller Möglichkeiten der Gestalt, in der das betreffende sprachliche Element im fraglichen (räumlichen, zeitlichen, situativen, sprachlichen, inhaltlichen oder unabhängigen) Kontext phänotypisiert werden könnte. Jede dieser Möglichkeiten kann als möglicher Wert des Elements verstanden werden, die Variable selbst kann all diesen Werten entsprechen. Der genaue Wert, den ein sprachliches Element in einem bestimmten Fall – etwa einer Phänotypisierung oder der Betrachtung einer bestimmten Phänotypisierungsmöglichkeit außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung<sup>359</sup> – haben kann, ist somit veränderlich,<sup>360</sup> im Falle von Superposition sind für ein sprachliches Element mehrere Werte parallel anzunehmen.

---

<sup>359</sup> Hierbei ist einzugestehen, dass eine wissenschaftliche Diskussion einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung notwendigerweise einer Phänotypisierung selbiger gleichkommt; dies geschieht aber wohlgermerkt nur innerhalb des wissenschaftlichen Kontexts und nicht innerhalb dessen, der beschrieben wird.

<sup>360</sup> Zur Möglichkeitsmenge eines sprachlichen Elements ist auch die Möglichkeit des Nicht-Auftretens zu rechnen. Ob etwa in engl. *delivery* [dɹɪlv(ə)ɹi] das Schwa im Falle einer Phänotypisierung auftritt oder nicht: es ist als Wert einer Variablen aufzufassen, die mit unterschiedlichen Werten realisiert werden kann; bei Synkope des Schwa könnte man die Variable des sprachlichen Elements mathematisch gesehen als mit einem Wert von 0 realisiert ansehen. Ähnlich ist hinsichtlich eines unterbliebenen Svarabhaktis zu verfahren (geläufig ist in der Linguistik Vergleichbares etwa hinsichtlich der Beschreibung sogenannter „Nullmorpheme“ (s. dazu etwa Glück 2010: 469)). In beiden Fällen – Svarabhakti und Synkope – tragen das lautliche Umfeld und allgemeine typologische Merkmale der jeweiligen Einzelsprache – so finden sich hierbei etwa Unterschiede zwischen sogenannten Wort- und sogenannten Silbensprachen –, in deren Kontext die fragliche Stelle erscheint, entscheidend dazu bei, wie der Wert des sprachlichen Elements in einer konkreten Situation realisiert bzw. phänotypisiert werden wird (s. etwa zum Auftreten von Svarabhakti am Beispiel des Ahd. Szczepaniak 2007: 102-104).

Variablen können also auch an der Grenze zwischen zwei sprachlichen Elementen derselben Ebene (wie etwa zwei Phonemen oder womöglich auch zwei Morphemen) auftreten. Der Umgang mit „0-wertig“ realisierten Variablen sollte daher abhängig vom Forschungsinteresse sein und nur dort diskutiert werden, wo eine derartige Annahme sinnvoll erscheint. Denn theoretisch kann man feststellen, dass zwischen /a/ und /ɔ/ in der Lautung von dt. *Haus* eine Variable stehen muss, die gewöhnlich 0-wertig ist, aber theoretisch etwa als /t/ Eingang in den Phänotyp finden könnte; dass aber eine Beschäftigung mit der Vielzahl an denkbaren Möglichkeiten, die nie phänotypisch nachgewiesen werden konnten, geeignet ist, mehr Verwirrung zu stiften, als Klarheit zu schaffen, dürfte dabei bereits offensichtlich werden. Die Vorstellung

Freilich sollte der Vergleich mit Superposition in der Quantenmechanik nicht überdehnt werden und nur auf die Überlagerung mehrerer Zustände beschränkt bleiben, von denen betreffend sprachlicher Elemente<sup>361</sup> bei einer Phänotypisierung für gewöhnlich nur ein einzelner nachweisbar sein kann; es sei aber auch darauf hingewiesen, dass es diesbezüglich gleichsam Ausnahmen gibt, bei denen sogar im Rahmen einer einzelnen Phänotypisierung eine derartige Überlagerung, d.h. Superposition, vorliegt (hierauf wird später noch näher eingegangen). Sprachliche Elemente sind genauso wenig als Quantenobjekte zu betrachten wie es eine Katze ist. Dennoch erlaubt etwa das Bild von „Schrödingers Katze“ eine

---

„0-wertig“ realisierter Variablen mag in bestimmten Fällen (wie etwa bei Synkopen) ein nützliches Instrument für die Forschung darstellen, sollte jedoch stets nur dort zur Anwendung gebracht werden, wo es im Sinne der jeweiligen Untersuchung Nutzen und Mehrwert verheißt. Als weiteres Beispiel hierfür kann der unbestimmte Artikel engl. *a* angeführt werden, der bekanntlich, wenn ein Ausdruck folgt, der auf Vokal anlautet, als engl. *an* realisiert bzw. phänotypisiert wird (vgl. Greenbaum 1996: 164). Man kann diesen Artikel also grundsätzlich als aus zwei Phonemvariablen bestehend betrachten, wobei die zweite vor konsonantisch anlautenden Ausdrücken eine besonders hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für 0-Wertigkeit aufweist, vor vokalisches anlautenden hingegen eine besonders hohe für /n/; weitere Phänotypisierungsmöglichkeiten sind prinzipiell denkbar, müssen aber wohl gleichsam mit geringen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten angesetzt werden.

Gemäß der Vorstellung der Zweigliedrigkeit, wie wir sie etwa bei semantischen Relationen oder Wortbildung kennengelernt haben, kann die nicht-0-wertige Phänotypisierung einer üblicherweise 0-wertigen Variablen künftig die Generierung weiterer zunächst 0-wertige Variablen nach sich ziehen, sodass an einer gegenwärtig gewöhnlich 0-wertig phänotypisierten Position künftig gar mehrere Variablen auftreten können.

<sup>361</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass ein sprachliches Element stets etwas ist, dass an sich als Betrachtungsobjekt nicht weiter zu untergliedern ist: So kann es sich je nach Untersuchungsinteresse etwa um ein Phonem, ein Graphem, den Aspekt der Bedeutung oder den des Merkmals eines sprachlichen Zeichens handeln. Wenn etwa das Element der Bedeutung untersucht wird, so kann diese aber durchaus durch kompositionelle Strukturen wie Lexeme oder gar ganze Satzäußerungen übermittelt werden, die dann als Medium der Bedeutung interpretiert werden können, welches seinerseits in weitere sprachliche Elemente – wie eben Phoneme – zerlegbar sein kann. Ein Lexem als Ausdruck, der aus mehreren Phonemen besteht, kann jedoch als kompositionelles sprachliches Element interpretiert werden, das durch die Menge der Phoneme, die es realisieren, in seiner Gestalt determiniert wird. Die Flexibilität der Vorstellung eines Elements ist perspektivisch zu begründen und zeigt sich auch in der Systemtheorie, die deutlich macht, dass die Betrachtung eines Systems und die damit zusammenhängende Beschreibung von dessen Elementen, nur möglich ist, wenn das System zunächst gegen eine Umwelt abgegrenzt wurde (was eine gewisse Willkürlichkeit unvermeidbar macht) (s. dazu wiederum die Ausführungen zur Systemtheorie in Kapitel 1.5.2.4.1).

Veranschaulichung quantenmechanischer Sachverhalte<sup>362</sup> und in ähnlichem Maße kann dieses Bild auf die postulierte Superposition sprachlicher Elemente angewandt werden, wobei es – wie gesehen – in Bezug auf Sprache einen wissenschaftlichen Zweck erfüllt, wogegen das Bild von „Schrödingers Katze“ wohl keinen Mehrwert für unser Verständnis von Katzen oder dem Verhältnis von Leben und Tod bereitstellt, sondern nur Aspekte der Quantenmechanik veranschaulicht. Über die beschriebenen Zusammenhänge hinaus sind in dieser Arbeit jedoch keine weiteren Implikationen für etwaige weitere Zusammenhänge und Parallelen zwischen Quantenmechanik und Linguistik beabsichtigt; der Vergleich bleibt ein bildhafter für eine äußerst geringe Schnittmenge zwischen beiden Forschungsbereichen.

Führen wir unsere Sprachbetrachtungen eingedenk dieses Wissens fort: Wenn also in einem Wörterbuch etwa ein Eintrag zum Ausdruck dt. *Haus* mit der Bedeutungsangabe ‚Gebäude, das Menschen zum Wohnen dient‘<sup>363</sup> zu finden ist, so ist damit gemäß dieser Vorstellung nicht eine (stabile) Standardvariante angege-

---

<sup>362</sup> „Schrödingers Katze“ ist das wohl bekannteste Gedankenexperiment zur Quantenmechanik und spielt auf den Zustand der Superposition an, demzufolge innerhalb einer bestimmten Versuchsanordnung eine Katze aus „quantenmechanischer“ Sicht als gleichzeitig tot und lebendig zu beschreiben wäre; dies lässt sich am treffendsten durch ein Zitat der entsprechenden Passage Erwin Schrödingers erläutern: „Eine Katze wird in eine Stahlkammer gesperrt, zusammen mit folgender Höllenmaschine (die man gegen den direkten Zugriff der Katze sichern muß): in einem GEIGERSchen Zählrohr befindet sich eine winzige Menge radioaktiver Substanz, so wenig, daß im Lauf einer Stunde *vielleicht* eines von den Atomen zerfällt, ebenso wahrscheinlich aber auch keines; geschieht es, so spricht das Zählrohr an und betätigt über ein Relais ein Hämmerchen, das ein Kölbchen mit Blausäure zertrümmert. Hat man dieses ganze System eine Stunde lang sich selbst überlassen, so wird man sich sagen, daß die Katze noch lebt, *wenn* inzwischen kein Atom zerfallen ist. Der erste Atomzerfall würde sie vergiften haben. Die  $\psi$ -Funktion des ganzen Systems würde das so zum Ausdruck bringen, daß in ihr die lebende und die tote Katze (s. v. v.) zu gleichen Teilen gemischt oder verschmiert sind“ (Schrödinger 1935a: 812). Die  $\psi$ -Funktion (Wellenfunktion) beschreibt Schrödinger dabei selbst als „Instrument zur Voraussage der Wahrscheinlichkeit von Maßzahlen[, in dem] die jeweils erreichte Summe theoretisch begründeter Zukunftserwartungen verkörpert [ist], gleichsam wie in einem *Katalog* niedergelegt“ (Schrödinger 1935b: 823), sodass wir schon allein in dieser kurzen Einführung die probabilistische Parallele zwischen Quantenmechanik und dem Modell sprachlicher Rezessivität erkennen mögen, ohne zu tief in physikalische Fragen einzutauchen, die hier nicht hingehören. Die Schnittmenge zwischen Linguistik und Quantenmechanik, wie sie hier behauptet wird, bleibt äußerst gering.

<sup>363</sup> Hierbei handelt es sich um eine von mehreren Bedeutungsvarianten, die das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion angibt (vgl. Dudenredaktion 2015: 806).

ben (die freilich konventionell (und somit ebenso wenig stabil) mit einem bestimmten Inhalt verbunden sein kann), sondern es wird gemäß des linguistischen Rezessivitätsmodells und seiner Terminologie für den entsprechenden Inhalt eine Phänotypisierungsmöglichkeit mit relativ hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit angegeben.

Doch was bedeutet es, wenn hier nun von „einer konkreten Messung einer bestimmten Phänotypisierung“ die Rede ist? Darunter wollen wir nichts anderes verstehen als die Wahrnehmung einer Phänotypisierung eines sprachlichen Elements durch einen Wahrnehmenden (z.B. ein *Homo sapiens*, ein anderes (sprachfähiges) Lebewesen<sup>364</sup> oder auch eine künstliche Intelligenz; hierbei kann es sich kommunikationstheoretisch betrachtet sowohl um einen Sender als auch einen Empfänger handeln):

Wenn also beispielsweise A die Lautfolge [haʁs] äußert und dies von B wahrgenommen wird, können sowohl A als auch B als messende Beobachter gelten, weil ja auch A die eigene Phänotypisierung nicht nur plant, sondern ebenso wahrnimmt, wenn sie erfolgt (sowohl gedanklich als auch artikulatorisch). Es geht hierbei aber nur um die Wahrnehmung eines sprachlichen Elements: Dass dieses Element etwa, wenn es sich wie hier um einen Ausdruck handelt, einer Übertragung von mit dem Ausdruck verknüpften Inhalten dient, ist dabei zunächst nicht relevant. Doch richtet man seinen Blick auf die Messung eben der mit dem Ausdruck verbundenen Inhaltsseite, so werden A und B womöglich gravierende Unterschiede hinsichtlich des wahrgenommenen Elements erleben. Äußert A etwa den Ausdruck dt. *Schloss* isoliert, d.h. kontextfrei, so nehmen A und B das sprachliche Element in Form des Ausdrucks wohl annähernd identisch wahr, divergieren aber unter Umständen erheblich in ihrer Wahrnehmung des sprachlichen Elements Inhalt: So könnte A ‚Vorrichtung zum Verschließen oder Sichern‘ meinen und wahrnehmen,<sup>365</sup> B jedoch ‚Prunkbauwerk‘. Anhand der In-

---

<sup>364</sup> Auch ein nicht im engeren Sinne sprachfähiges Lebewesen, wie etwa ein Hauschwein, kann natürlich, wenn es hören kann, Elemente menschlicher Lautsprache phänotypisieren und wird diese womöglich auch mit einer Bedeutung zu verbinden suchen und ggf. tatsächlich verbinden; entscheidend ist, dass die Wahrscheinlichkeit, dass es das Wahrgenommene mit einer Bedeutung phänotypisiert, die ein menschlicher Sender im Sinn hatte, überaus gering ist. In ähnlicher Weise lässt sich auch erklären, warum etwa Hunde in der Lage sind, menschliche Sprachkommandos zu „verstehen“ – sie phänotypisieren diese offenbar mit einer konventionalisierten, eingeübten Bedeutung, sind jedoch nicht in der Lage das jeweilige sprachliche Zeichen im größeren Kontext eines menschlichen Sprachsystems zu verorten.

<sup>365</sup> Da nicht angenommen werden kann, dass zwei beliebige Individuum der Art *Homo sapiens* – oder auch allgemein zwei Individuen derselben Art – über anatomisch voll-



haltsseite des sprachlichen Zeichens zeigt sich, dass Phänotypisierungen und deren jeweiligen Auftrittswahrscheinlichkeiten auch vom jeweiligen Rezipienten bzw. Beobachter abhängen und für eine Neubewertung von kommunikativen Missverständnissen grundlegend sein können.<sup>366</sup>

Darüber hinaus ist es wichtig, sich die Rolle solcher Messungen vor Augen zu führen: Es geht hierbei sowohl um Sprachproduktion als auch um Sprachverstehen; derartige Messungen sind zentral für das Gelingen sprachlicher Kommunikation und finden im Alltag permanent statt. Insofern stellt der Terminus *Messung* hier lediglich eine terminologische Anpassung an das Rezessivitätsmodell dar, meint aber nichts anderes als jede Form des Kontakts zwischen einem Verarbeitenden (Produzierenden/Sender oder Rezipienten/Empfänger) und dem jeweiligen sprachlichen Objekt oder anders formuliert den Moment einer Wechselwirkung zwischen Verarbeitenden und sprachlichem Objekt.<sup>367</sup>

---

ständig identische Hörapparate verfügen, sind schon allein dadurch physikalisch Abweichungen in der Wahrnehmung einer Lautfolge wie [hays] unvermeidbar (selbiges gilt natürlich ebenso für andere Formen der Wahrnehmung wie etwa der visuellen). Es kann daher nur von einer annähernd identischen Wahrnehmung ausgegangen werden und wir wollen zumindest in diesem Teil der Arbeit möglichst genau beschreiben, obgleich die geringen Abweichungen in der visuellen oder akustischen Wahrnehmung zwischen zwei Individuen derselben Art im Alltag in der Regel kaum eine Rolle spielen.

<sup>366</sup> Insofern ließe sich eine Aussage treffen wie die, dass der Beobachter die Wirklichkeit prägt; derartiges wurde bereits in verschiedenen Wissenschaften wie der Physik oder der Philosophie entsprechend formuliert und ist sicherlich auch hier anwendbar, weist allerdings zu weit über das Thema dieser Arbeit hinaus, als dass es detailliert besprochen werden kann, schon weil zunächst eine Diskussion über den Terminus *Wirklichkeit* erfolgen müsste, die allein schon den Rahmen sprengen würde.

<sup>367</sup> Für die linguistische Forschung ergibt sich daraus jedoch ein praktisches Problem: Um ein sprachliches Element zu untersuchen, muss es naturgemäß benannt oder eindeutig umschrieben werden. Wollen wir etwa untersuchen, wie der Ausdruck dt. *Haus* hinsichtlich seines Vokalismus lautlich phänotypisiert wird und wie sich in unterschiedlichen Situationen, bei unterschiedlichen Sprechern und in unterschiedlichen Kontexten die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten verschiedener Phänotypisierungsmöglichkeiten verhalten, so muss zunächst deutlich werden, dass es uns eben um den Ausdruck dt. *Haus* geht. Dies kann erfolgen, indem wir ihn hinsichtlich seiner Bedeutung umschreiben oder indem wir ihn benennen. Eine Benennung stellt jedoch bereits eine mindestens ausdrucksseitige und mutmaßlich auch inhaltsseitige Phänotypisierung dar und eine Umschreibung, die eine zumindest teilweise inhaltsseitige Phänotypisierung bedeutet, beeinflusst zweifelsfrei die Art der zu untersuchenden Phänotypisierung (so ist zu erwarten, dass eine Beschreibung, die in der deutschen Standardvarietät erfolgt, bei Sprechern eines Dialekts wie des Bairischen die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass diese von ihrem muttersprachlichen Dialekt abweichen und das gesuchte sprachliche Element ebenfalls in seiner Entsprechung

Natürlich kommt man, wenn man in einer linguistischen Arbeit von *Superposition* spricht, nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass dieser Terminus bereits in der Vergangenheit vereinzelt in linguistische Untersuchungen Eingang gefunden hat. So grenzen etwa Françoise Gayral, Daniel Kayser und Nathalie Pernelle in einem (auf Englisch verfassten) Aufsatz *co-presence* gegen *ambiguity*, *underdetermination* und *superposition* ab (s. Gayral et al. 2001). Dabei verstehen sie *superposition* als den Umstand, dass für ein Auftreten eines bedeutungstragenden sprachlichen Elements mehrere Lesarten möglich sind, d.h. mehrere Bedeutungen angenommen werden können, ein „human reader“ – in unserem Sinne sollten wir allgemeiner von Empfänger bzw. Rezipienten sprechen – nicht in der Lage ist, zu entscheiden, welche Bedeutung gemeint ist, und diese Situation vom Autor – in unserem Sinne besser: Sender – intendiert ist (vgl. Gayral et al. 2001: 62). Bei *ambiguity* wiederum ist ihrem Begriffsverständnis gemäß von mehreren möglichen Lesarten aufgrund des Kontexts eine bestimmte Lesart als wahrscheinlicher identifizierbar, wobei durch den Empfänger dennoch keine zweifelsfreie Entscheidung getroffen werden kann; bei *underdetermination* schließlich sei eine Entscheidung für eine Lesart für das Verständnis unerheblich (vgl. Gayral et al. 2001: 61f).

---

der Standardvarietät phänotypisieren, da dies in diesem Falle den Kommunikations-erfolg zu erhöhen verheißt (eine Äußerung in der Art einer Varietät ist hier idealerweise als eine Äußerung zu verstehen, die für jedes in ihr enthaltende sprachliche Element jeweils die Phänotypisierungsmöglichkeit mit der innerhalb der entsprechenden Varietät höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit phänotypisiert (hierbei sind die sprachlichen Elemente natürlich sowohl isoliert als auch in ihrem Zusammenspiel zu berücksichtigen))). Daher ist bei der empirischen Untersuchung von Phänotypisierungsmöglichkeiten und deren jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten mehr als in manch anderen Bereichen eine Beobachtung von außen nötig: Sobald der Forschende in den zu beobachtenden Prozess sprachlich eingreift, wird er dessen Ergebnisse verzerren. Wir können also als Forschungsprojekt die Untersuchung der Phänotypisierungen von dt. *Haus* in einer bestimmten Untersuchungsgruppe von Individuen in Angriff nehmen und das Projekt ebenso benennen, sollten dabei jedoch zwei Dinge beachten: Erstens darf die Untersuchungsgruppe in ihrem Sprechverhalten nicht beeinflusst werden, insbesondere sollten sie nicht in Kenntnis gesetzt werden, worum es bei der Untersuchung geht; zweitens müssen wir uns bewusst machen, dass bei einer derartigen Benennung eines Projekts der Ausdruck dt. *Haus* letztlich nicht als das zu verstehen ist, was er in dieser Gestalt gemeinhin darstellt – nämlich eine bestimmte Phänotypisierung –, sondern nur ein Gebilde von Variablen meint, also stellvertretend für die Gesamtheit der miteinander superponierenden Größen steht. Ersteres lässt sich beispielsweise durch eine Zusammenstellung eines Korpus garantieren, dessen Bestandteile (d.h. etwa geschriebene Texte oder Sprachaufzeichnungen) bereits vor Aufnahme des Forschungsprojekts existierten.

Besonders interessant ist tatsächlich aber das, was Gayral et al. mit *co-presence* meinen: Dabei seien mehrere Lesarten nicht nur möglich, sondern sie müssten auch parallel vom Rezipienten erkannt werden, d.h. dieser muss im Verstehensprozess mehrere Bedeutungen einem Ausdruck zuordnen bzw. erkennen (vgl. Gayral et al. 2001: 61). Veranschaulicht wird dies in ihrer Arbeit durch folgenden französischen Satz: *J'ai déposé l'examen de mercredi prochain sur ton bureau* (Gayral et al. 2001: 60). (Man könnte ihn etwa wie folgt ins Deutsche übersetzen: *Ich habe die Klausur von nächstem Mittwoch auf deinen Tisch gelegt*.)<sup>368</sup> Sie legen dabei plausibel dar, dass in diesem Satz frz. *examen* semantisch gleichsam als Ereignis und als physikalisches Objekt begriffen werden muss, wenn man den Satz als Rezipient sinnvoll verstehen will (vgl. Gayral et al. 2001: 60f).

Es wird hierbei zunächst einmal offensichtlich, dass der Gebrauch des Terminus *Superposition* bei Gayral et al. von dem in dieser Arbeit angestrebten, der gleichsam von dem der Quantenmechanik inspiriert wurde, zu unterscheiden ist. Zum einen beschränken sich Gayral et al. auf lexikalische Semantik, zum anderen ist ihr Begriffsverständnis auch hinsichtlich Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten anders ausgelegt. Wenn sich ein Empfänger bzw. Rezipient unklar ist, welche von mehreren Bedeutungsmöglichkeiten zu einem sprachlichen Ausdruck von einem Sender, der den entsprechenden Ausdruck sendet, d.h. phänotypisiert, intendiert ist, so impliziert dieser Umstand, dass der Empfänger selbst bereits mehrere semantische Phänotypisierungen zum entsprechenden Ausdruck wahrgenommen haben muss. Gemäß der in dieser Arbeit formulierten Terminologie ließe sich in diesem Fall tatsächlich von *Superposition* sprechen, weil dabei ein einzelner und konkret phänotypisierter Ausdruck mit mehreren Bedeutungen verbunden ist, also als Teil mehrerer lexikalischer Einheiten auftritt.

Die Interpretation lautet also, dass aufgrund bestehender Konventionen innerhalb einer Sprachgemeinschaft ein Ausdruck für mehrere Bedeutungen sehr hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten aufweist; so ist die Wahrscheinlichkeit, dass frz. *examen* mit der Bedeutung ‚Klausur, Prüfung (Ereignis)‘ oder ‚Klausur(bogen), Aufgabenzettel, Prüfungsunterlagen‘ auftritt, jeweils recht hoch einzuschätzen, was aber weitere Möglichkeiten keinesfalls ausschließt. Der frz. Beispielsatz von Gayral et al. zeigt nun, dass beide Bedeutungsmöglichkeiten im Rahmen einer einzigen Phänotypisierung des Ausdrucks phänotypisiert werden können (dies gilt für die beiden Bedeutungsmöglichkeiten etwa dann, wenn ein Rezipient sie beide gleichermaßen „versteh“ bzw. wahrnimmt oder „misst“).

---

<sup>368</sup> Es handelt sich hierbei um eine Übersetzung von mir, Eike Decker, des Autors dieser Arbeit. Gayral et al. selbst legen neben dem frz. Satz noch eine engl. Übersetzung desselben vor, die wie folgt lautet: *I laid the exam of next Wednesday on your desk* (Gayral et al. 2001: 60).

Gemäß unserer Terminologie lässt sich hierbei also von Superposition sprechen, weil auch im Phänotypisierungszustand mehrere Zustände der Bedeutung, die als Merkmalsmenge aufgefasst werden kann, vorliegen, wobei sich beide Bedeutungen, obgleich sie diesbezüglich über eine Schnittmenge verfügen, unterscheiden (d.h. das sprachliche Element der Bedeutung von frz. *examen* weist hierbei Superposition auf). Anzumerken ist jedoch, dass die Unterscheidung zwischen *superposition*, *co-presence*, *ambiguity* und *underdetermination* durch den Superpositionsbegriff des Rezessivitätsmodells nicht möglich ist, weil eine Phänotypisierung von ihrer Wahrnehmung, die naturwissenschaftlich gesprochen einer Messung entspricht, abhängt: Sobald ein Sender oder ein Empfänger für einen sprachlichen Ausdruck bei einer Phänotypisierung desselbigen, d.h. in einer konkreten Situation und einem Kontext, mehrere Bedeutungen als möglicherweise gemeint einschätzt und sie somit wahrnimmt, gelten diese bereits ebenfalls als mit der konkreten Realisierung des Ausdrucks gemeinsam phänotypisiert; ob eine dieser erkannten Bedeutungsmöglichkeiten intendierterweise gemeint wird oder als intendiert erkannt wird, ist hierbei unerheblich.<sup>369</sup>

---

<sup>369</sup> Betrachten wir dazu ein Beispiel zur Veranschaulichung: Wenn etwa ein Empfänger mit dem gegenwartsdeutschen Satz dt. *Sie hat ein schönes Schloss gekauft*, lautlich konfrontiert wird, so könnte er den dabei phänotypisierten Ausdruck dt. *Schloss* semantisch auf ein Prunkgebäude beziehen, aber auch auf ein Verschlusssystem (wie z.B. ein Fahrradschloss). Interpretiert er den Ausdruck ohne Umschweife als Bezeichnung für ein Prunkgebäude und ein anderer Empfänger, der der Situation beiwohnt, hingegen als Bezeichnung für ein Verschlusssystem, so haben beide Empfänger für den phänotypisierten Ausdruck eine unterschiedliche Bedeutung phänotypisiert. Derer ist aus linguistischer Sicht keine als „falsch“ beurteilbar. Es mögen aber – je nach Kontext – Unterschiede darin bestehen, welche der beiden Phänotypisierungen bzw. Lesarten einem Empfänger im Rahmen der jeweiligen Situation kommunikativ hilfreicher ist; damit ist gemeint, dass die beiden Lesarten in ihrer Wahrscheinlichkeit divergieren können, ob sie das Ziel der Kommunikation (der Empfänger glaubt verstanden zu haben, was der Sender meint, und der Sender glaubt, vom Empfänger verstanden worden zu sein) für den Empfänger erreichbar machen. Versteht in unserem Beispiel also Empfänger A den Ausdruck dt. *Schloss* als Bezeichnung für ein Prunkgebäude und Empfänger B als Bezeichnung für ein Verschlusssystem, so kann von uns als Außenstehende, die wir den entsprechenden gesendeten Satz kontextfrei betrachten, zunächst keine Aussage darüber getroffen werden, welcher der beiden Empfänger eine größere Wahrscheinlichkeit besitzt, das Kommunikationsziel zu erreichen. Fährt der Sender aber etwa fort mit dt. *Sie legt ja Wert auf Optik, aber mir ist vor allem wichtig, dass ihr Rad nicht mehr geklaut wird.*, so ist Empfänger B eindeutig im Vorteil. Es mag aber auch sein, dass sich ein Empfänger nach dem Satz dt. *Sie hat ein schönes Schloss gekauft*, bereits der möglichen Ambiguität von dt. *Schloss* bewusst ist, also sowohl die Bedeutung ‚Prunkgebäude‘ als auch die Bedeutung ‚Verschlusssystem‘ wahrnimmt und abwartet, wie sich das Gespräch weiterentwickelt, ehe er sich möglicherweise auf eine Interpretation festlegt. In diesem Fall würden also die

Insofern ist zu konstatieren, dass der Gebrauch des Terminus *Superposition* in dieser Arbeit von dem Gebrauch Gayrals et al. zu unterscheiden ist. Die Terminologie Gayrals et al. ist in sich schlüssig und wird hiervon nicht infrage gestellt, eine klare Abgrenzung von deren Superpositionsbegriff gegen den, der hier im Rahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells formuliert wird, ist allerdings unerlässlich, um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen. Nichtsdestoweniger wurde anhand der von Gayral et al. beschriebenen Sachverhalte ersichtlich, dass Superposition – im Sinne der Rezessivitätstheorie – nicht ausschließlich im unbestimmten Zustand des Nicht-phänotypisiert-Seins eines sprachlichen Elements zu beobachten ist, sondern mitunter auch im Falle einer tatsächlichen Phänotypisierung auftreten kann. Allerdings ist in letzterem Falle nur mit einer Auswahl der Phänotypisierungsmöglichkeiten zu rechnen, die miteinander superponierend phänotypisiert sind: Im Fall von Superposition bei einer gemessenen bzw. wahrgenommenen Erscheinung, also Phänotypisierung eines sprachlichen Elements ist demnach die Menge aller Phänotypisierungsmöglichkeiten dieses Elements größer als die Menge tatsächlich phänotypisierter Phänotypisierungsmöglichkeiten, die miteinander superponieren, wobei letztere Menge Teil ersterer ist.<sup>370</sup>

---

Bedeutungen ‚Prunkgebäude‘ und ‚Verschlussystem‘ für eine einzelne Phänotypisierung von dt. *Schloss* miteinander superponieren, d.h. hier, dass beide phänotypisiert würden. Außerhalb einer bestimmten Phänotypisierungen superponieren noch weitere Möglichkeiten wie etwa der, dass der Ausdruck für die 3. Person Singular Indikativ Präteritum des Verbs dt. *schließen* steht. Eine Phänotypisierung ermöglicht also eine teilweise oder vollständige Aufhebung des Superpositionszustands, wobei gerade zu betonen ist, dass durch Phänotypisierung nicht zwingend die Zahl der möglichen Lesarten auf 1 reduziert werden muss (wie es das hier durchgespielte Beispiel belegt).

Neben der Superposition von semantischen Aspekten zu einem phänotypisierten Ausdruck ist zudem Superposition des Ausdrucks selbst im Rahmen einer Phänotypisierung desselbigen denkbar: Wenn ein Sender beispielsweise eine Äußerung tätigt und ein Empfänger das Gefühl hat, ihn akustisch nicht richtig verstanden zu haben, mag es sein, dass der Empfänger mehrere Lautgestalten wahrnimmt bzw. versucht das Wahrgenommene mit mehreren für wahrscheinlich erachteten Lautgestalten zu „matchen“ und im Rahmen des Kontexts die Wahrscheinlichste zu bestimmen versucht (so könnte ein Sender etwas äußern und bei einem Empfänger, der ihn akustisch nicht richtig verstanden hat, die Frage aufwerfen „Hat er jetzt gesagt, der Junge sei *blass* oder *nass*?“, wobei sowohl dt. *blass* als auch dt. *nass* für einen akustisch unklar wahrgenommenen Ausdruck phänotypisiert wird; es ist dabei kaum nötig zu erwähnen, dass dem Empfänger in diesem Superpositionsszenario durchaus bewusst sein dürfte, dass der Sender unmöglich beide Lautgestalten zeitlich parallel phänotypisiert haben kann; zur Interpretation wird der Empfänger hierbei im Übrigen semantische Aspekte und deren Verhältnis zum Kontext heranziehen).

<sup>370</sup> Interessant wäre diesbezüglich zu wissen, ob miteinander superponierende Phänotypisierungsmöglichkeiten, wie sie im zitierten Beispielsatz von Gayral et al. (2001) für

Unsere Suche nach rezessiver Information in Sprache, die ihren Anfang nahm in der Beobachtung eines inhaltsseitigen (die entsprechende Konvention der jeweiligen Sprachgemeinschaft betreffenden) Wechselspiels in der Geschichte des Ausdrucks protogerm. \**auke* über ahd./mhd. *ouch* zu sieb.-sächs. *auch*, wobei in der Zwischenstufe (ahd./mhd.) die Bedeutung ‚und‘ offenbar (phänotypisch) verloren ging, die zuvor (im Protogerm.) vorhanden war und später (im Sieb.-Sächs.) wieder erschien, diese Suche führte uns unter Einbeziehung vielfältiger bisheriger Forschungsansätze und -erkenntnisse von einer Vermutung zu einem plausiblen Modell über die Existenz phänotypisch nicht wahrnehmbarer, also rezessiver Information in Sprache. Nach einiger terminologischer und methodischer Vorüberlegungen sind wir – insbesondere im Bereich der Wortbildung – rezessiver Information habhaft geworden und gelangten über immer weitere Betrachtungen des Sprachsystems zu immer neuen Erkenntnissen, die mitunter terminologische Ergänzungen oder Nachbesserungen (so etwa die Unterscheidung zwischen o-gradiger, primärer, sekundärer (usw.) Rezessivität) erforderlich machten, zu einem immer tieferen Verständnis rezessiver Informationen in Sprache. Nun, da wir erkannt und belegt haben, dass das Auftreten rezessiver Informationen in Sprache ganz entscheidend mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zusammenhängt, wir es hier also mit einem probabilistischen Modell zu tun haben müssen, sind wir mit der Vorstellung der Superposition sprachlicher Elemente zu der wohl grundlegendsten Erkenntnis dieser Arbeit gelangt, deren Wurzeln insbesondere im Blick über den Tellerrand der Linguistik verortet werden können. Nichtsdestoweniger fußt die Formulierung all dieser Thesen zu weiten Teilen auf bisherigen Forschungserkenntnissen und stellt vor allem eine Verknüpfung schon formulierter oder trivialer Erkenntnisse in neuer Gestalt dar.

Da sich gezeigt hat, dass die Suche nach rezessiver Information in Sprache auf allen Ebenen lohnt und dabei überdies grundsätzliche Parallelen sowie weitreichende Wechselwirkungen der Ebenen miteinander zu beobachten sind,<sup>371</sup>

---

frz. *examen* nachzuweisen sind, auch kognitiv tatsächlich parallel von einem menschlichen Sender oder Empfänger verarbeitet werden oder ob hierfür zwei „Messungen“ – d.h. hier: zwei zeitlich nacheinander erfolgende kognitive Verarbeitungen – einer einzigen Phänotypisierung vonnöten sind, was zumindest auf dem ersten Blick wahrscheinlicher erscheinen mag (die Beantwortung dieser Frage muss wohl der Psycho- oder Neurolinguistik oder einer anderen Kognitions- oder Neurowissenschaft überlassen werden).

<sup>371</sup> Aus diesem Grund ist im Rahmen des in dieser Arbeit formulierten Modells eine Trennung der einzelnen Ebenen nicht möglich. Die Bezüge, die die diesbezügliche Theorie etwa zwischen Beobachtungen zu Rezessivität auf lexikalischer und phonologischer Ebene herstellt, auf denen sie gleichsam fußt und für die sie Aussagen trifft, sind unerlässlich für unser Verständnis des Rezessivitätssphänomens in Sprache; die

wollen wir im Folgenden den Blick noch auf kompositionelle und syntaktische Strukturen richten und auch einige Überlegungen zu externen Sprachspeichern anstellen, ehe wir anhand ausgewählter Beispiel in Kapitel 3 die erarbeitete Theorie in der Praxis erproben.

## **2.4 – Über das rezessive Speichern kompositioneller und syntaktischer Strukturen**

Nachdem wir uns nun bereits ausführlich mit Rezessivität auf der lexikalischen und der phonologischen Ebene von Sprache auseinandergesetzt haben, wollen wir uns jetzt kompositionellen und syntaktischen Strukturen zuwenden und sie dahingehend untersuchen, ob auch sie geeignet sind, rezessiv gespeichert zu werden oder in sich selbst rezessive Informationen bereitzuhalten.

Die Betrachtungen der lexikalischen Ebene haben uns im Bereich der Wortbildung bereits mit kompositionellen Strukturen in Kontakt gebracht: Für solche Gebilde, die aus Lexemen oder Morphemen zusammengesetzt sind, wurde die These bzw. Interpretation, dass diese bereits vor ihrer ersten Phänotypisierung (primär) rezessiv im Sprachsystem als Phänotypisierungsmöglichkeit vorgelegen haben müssen, stark gemacht und begründet, dass derartige Wortbildungen dabei als einem „dunklen“ Lexikon bzw. „dunklen Teil“ des Lexikons zugehörig verstanden werden können – einem Teil des Mentalen Lexikons, das primär rezessive Informationen, die jederzeit für eine (erste) Phänotypisierung bereitstehen, umfasst. Da aber natürlich auch lexikalisierte Einheiten jederzeit phänotypisiert werden können, unterscheidet sich hierbei das Dunkle Lexikon im Modell vom Rest des Lexikons dadurch, dass letzteres 0-gradig rezessive oder gerade phänotypische sprachliche Information umfasst.

Wenn also Gebilde, die aus Lexemen oder Morphemen zusammengesetzt sind, rezessiv sind bzw. sein können, so kann dies auch für größere kompositionelle Strukturen wie etwa Sätze, Texte oder gar Diskurse gelten. Doch wollen wir zunächst klären, was wir unter derartigen kompositionellen Strukturen verstehen wollen: Es kann dabei als allgemein anerkannte Tatsache gelten, dass das Mentale Lexikon eines jeden Menschen endlich ist, also über eine endliche Zahl an

---

Folge dessen ist, dass die durch die Kapitelgliederung dieser Arbeit suggerierte Abschnitthaftigkeit und Unterteilbarkeit tatsächlich nur bedingt der Wirklichkeit entspricht.

Einträgen verfügt. Wir haben hinsichtlich der Rezessivität von Wortbildung bereits zwischen primär und sekundär (usw.) rezessiven Wortbildungen unterschieden gemäß der Vorstellung einer Zweigliedrigkeit, nach der etwa solche Wortbildungen als sekundär rezessiv gespeichert gelten, die aus primär rezessiv vorliegenden sprachlichen Einheiten bestehen. Wichtig ist hierbei die bereits in einer Fußnote getätigte Feststellung, dass Wortbildungen als primär rezessiv vorliegend gelten, wenn sie zweigliedrig sind (was bei Wortbildungen üblich ist), ihre Bestandteile o-gradig rezessiv vorliegen und die Möglichkeit der Kombination gegeben ist. Dies ist darin begründet, dass gemäß des probabilistischen Sprachverständnisses alle Einträge des Mentalen Lexikons außerhalb tatsächlicher Phänotypisierungen als rezessiv gelten müssen. In einem Mentalen Lexikon, das gemäß eines Sprachsystems, das etwa die Ableitung eines Substantives mittels des Suffixes *-haft* zu einem Adjektiv als jederzeit phänotypisierbare Möglichkeit aufweist (wie es für das Deutsche gilt), programmiert ist, sind *-haft* und die Ableitungsmöglichkeit als primär oder – wenn sie vom Träger des Mentalen Lexikons bereits phänotypisiert wurden<sup>372</sup> – als o-gradig rezessiv zu begreifen; dies gilt aber daher genauso für die Wortbildungen, die durch derartige Ableitungen entstehen können: Erlebt in einem Mentales Lexikon, das über besagte Voraussetzungen verfügt, etwa ein Substantiv *\*Schwirl* Konventionalisierung, weil es in bzw. aus der Umwelt wahrgenommen wird, so gilt (außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung) *\*Schwirl* als o-gradig rezessiv, gleichsam ist dann auch dessen Ableitung *\*schwirlhaft* als primär rezessiv im Lexikon.

Gemäß dieses Verständnisses besteht das Mentale Lexikon – wenn wir uns nur auf die Morphem- und Lexemebene beschränken und uns ferner nur auf sprachliche Elemente konzentrieren, also auch etwaig wirkende Mechanismen wie Kombinationsregeln ausblenden – aus allen o-gradig und primär rezessiven Morphemen und Lexemen und entsprechenden Wortbildungen; diese stellen Basiseinheiten des Mentalen Lexikons dar.

Hieran lässt sich nun mit üblichen Definitionen von kompositionellen Strukturen der Linguistik anknüpfen: So kann hinsichtlich der Semantik festgestellt werden, dass die Bedeutung eines kompositionellen Ausdrucks – hierunter lassen sich etwa Sätze fassen – eine Funktion darstellt, die auf den Bestandteilen des Ausdrucks fußt und der Art, wie diese (syntaktisch) kombiniert sind (vgl. Partee 2004: 153, ferner auch Linke et al. 2004: 157f); d.h. die Kombination von Ausdrücken ist gleichsam eine Kombination von Inhalten, die mit den Ausdrücken (konventionell oder individuell) verknüpft sind, zuzüglich Informationen,

---

<sup>372</sup> Natürlich ließe sich das derartige Szenario auch auf eine ganze Sprachgemeinschaft übertragen, wobei ein sprachliches Element als phänotypisiert gelten würde, sobald es von einem Angehörigen dieser Sprachgemeinschaft phänotypisiert wurde.



die sich aus der Art der Kombination und deren Kontext ergeben.<sup>373</sup> In der Auseinandersetzung mit Wortbildungen haben wir anhand der Terminologie von Brenda Laca, die zwischen *Wortbildungsbedeutung* und *Wortschatzbedeutung* unterscheidet (vgl. Laca 1986: 129f), bereits gesehen, dass im Falle einer tatsächlichen Phänotypisierung eines kompositionellen Ausdrucks dessen Bedeutung (d.h. – gemäß Laca – dessen Wortschatzbedeutung) meist spezialisiert auftritt, dabei kontextabhängig ist, und im Gegensatz zur Gesamtheit der diesbezüglichen Phänotypisierungsmöglichkeiten nur einen Bruchteil ausmacht.<sup>374</sup>

Dabei ist der Einfluss des (situativen wie sprachlichen) Kontextes auf die Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeiten im Bereich der Semantik, der für Wortbildungen formuliert wurde, natürlich ebenso für größere kompositionelle Strukturen wie Sätze anzunehmen. Denn, wenn die Bedeutungen der Bestandteile durch den Kontext variiert werden können, wird in logischer Konsequenz unweigerlich auch die Bedeutung des Ganzen dadurch verändert. Greifen wir etwa das bereits angeführte Beispiel von dt. *Schloss* auf, das inhaltlich etwa einen Verschlussmechanismus oder ein Prunkbauwerk meinen kann. In einem Satz wie dt. *Sie hat ein schönes Schloss gekauft.* wird die Bedeutung (bzw. die als am wahrscheinlichsten angenommene Bedeutung) des Satzes unter anderem dadurch determiniert, mit welcher Bedeutung der Ausdruck dt. *Schloss* verknüpft ist. Die Kommunikationssituation und die Art, wie die Äußerung getätigt ist, lassen aber auch unterschiedliche Lesarten für dt. *schön* zu: Der Ausdruck könnte etwa ironisch gemeint sein – auch dies beeinflusst die Bedeutung des Satzes gravierend.

Wir fassen also zusammen: Die Bedeutung eines kompositionellen Ausdrucks verändert sich, sobald sich die Bedeutung seiner Bestandteile oder die Art, wie diese verknüpft sind, ändert (vgl. wiederum Partee 2004: 153). Vor dem Hintergrund des linguistischen Rezessivitätsmodells bzw. vor allem unseres probabilistischen Ansatzes, lässt sich dies auch wie folgt fassen: Veränderungen in der

---

<sup>373</sup> Dass inhaltsseitig keinesfalls nur eine Kernbedeutung eines kompositionellen Ausdrucks (das Denotat) auftritt, zeigt etwa Monika Schwarz-Friesel anhand der Beispiele der nationalsozialistischen KZ-Torbeschriftungen dt. *Jedem das Seine* und dt. *Arbeit macht frei*: Hierbei lässt sich für diese kompositionellen Ausdrücke eine Konnotation leicht einsichtig konstatieren (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 170). In einem größeren kompositionellen Ausdruck wie folgendem kurzen Text lässt sich der Einfluss der (negativen) Konnotation von Bestandteilen auf das Ganze und einzelne Referenzobjekte (wie einen bzw. den Lehrer) beobachten: „*Arbeit macht frei!*“, *sagte der Lehrer lachend und teilte die Klausurbögen aus.*

<sup>374</sup> Die Wortbildungsbedeutung ist gemäß Laca etwas Systematisches und Kontextunabhängiges (vgl. Laca 1986: 129f); sie stellt insofern das Kernstück der Phänotypisierungsmöglichkeiten im linguistischen Rezessivitätsmodell dar.

Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeiten der Bedeutung der Bestandteile eines kompositionellen Ausdrucks entsprechen Veränderungen in der Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeiten der Bedeutung des kompositionellen Ausdrucks als Ganzem. Wenn wir also etwa eine Bedeutung für ein phänotypisiertes Lexem als rezessiv begreifen, ist für die Phänotypisierung eines kompositionellen Ausdrucks, als Teil dessen das Lexem (mit einer anderen als der rezessiven Bedeutung) phänotypisiert wurde, die Bedeutung – die dem kompositionellen Ausdruck zukommen würde, wäre die rezessive Bedeutung des Lexems phänotypisiert worden – rezessiv.

Nehmen wir das Beispiel von italienisch *topo* ‚(tierische) Maus‘ (vgl. lexikografisch Giacoma/Kolb 2014: 2485); für diesen Ausdruck muss gemäß der Ausführungen in Kapitel 2.1.3.1 die Bedeutung ‚Computermaus‘ aufgrund Merkmalsähnlichkeiten zwischen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ und der Möglichkeit der metaphorischen Übertragung als rezessiv angenommen werden. Allerdings wird im Italienischen konventionell – also das als modellhaft anzunehmende kollektive Lexikon der italienischen Sprachgemeinschaft betreffend – die Bedeutung ‚Computermaus‘ mit dem aus dem Englischen stammenden Lehnwort *mouse* zum Ausdruck gebracht bzw. es wird im Falle einer Phänotypisierung der Bedeutung ‚Computermaus‘ diese mit diesem Ausdruck gemeinsam mit besonders hoher, hierbei wohl höchster Wahrscheinlichkeit phänotypisiert. In einem italienischen Satz wie *Il topo è grosso*. (ins Gegenwartsdeutsche übersetzt etwa: *Die Maus ist groß*.) kann also – wenn wir ihn kontextfrei betrachten – die Bedeutung ‚die (tierische) Maus ist groß‘ angenommen werden, weil die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für diese Bedeutung (auf Kollektivebene) als besonders hoch gelten muss; (primär) rezessiv liegt aber ebenso die Bedeutung ‚die Computermaus ist groß‘ vor, deren Phänotypisierung – ob durch einen Sender oder einen Empfänger – grundsätzlich als jederzeit möglich zu gelten hat.<sup>375</sup>

---

<sup>375</sup> Dies kann natürlich umgekehrt auch für das ins Italienische entlehnte *mouse* ‚Computermaus‘ angenommen werden: Für dieses ist die Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ im Italienischen als primär rezessiv vorauszusetzen. Kenntnisse des Engl. machen derartiges auch im Deutschen denkbar: Der aus dem Engl. entlehnte Ausdruck dt. *Butterfly*, der verkürzt für eine spezielle Art Klappmesser („Butterflymesser“) steht, kann – obwohl diese Bedeutung für diesen Ausdruck im Gegenwartsdeutschen auf Kollektivebene als nicht lexikalisiert gelten kann (vgl. Dudenredaktion 2015: 366) – ebenso mit der Bedeutung ‚Schmetterling‘ auftreten, was dessen ursprüngliche konventionalisierte Bedeutung im Engl. darstellt: dt. *\*Da sitzt ein Butterfly auf der Blume!* (in diesem Falle läge also eine ausdrucks- und inhaltsseitige Entlehnung vor). Die Bedeutung ‚Schmetterling‘ für den Ausdruck *Butterfly* kann also im Deutschen im Falle einer Phänotypisierung von *Butterfly* ‚Klappmesser‘ als rezessiv gelten, obgleich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für *Butterfly* ‚Schmetterling‘ im Deutschen für

Die Kontextabhängigkeit von Bedeutung, die einem Ausdruck zugeordnet wird, lässt sich probabilistisch einordnen und zeigt Mechanismen der Bedeutungszuweisung innerhalb kompositioneller Ausdrücke auf. Innerhalb eines Transmissionalgefüges, wie es in Anlehnung an Jochen Bär (2015) bereits in der Einleitung (Kapitel 1.4.1) besprochen wurde, können Transmissionalien informativ aufgeladen werden. Das schon zitierte Beispiel, das Bär anführt, macht dies deutlich:

„Es soll also auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeiten [...]“ (Musil 1978: 10).<sup>376</sup>

Das Transmissional dt. *sie* etwa ist Teil eines Transmissionalgefüges, das den Wortverbund *STADT* konstituiert (vgl. Bär 2015: 350). Im Rahmen des Transmissionalgefüges, zu dem hier außerdem noch die Transmissionalien dt. *Stadt* und dt. *Städte* zu rechnen sind, wird dt. *sie* für den Rezipienten mit den Zuschreibungen verbunden, die oberflächlich zunächst die Ausdrücke dt. *Stadt* und dt. *Städte* betreffen: *sie* hat also einen Namen und *sie* ist groß. Dass *sie* etwas bezeichnet, was groß ist, ist dt. *sie* und der konventionell damit verbundenen Inhaltsseite aber keinesfalls inhärent: Es wird hier durch den Kontext erwirkt und kann vom kundigen Empfänger als Merkmalsinformation zu diesem *sie* wahrgenommen, d.h. phänotypisiert werden. Somit lässt sich konstatieren, dass innerhalb von Transmissionalgefügen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für Zuschreibungen in Form von Merkmalsinformationen erhöht werden kann: Erhält ein Transmissional eines Transmissionalgefüges eine neue Merkmalsinformation, so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit signifikant,<sup>377</sup> dass diese Merkmalsinformation auch mit den übrigen Transmissionalien von einem Empfänger oder gleichsam einem Sender phänotypisiert wird.

---

gewöhnlich gering sein mag. In all diesen Beispielen sind die Merkmalschnittmengen, die im Englischen zu einer schließlich lexikalisierten metaphorischen Übertragung geführt haben, auch im Italienischen bzw. Deutschen gegeben.

<sup>376</sup> Die Auslassung beinhaltet für die hiesige Argumentation nicht relevante Informationen; Bär selbst liefert die entsprechende Textstelle ungekürzt, d.h. unter vollständiger Einbeziehung des Restes des zweiten Satzes sowie eines weiteren, weshalb er auch ein weiteres Transmissional vorfindet, das hier ebenfalls ausgeblendet wird (s. diesbezüglich Bär 2015: 55).

<sup>377</sup> Anlässlich des Zusammenhangs mit der Beschreibung von Wahrscheinlichkeiten sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass der Ausdruck *signifikant* hier wie auch im Rest dieser Arbeit im Sinne von ‚bedeutsam‘, ‚relevant‘ oder ‚erheblich‘ gebraucht wird und nicht im engeren Sinne eines mathematischen oder statistischen Fachterminus.

Auch das Phänomen des Primings lässt sich bekanntlich probabilistisch einordnen (s. dazu Linke et al. 2004: 391): Wenn dt. *Doktor* leichter als Wort der deutschen Sprache erkannt wird, wenn zuvor der Ausdruck dt. *Krankenschwester* dargeboten wurde, so liegt dies offenbar daran, dass es „zu den Merkmalen des Begriffs ‚Krankenschwester‘ [gehört], zu einem Frame zu gehören, zu dem auch der Begriff ‚Doktor‘ gehört“ (Linke et al. 2004: 391). Mit der in dieser Arbeit vorgeschlagenen Terminologie ließe sich diesbezüglich sagen: Die Phänotypisierung von dt. *Krankenschwester* erhöht die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von dt. *Doktor* in der Folge signifikant.

Derartiges lässt sich auch im Bereich der Phraseme,<sup>378</sup> die per Definition als kompositionelle Ausdrücke gelten können (vgl. etwa Burger 2015: 11), beobachten: So erhöht eine Phänotypisierung der Folge bzw. des kompositionellen Ausdrucks dt. *klipp und* die Wahrscheinlichkeit für eine direkt daran anschließende Phänotypisierung von dt. *klar* signifikant, weil dt. *klipp und klar* im Gegenwartsdeutschen als Phrasem auftaucht und seine Bestandteile daher oft (also mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit) in dieser Verbindung phänotypisiert erscheinen (vgl. Palm 1997: 90) (dies gilt hier freilich mehr für dt. *klipp* als für dt. *klar*, weil letzteres im Gegenwartsdeutschen in weit mehr Kontexten (konventionell) aufzutauchen pflegt (so etwa in dt. *Der Himmel ist klar.* oder dt. *Das war mir klar.*)). Dennoch lassen sich selbst Phraseme keinesfalls als absolut feste Kombinationen beschreiben: So ist in der Wendung dt. *jmd. spielt die beleidigte Leberwurst* mit Sicherheit die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. *beleidigte* recht hoch, aber eben nicht 100%: In einer Korpusuntersuchung von 288 Belegen zeigte sich, dass in 1,74% der Fälle (5 Belege) der *Leberwurst* in diesem Phrasem das Attribut dt. *gekränkte* anstelle von dt. *beleidigte* beifügt ist (vgl. Stumpf 2015: 17).<sup>379</sup>

All dies macht ersichtlich, dass innerhalb kompositioneller Ausdrücke eine (mitunter wechselseitige) Determination von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten herrscht, die zwangsläufig auch die ausdrucks- wie inhaltsseitige Erscheinung des jeweiligen kompositionellen Ausdrucks als solchen beeinflusst.

---

<sup>378</sup> Terminologisch folge ich hierbei Burger et al. (2007), die sich aufgrund größerer internationaler Verständlichkeit gegen den in der deutschsprachigen Forschung noch immer weit verbreiteten Terminus *Phraseologismus* und für den Terminus *Phrasem* aussprechen (vgl. Burger et al. 2007: 2f).

<sup>379</sup> In diesem Zusammenhang spricht Stumpf etwa auch von „Variabilität“ (Stumpf 2015: 17), was sich in die bisherigen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit dahingehend einfügt, als wir sowohl dt. *beleidigte* als auch dt. *gekränkte* als Phänotypisierungsmöglichkeiten für eine identische Variable verstehen können, ohne Stumpfs Formulierungen infrage stellen zu müssen.

In kompositionellen Strukturen können also Informationen rezessiv gespeichert sein – aber können auch kompositionelle Strukturen selbst in einem Sprachsystem rezessiv gespeichert vorliegen? Angesichts unserer bisherigen Erkenntnisse muss die Antwort auf diese Frage selbstverständlich „ja“ lauten: Jede Kombination von Basiseinheiten eines Mentalen Lexikons, jeder Satz, jeder Text kann zu einem gewissen Grade rezessiv gespeichert sein, da für jede Basiseinheit die Möglichkeit der Kombination mit jeder anderen Basiseinheit besteht – zumindest prinzipiell. Hierbei ist zumeist allerdings jeweils von hochgradiger Rezessivität auszugehen, deren vollständige Beschreibung in Einzelfällen kaum wissenschaftlichen Mehrwert haben dürfte; auch ist anzunehmen, dass die entsprechenden Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten recht gering sind.

Entscheidend ist also auch in diesem Fall nicht, dass all diese kompositionellen Strukturen rezessiv im Sprachsystem verankert sind, sondern vielmehr, wie hoch ihre jeweilige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ist. Dass in einem gegenwartsdeutschen Satz, der mit dt. *Die Krankenschwester* beginnt eher Substantive wie dt. *Arzt* oder dt. *Patient* phänotypisiert werden als dt. *Hamsterrad* und dt. *Sprachwissenschaftler* bedarf wohl keiner weiteren Begründung (es sei etwa an Scripts und Frames erinnert), dennoch besteht durchaus die Möglichkeit einen Satz wie dt. *Die Krankenschwester behandelte den Sprachwissenschaftler, der sich an einem Hamsterrad verletzt hatte.* zu bilden und je nach Kontext mag die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dafür sogar größer sein als beispielsweise für dt. *Die Krankenschwester verwies den Patienten an den Arzt.*

Wir wollen jedoch nicht zu tief in psycholinguistische und statistische Fragen der Gesprächs- oder Textproduktion einsteigen; hierbei müsste man etwa ferner berücksichtigen, dass sprachliche Äußerungen einer (außersprachlichen) Motivation bedürfen, die Einfluss auf die phänotypisierten Ausdrücke hat,<sup>380</sup> aber auch dass die Wahl eines Themas bereits die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten einiger bestimmter sprachlicher Elemente signifikant erhöht, zwischen denen dann wiederum sprachliche Verbindungen hergestellt werden. Sicherlich kann man hinsichtlich der Determination der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten in Texten nicht chronologisch in Bezug auf die finale Äußerung vorgehen: Nur weil der erste phänotypisierte Ausdruck eines Satzes dt. *die* lautet, muss das nicht zwangsläufig bedeuten, dass die Wahrscheinlichkeit dafür, dass der zweite phänotypisierte Ausdruck dt. *Krankenschwester* ist, gestiegen ist, es kann auch

---

<sup>380</sup> So wird jemand, der sich sprachlich äußert, weil er Schmerzen hat, wohl kaum Ausdrücke wie dt. *Lesezeichen* oder dt. *adlig* phänotypisieren, zumindest ist die Wahrscheinlichkeit (aufgrund der jeweiligen bestehenden Ausdrucks-Inhalts-Konventionen innerhalb der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen) dafür deutlich geringer einzuschätzen als etwa für Bezeichnungen von Körperteilen oder Adjektiven, die eine Beschreibung der Art des Schmerzes ermöglichen.

genau umgekehrt sein: Der Ausdruck dt. *Krankenschwester* verlangt (konventionell) im Deutschen in der bestimmten Form nun einmal einen bestimmten femininen Artikel (dieser ist im Gegenwartsdeutschen konventionell eben dt. *die* (im Nominativ/Akkusativ)), erhöht also dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit vor dem Ausdruck dt. *Krankenschwester*. Man darf hierbei also nicht von einer linearen Sprachdeterminierung ausgehen (zumindest nicht hinsichtlich der Gestalt einer gesendeten sprachlichen Nachricht).<sup>381</sup> Nichtsdestoweniger ist es natürlich auch wahr, dass ein bestimmter femininer Artikel wie dt. *die* die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von singularischen maskulinen Substantiva (und natürlich auch von Neutra) in der direkten Folge erheblich verringert, aber die von femininen Substantiva erhöht – also auch von dt. *Krankenschwester*. Es kann also durchaus von wechselseitiger Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zweier Ausdrücke gesprochen werden.<sup>382</sup>

Nähern wir uns anstelle einer ausführlichen Auseinandersetzung mit Textproduktionsmechanismen jedoch lieber einer besonderen Form kompositioneller Strukturen an: syntaktischen Konstruktionen. Das Beispiel des *werden-Futurs*<sup>383</sup> im Deutschen soll dies veranschaulichen: Diese Konstruktion mit futurischer Bedeutung setzt sich zusammen aus einer finiten Form des Verbs dt. *werden* und eines Verbs im Infinitiv, wobei letzteres dasjenige Verb ist, dem der futurische Tempus zugeschrieben werden soll (s. zum Futur im Gegenwartsdeutschen des Weiteren Zifonun et al. 1997c: 1699-1701). Allerdings war dies nicht immer so: Für das früheste Althochdeutsche ist derartige nicht zu belegen und begegnet dort erstmals in den Schriften Otfrids von Weißenburg im 9. Jahrhundert, jedoch vor dem 13. Jahrhundert insgesamt nur höchst vereinzelt, sodass man bis dahin keineswegs von einer Konventionalisierung auf Kollektivebene und wohl auch

---

<sup>381</sup> Hierbei mag man die Operationen *Merge* und *Move* des Minimalistischen Programms, die Verknüpfungen und Verschiebungen bzw. Bewegungen sprachlicher Elemente (bzw. Objekte) beschreiben (s. dazu etwa einleitend Chomsky 2015: 207f u. 229), unterstützend heranziehen; die Möglichkeiten und Grenzen einer Harmonisierung des linguistischen Rezessivitätsmodells mit dem Minimalistischen Programm werden in Kapitel 5.1 noch im Detail angesprochen.

<sup>382</sup> Natürlich kann dt. *die* auch in anderen Varianten eingesetzt werden, so etwa als bestimmter Artikel für Maskulina oder Neutra im Nominativ Plural oder gar als Relativpronomen – in beiden Fällen wären also abweichende Beeinflussung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten für Phänotypisierungsmöglichkeiten nachfolgender Ausdrücke anzunehmen.

<sup>383</sup> Die Bezeichnung *werden-Futur* steht hierbei stellvertretend für die futurisch gebrauchte Konstruktion aus dem Verb dt. *werden* + Infinitiv, die man auch als Form eines *Futurgrammems* (so etwa bei Diewald/Habermann 2005) bzw. *Futurtagmems* bezeichnen könnte, wobei unter *Grammem* bzw. *Tagmem* die „kleinste Einheit einer grammat[ischen] Form, betrachtet zusammen mit der zugeordneten Bedeutung“ (Glück 2010: 698), verstanden sei.

nicht von einer Kontinuität sprechen kann (vgl. etwa Westvik 2000: 235-240). Dieser Umstand macht die Frage nach der Art der Entstehung des *werden*-Futurs zu einem spannenden und gleichsam höchst umstrittenen Gegenstand der Forschung zur Sprachgeschichte des Deutschen, der in zahlreichen Arbeiten besprochen wurde (s. dazu etwa Diewald/Habermann 2005, Kleiner 1925, Leiss 1985, Saltveit 1957 u. 1962, Schmid 2000, Weinhold 1883, Westvik 2000 oder Wilmanns 1906).

Wir wollen uns diesem Phänomen daher später noch in adäquatem Umfang widmen (worauf hiermit verwiesen sei (Kapitel 3.2)) und uns hier zunächst auf grundlegende Beobachtungen beschränken. Wenn wir es bei ahd. *werdan* bereits mit einem Verb zu tun hatten, dessen Bedeutungsumfang etwa „entstehen, [...] hervorkommen; [...] eintreten, sich ereignen, [...] auftreten, [...] erschaffen“ (Schützeichel 2012: 381) abdeckt, so kann angesichts dieser Semantik nicht verleugnet werden, dass es geeignet ist, die Beschreibung des Kommens in einen bestimmten Zustand zu leisten;<sup>384</sup> dies wiederum kann als Befähigung von ahd. *werdan* gewertet werden, sowohl für Passiv- als auch Futurperiphrasen zur Anwendung kommen zu können, d.h. grammatikalisiert<sup>385</sup> bzw. in diesem Sinne (regelmäßig) phänotypisiert zu werden. Selbiges kann im Übrigen angesichts der rekonstruierbaren Semantik etwa auch für altfriesisch *wertha* (Hofmann/Popkema 2008: 581) oder altsächsisch *werthan* (Tiefenbach 2010: 455) behauptet werden, sodass Grund zu der Annahme besteht, dass dies bereits mindestens für das (kontinentale) Westgermanische gegolten haben muss, wenn nicht gar schon früher (s. auch Kluge 2011: 982f). Die These lautet daher, dass in der Semantik des Verbs ahd. *werdan* bereits die Phänotypisierungsmöglichkeit als Mittel zur Futurperiphrase vorlag bzw. primär rezessiv gegeben war; selbiges gilt dabei auch für Passivperiphrasen mithilfe besagten Verbs.

Ogleich wir diese und weitere syntaktische Konstruktionen wie etwa den althochdeutschen *Dativus absolutus* später noch ausführlicher behandeln werden, sollte hieran bereits deutlich geworden sein, dass die Möglichkeit zur Kom-

---

<sup>384</sup> Eine derartige Bedeutung gibt interessanterweise auch das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion zum Gegenwartsdeutschen an (s. Dudenredaktion 2015: 2011).

<sup>385</sup> Unter *Grammatikalisierung* wollen wir – Bernd Heine und Tania Kuteva (2005) folgend – den Prozess verstehen, der dazu führt, dass ein Ausdruck desemantisiert wird (also die ursprünglich mit ihm verbundene Bedeutung verliert oder generalisiert), extensiert wird (also in neuen Kontexten Verwendung findet) und im Zuge dessen eine grammatische Funktion übernimmt; in der Regel ist dabei zudem eine Dekategorisierung (ein Abbau ursprünglicher inhaltsseitiger Eigenschaften) oder Erosion in Form ausdrucksseitiger Reduktion oder Irregularisierung zu beobachten (vgl. Heine/Kuteva 2005: 80 sowie hinsichtlich letzteren erneut Nübling 2000).

bination sprachlicher Ausdrücke nicht nur rein semantische Folgen (in Form einer Beeinflussung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten) nach sich ziehen kann (wie etwa bei Phrasemen, Frames oder Scripts gesehen), sondern unter bestimmten Umständen auch grammatische Umwälzungen ermöglicht. Dies mag nicht verwundern, wenn man sich bewusst macht, dass Semantik und Grammatik bzw. Syntax keineswegs voneinander isoliert sind; vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass jede syntaktische Regel mit einer semantischen gepaart ist (vgl. Jacobson 2014: 43) – eine Vorstellung die bereits zu Kapitelanfang als grundlegend festgehalten wurde.<sup>386</sup> Kompositionelle Strukturen können also sowohl rezessive Informationen speichern als auch selbst als rezessive Information in Sprache vorhanden sein; dabei können sie unter Umständen sogar als syntaktische (d.h. letztlich funktionale) Konstruktionen rezessiv erscheinen.

## 2.5 – Externe Sprachspeicher

Setzen wir uns nun noch mit „externen Sprachspeichern“ auseinander, unter denen wir jedweden Speicherort sprachlichen Wissens verstehen wollen, der nicht in der menschlichen Kognition oder einem Sprachsystem selbst (also einer Kollektivebene) zu lokalisieren ist; „externe Sprachspeicher“ sind also vor allem „sprachexterne Sprachspeicher“.

Wir sind bereits im Rahmen unserer Betrachtungen von sogenannten Rückentlehnungen zu der Feststellung gelangt, dass auch in einzelsprachlichen Strata, bei denen es sich nicht um das Stratum der Untersuchungssprache handelt, rezessive Informationen, die einst als lexikalisiert bzw. konventionalisiert beschreibbar waren und dann aus dem sprachlichen Phänotyp verloren gingen, zu finden sind, die – aufgrund von Sprachkontakt – eine signifikante Erhöhung ihrer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit erfahren können. Dabei wurden wir bereits darauf aufmerksam, dass die Wahl der Perspektive oder genauer die Abgrenzung eines zu untersuchenden Systems gegen dessen Umwelt von zentraler Bedeutung ist. Für eine bestimmte Einzelsprache (Stratum A) können daher sprachliche Informationen, die als ihr phänotypisch „fehlend“ bezeichnet werden können, weil ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gegen 0 konvergiert, und die in einer anderen Einzelsprache (Stratum B) aber mit hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, sodass sie dort als lexikalisiert bzw. konventionali-

---

<sup>386</sup> Es sei hierbei nochmals auf Partee 2004, aber auch Jacobson 2014 verwiesen.



siert gelten können, vorhanden sind, durch Sprachkontakt eine Phänotypisierung erfahren, weil ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten in Stratum A durch den Kontakt mit B erhöht werden. Gemäß der einleitenden Definition von *externen Sprachspeichern* ist dieser Fall jedoch nicht darunter zu fassen, da das Stratum einer Einzelsprache seine Informationen selbstverständlich in den sprachlichen Individualsystemen („Mentalen Lexika“) der Mitglieder der entsprechenden Sprachgemeinschaft gespeichert hält, also nicht außerhalb menschlicher (oder auch menschenähnlicher) Kognition (einer humanoiden Individual-ebene) oder eines (allgemeinen) Sprachsystems (einer humanoiden Kollektiv-ebene). Externe Sprachspeicher sind hiervon zu unterscheiden, weil sie selbst keiner Kognitionsapparate bedürfen.

Als externe Sprachspeicher können gemäß besagter Definition etwa Medien wie Texte oder Tonaufnahmen gesprochener Sprache, mitunter gar Filmaufnahmen<sup>387</sup> gelten.<sup>388</sup> Was dies im Detail meint und was die Konsequenzen daraus sind, sei im Folgenden näher ausgeführt.

Nehmen wir etwa an, eine lexikalische Einheit, die in einer bestimmten Einzelsprache konventionell bestand und über eine derartige Gebrauchsfrequenz und ein Verankertsein in derart vielen Mentalen Lexika von Angehörigen der entsprechenden Sprachgemeinschaft verfügte, dass sie auf Kollektivebene als lexikalisiert gelten musste, geht verloren; allerdings wurde diese lexikalische Einheit vor ihrem Schwund in schriftlichen Texten verwendet, die über den Zeitpunkt des Schwundes der lexikalischen Einheit hinaus erhalten blieben. Stößt nun zu späterer Zeit – nach dem Schwund der lexikalischen Einheit – jemand auf derartige Texte, so kann er – sofern er die Schrift entziffern kann – die lexikalische Einheit als solche wahrnehmen bzw. messen, d.h. phänotypisieren.

Diese Messung kann auf unterschiedlichen Ebenen geschehen: Denkbar ist erstens, dass einzig die Ausdrucksseite gemessen wird, d.h. der Leser nimmt die Ausdrucksseite wahr und gelangt dabei womöglich aufbauend auf dem Schriftbild gar zu einer lautlichen Vorstellung selbiger; zweitens mag er – sofern er den

---

<sup>387</sup> Von Filmaufnahmen, die gemeinsam mit Tonaufnahmen gesprochener Sprache auftreten, abgesehen wäre hierbei etwa auch der Fall denkbar, dass eine tonlose Filmaufnahme Lippen- und gar Zungenbewegungen eines Sprechenden zeigt, die eine (mindestens grobe) Rekonstruktion der geäußerten Lautfolge ermöglichen.

<sup>388</sup> Hinsichtlich all dieser Medien ist für die folgenden Ausführungen unerheblich, in welcher Form sie vorliegen (so kann etwa ein Text mit Tinte auf Papier fixiert, in eine Wachstafel oder einen Felsen geritzt, aber auch in digitaler Form gespeichert sein, sodass zur Dekodierung durch einen Menschen zusätzlich zu dessen natürlichen Kompetenzen (wie etwa das Sehen und das (erlernbare) Lesen) eine entsprechende Hard- und Software vonnöten ist).

Kontext des schriftlichen Ausdrucks im Text zu verstehen glaubt – die Ausdrucksseite gar mit einer Inhaltsseite verbinden, wodurch er also eine vollständige lexikalische Einheit wahrnehmen würde. In seltenen Fällen – etwa wenn die entsprechende lexikalische Einheit nicht lesbar ist, jedoch erkannt werden kann (oder der Lesende zu erkennen glaubt), dass es sich bei der unlesbaren Stelle um einen einzelnen Ausdruck handeln muss – könnte sogar aufbauend auf den Kontext die Bedeutung einer lexikalischen Einheit hergeleitet, also wahrgenommen bzw. gemessen werden, ohne dass eine Messung einer Ausdrucksseite erfolgen kann (dieser Fall kann wohl als äußerst selten und nur unter bestimmten Bedingungen denkbar, aber dennoch nicht ausgeschlossen gelten).

Nimmt ein Leser zu einer Zeit nach dem Schwund der entsprechenden lexikalischen Einheit selbige also aufgrund eines derartigen Textes wahr, so ist er theoretisch in der Lage, sie in sein eigenes Mentales Lexikon einzuspeisen bzw. aufbauend auf rezessive Informationen dort herzustellen und zu konventionalisieren, sie in Kommunikationssituationen mit anderen zu gebrauchen, zu etablieren, ihr zu einer Ausbreitung zu verhelfen und somit unter Umständen gar eine neuerliche Lexikalisierung der lexikalischen Einheit auf Kollektivebene der Sprachgemeinschaft, der er angehört, herbeiführen. In einem solchen Szenario läge also ein Fall des Allgemeinen Rezessivitätsmusters vor, wobei der Speicherort der rezessiven Information (d.h. der entsprechenden lexikalischen Einheit) sprachextern, nämlich – mittels eines schriftlichen Zeichensystems enkodiert – etwa durch Tinte auf Papier zu liegen scheint. Doch ähnlich wie hinsichtlich Rückentlehnungen sei hierbei die Funktion des externen Sprachspeichers nicht als Speicher rezessiver Information verstanden, sondern als Speicher einer hohen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der diesbezüglichen sprachlichen Information.

Fragt man dabei nach Phänotypisierungen, so lässt sich feststellen: Zum Entstehungszeitpunkt eines besagten Textes wurde die entsprechende lexikalische Einheit vom Schreibenden phänotypisiert – zunächst kognitiv, dann in Form eines schriftlichen Ausdrucks; inhaltsseitige Informationen sind dabei in größerem oder kleinerem Maße durch den Kontext ebenso phänotypisiert worden und gleichsam schriftlich festgehalten worden (die Inhaltsseite muss von früheren wie späteren Lesenden gleichermaßen rekonstruiert werden, obgleich frühere in diesem Szenario womöglich Vorteile hatten, wenn es darum geht, zu verstehen, was der Schreibende meinte, weil die Gestalt ihres Mentales Lexikons für gewöhnlich größere Schnittmengen mit dem des Schreibenden aufwies, als es bei einem späteren Lesenden der Fall sein dürfte).

Ein späterer Leser phänotypisiert im Rahmen seines Lesevorgangs den Ausdruck erneut: Er nimmt das Schriftbild wahr und gelangt über selbiges zu einer

kognitiven Repräsentation, die womöglich sogar Aspekte einer Lautgestalt beinhaltet. In der Zwischenzeit, d.h. der Zeit, in der der Text und vor allem der entsprechende Ausdruck nicht wahrgenommen, d.h. eingesehen wurde, bestand zwar die Möglichkeit der Wahrnehmung – die Phänotypisierung hätte also, sofern der Textträger nicht verschollen war, jederzeit erfolgen können –, es kam aber nicht dazu; in dieser Zeit war der Text kein aktiver Teil des Sprachgeschehens in der Welt. Wir haben es also hinsichtlich des Schreibens und des Lesens eines Ausdrucks mit zwei Mess- bzw. Phänotypisierungszeitpunkten zu tun; ohne eine Messung bleibt der niedergeschriebene Text und die in ihm beinhaltenen Ausdrücke jedoch frei von Relevanz für das Sprachsystem der entsprechenden Einzelsprache, d.h. frei von einer Wechselwirkung mit selbigem: er wird nicht phänotypisch (dies unterstreicht die große Bedeutung des Beobachtenden bzw. Wahrnehmenden bzw. Messenden, d.h. des Phänotypisierers).

Natürlich bedeutet das beschriebene Szenario nicht zwangsläufig, dass der spätere Lesende die lexikalische Einheit, deren Ausdruck er da liest, so verstanden hat, wie sie der Schreibende einst meinte oder wie sie vor ihrem Schwund konventionell gebraucht wurde: Dies kann sowohl die Inhaltsseite als auch – etwa wenn die lautliche Repräsentation, die der Lesende aus dem Schriftbild ableitet, abweichend ist – die Ausdrucksseite betreffen. Für den Lesenden ergeben sich bei der Rekonstruktion derartiger mit einem Schriftbild verknüpften Aspekte letztendlich all jene Probleme, die sich auch der Historiolinguistik stellen. Die Frage ist dabei, wie man aus einem zunächst unerschlossenen alten Text Informationen über dessen inhalts- oder ausdrucksseitige Gestalt gewinnt. Allerdings mag dies mitunter unerheblich sein: Wenn ein Ausdruck aus einem derartigen Text von einem Lesenden der Gegenwart mit einem Inhalt verknüpft wird, den sich der Lesende aufgrund des Kontexts erschließt, mit dem der Ausdruck zu früheren Zeiten jedoch nie verknüpft war, so kann die lexikalische Einheit zumindest ausdrucksseitig dennoch dem Allgemeinen Rezessivitätsmuster anheimfallen, also wiederbelebt, neuerlich phänotypisiert werden.

In der Geschichte des Deutschen lässt sich als Beispiel für einen Fall von Rezessivität, der auf Texten als externen Sprachspeichern fußt, der mittelhochdeutsche Ausdruck mhd. *minne* mitsamt dessen einstiger, konventionell mit selbigem verbundenen Inhaltsseite heranziehen. Die entsprechende lexikalische Einheit war im Mhd. weit verbreitet, ging aber später zumindest weitgehend verloren: So führt das „Frühneuhochdeutsche Wörterbuch“ – das sich immerhin eine lexikalische Untersuchung des Deutschen vom 14. bis 17. Jahrhundert zur Aufgabe gemacht hat (vgl. etwa Anderson et al. 1989: 1) – für fnhd. *minne* nur Belege bis ins 15. Jahrhundert auf, für mit diesem verwandte Ausdrücke sind nur das Verb

fnhd. *minnen*, das Adjektiv fnhd. *miniglich* und das Kompositum fnhd. *minne-  
wein* auch für das – zumeist frühe – 16. Jahrhundert belegt (vgl. Goebel et al.  
2016: 2500-2547).

Jedoch erlebte *minne* im Deutschen eine Renaissance als die Autoren der Romantik Ende des 18. bzw. Anfang des 19. Jahrhunderts im Zuge ihres Interesses und ihrer Rezeption des „deutschen“ Mittelalters, die mhd. Texte und Gattungen wiederentdeckten und mitunter gar übersetzten oder nachahmten; dabei tauchte *minne* also auch im Nhd. wieder in einer sowohl ausdrucks- als auch inhaltsseitig an Phänotypisierungen früherer Jahrhunderte orientierten Weise auf (kleinere inhaltsseitige Abweichungen, vor allem hinsichtlich des möglichen Bedeutungsumfangs, mag man hierbei ignorieren) (vgl. Kluge 2011: 624, Moser 1984: 186-194 u. Schulze 1993: 640).<sup>389</sup> Dies zeigt, dass externe Sprachspeicher tatsächlich nachweisbare Wirkung entfalten können, die unter Umständen zur neuerlichen Phänotypisierung, vielleicht gar Lexikalisierung verloren geglaubter sprachlicher Elemente und zur Beobachtbarkeit eines Allgemeinen Rezessivitätsmusters führen.<sup>390</sup>

---

<sup>389</sup> Stellvertretend für derartige Unterfangen seien Ludwig Tiecks Übertragungen mhd. Lyrik in „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ (1803) genannt, ähnliche Werke existieren auch von Wilhelm Müller (1816) oder Friedrich Rückert (1836) sowie von Friedrich Schlegel und Max von Schenkendorf; auch in August Wilhelm Schlegels „Tristan“ (1800) oder dessen Romanze „Ritterthum und Minne“ wird *minne* ebenso rezipiert wie in Heinrich Heines Gedichten „Minnegruß“ oder „Minneklage“ (vgl. etwa Briegleb 1997: 18 u. 52-54 sowie Sokolowsky 1906: 38, 118f, 128, 137, 142f).

<sup>390</sup> Wie bei lexikalischem Schwund üblich und wie es in den entsprechenden Kapiteln dieser Arbeit (Kapitel 2.1.1 und 2.1.2) dazu schon diskutiert wurde, ist ein vollständiger Schwund eines Ausdrucks wie in diesem Fall *minne* im Deutschen natürlich kaum zweifelsfrei nachweisbar. Die offenbar zwischen dem späten 16. und späten 18. Jahrhundert klaffende Lücke, in der hinsichtlich *minne* wohl nicht vom Zustand der Lexikalisierung auf Kollektivebene gesprochen werden kann, mag dennoch als Indiz für einen Schwund gewertet werden, mindestens aber für ein offenbar signifikantes Sinken der Gebrauchsfrequenz. Die Beschäftigung der deutschsprachigen Romantiker mit mhd. Texten muss also mindestens als auf externe Sprachspeicher fußende und offensichtlich erhebliche Erhöhung der Gebrauchsfrequenz gewertet werden. Der Einfluss externer Sprachspeicher könnte daher im Zusammenhang mit dem Wiederaufleben von *minne* in der deutschen Romantik selbst dann nicht geleugnet werden, wenn man keinen vollständigen Schwund des Ausdrucks *minne* in der Geschichte des Deutschen vor der Romantik annähme. Denn grundsätzlich sollte man eher davon ausgehen, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von *minne* signifikant sank (gegen 0 konvergierte), ehe die „Wiederentdeckung“ in der Romantik sie wieder signifikant steigerte – in der Zwischenzeit blieb der Ausdruck rezessiv, denn er hätte jederzeit aufbauend auf (insbesondere lautlichen) Konventionen des Deutschen gebildet werden können. Hinsichtlich der Inhaltsseite mag sich dabei allerdings eine größere Instabilität gefunden haben.

Dass lexikalische Einheiten analog dazu, wie es soeben hinsichtlich externer Sprachspeicher mit schriftlicher (d.h. für gewöhnlich optisch, womöglich gar haptisch wahrnehmbarer) Enkodierung von Sprache beschrieben wurde, auch durch externe Sprachspeicher mit lautlicher (d.h. akustisch wahrnehmbarer) Enkodierung nach einem Schwund in derselben Einzelsprache (d.h. demselben Stratum) neuerlich lexikalisiert werden können, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Der gegenwartsdeutsche Ausdruck dt. *Fahne* mag in zweihundert Jahren verlustig gehen, doch angenommen es überdauern Audioaufnahmen aus dem 20. und 21. Jahrhundert, in denen das Wort kontextualisiert auftaucht, die Zeit, so hat dt. *Fahne* die Chance in fünfhundert Jahren wiederentdeckt, phänotypisiert und womöglich gar erneut auf Kollektivebene lexikalisiert zu werden. Diejenigen Phänotypisierungen, die aufgezeichnet wurden, können also Jahrhunderte später weitere Phänotypisierungen nach sich ziehen – in der Zwischenzeit bleibt dt. *Fahne* rezessiv im Sprachsystem des Deutschen verhaftet (zumindest solange sich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten im Phoneminventar nicht signifikant verschieben) und seine hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit auf externen Sprachspeichern in Form von Audioaufzeichnungen gespeichert.<sup>391</sup>

Eine Analogie ließe sich auch auf weitere externe Sprachspeicher, wie die eingangs erwähnten Filmaufnahmen, ausdehnen. Darüber hinaus sei darauf aufmerksam gemacht, dass auch andere sprachliche Ebenen als die lexikalische von externen Sprachspeichern berührt werden und gleichsamer Wirkung gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsmusters entfalten können: In einer Einzelsprache verlustig gegangene kompositionelle Strukturen wie Phraseme, Redewendungen oder gar syntaktische Konstruktionen können auf externen Sprachspeichern genauso wiederentdeckt und in Folge dessen neuerlich konventionalisiert werden wie (vor allem bei Audioaufnahmen) Phoneme oder (vor allem bei schriftlichen Texten) Grapheme. Die entsprechenden Prozesse sind dabei natürlich mit Lehnverhältnissen vergleichbar, da Elemente oder zumindest sprachliche Metainformation (etwa hinsichtlich Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen) von außen in das System einer Einzelsprache gelangen (also nicht innerhalb des jeweiligen Sprachsystems selbst erwirkt werden, wie es etwa für primär rezessive Wortbildungen festzustellen war). Sie unterscheiden sich aber dadurch, dass die betreffenden Informationen diachron betrachtet bereits dem System angehört hatten, sodass ein Vergleich mit Rückentlehnungen, wie wir sie schon besprochen haben, am weitesten trägt; davon abgesehen bleibt die Besonderheit exter-

---

<sup>391</sup> Eine weitere Analogie ließe sich natürlich auch für weitere externe Sprachspeicher, wie die eingangs erwähnten Filmaufnahmen, formulieren.

ner Sprachspeicher hervorzuheben, dass sie nicht abhängig von einem regelmäßigen Gebrauch sind: Eine Einzelsprache kann, wenn sie nicht auf externen Sprachspeichern überliefert ist, nicht mehr als Ausgangssprache für Entlehnungen (auch Rückentlehnungen) dienen, wenn sie von niemandem mehr beherrscht wird, d.h. „ausgestorben“ ist. Externe Sprachspeicher jedoch können – pathetisch gesprochen – das Tote wiederbeleben, sobald da jemand ist, der die in ihnen gespeicherten sprachlichen Informationen erkennt und wahrnimmt (bzw. „misst“), d.h. phänotypisiert.<sup>392</sup> Der Wahrnehmende, der dabei also als Phänotypisierer auftritt, muss nicht notwendigerweise ein Individuum der Art *Homo sapiens* sein: auch eine sprachbefähigte KI käme infrage, ebenso wäre eine andere biologische Art denkbar. Beziehen wir diese Möglichkeit mit ein, so kann die eingangs formulierte Definition externer Sprachspeicher zu folgender präzisiert werden: Ein externer Sprachspeicher ist ein Speicherort sprachlichen Wissens bzw. von dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten (sprachlicher Metainformation), der außerhalb sprachverarbeitender Systeme und deren Individual- wie Kollektivebenen zu lokalisieren ist.<sup>393</sup>

Auf Grundlage dieser Feststellung ist überdies Folgendes zu konstatieren: Konkrete sprachliche Information oder gar Elemente können erst dann als „verloren“ gelten, wenn keinerlei Möglichkeit mehr besteht, sie (wieder) zu phänotypisieren. Nach unseren bisherigen Betrachtungen setzt dies voraus, dass die entsprechende sprachliche Information bzw. entsprechenden sprachlichen Informationen (1.) in keinem Mentalen Lexikon mehr verankert sind und (2.) aus keinerlei externen Sprachspeichern extrahiert werden können bzw. in keinerlei externen Sprachspeichern gespeichert sind.<sup>394</sup>

---

<sup>392</sup> Wieder sei darauf hingewiesen, dass die Frage, ob das Wahrgenommene in der Weise wahrgenommen wird, wie es einst vom Produzenten der sprachextern gespeicherten Sprachdaten gemeint wurde, hierbei zunächst eine untergeordnete Rolle spielt.

<sup>393</sup> Ein Hinweis zur weiteren Einordnung: Nach dieser Definition ist etwa eine digital, z.B. auf einer Festplatte gespeicherte Textdatei (mit sprachlichem Inhalt) als externer Sprachspeicher zu verstehen. Wenn diese Datei aber Teil eines Lexikons einer sprachfähigen KI ist, bzw. einer Software, die sprachfähig und einem *Homo sapiens* vergleichbar darauf zugreift, so wäre die entsprechende Datei als Teil eines sprachverarbeitenden Systems zu begreifen und eben nicht als auf einen externen Sprachspeicher gespeichert. Freilich ist hierbei die Frage zu stellen, ab wann eine Software bzw. eine KI als „sprachfähig“ gelten kann (im Rahmen dieser Arbeit wollen wir etwa bloße Spracheingabe- oder Sprachausgabesoftware nicht darunter fassen, wohl aber Sprachsoftware bzw. KIs, die zum eigenständigen Führen von Konversationen verschiedenen Typs (etwa mit Menschen als Kommunikationspartnern zu verschiedenen Themen) unter Zugriff auf ein ihnen internes Lexikon in der Lage sind).

<sup>394</sup> Wir sind im Rahmen dieser Arbeit bereits zu der Erkenntnis gelangt, dass jede sprachliche Information außerhalb einer Phänotypisierung als rezessiv zu gelten hat.

Eine Relativierung dessen ist jedoch sogleich vorzunehmen: Wir haben das Rezessivitätsmodell bereits als probabilistisch beschrieben; wenn also ein sprachliches Element aus dem Sprachgebrauch einer Einzelsprache verschwindet, aber durch externe Sprachspeicher in spätere Zeit überliefert (transmittiert), wiederentdeckt, neuerlich phänotypisiert und neuerlich lexikalisiert wird, so schließt dies keinesfalls aus, dass das entsprechende Sprachsystem nicht auch in der Lage gewesen wäre, das entsprechende sprachliche Element aus sich selbst heraus neuerlich hervorzubringen. Wenn der Diphthong in protogerm. *\*/stajna/*- im Alt- und Mittelhochdeutschen als ahd./mhd. */ɛɪ/* auftritt, ist das Sprachsystem selbst, wie wir bereits gesehen haben, sehr wohl in der Lage, den Diphthong wieder zu */aɪ/* zu wandeln; hierfür bedurfte es offensichtlich keines externen Einflusses durch externe Sprachspeicher, die protogermanische Lautung überlieferten, und vermutlich auch keines lautlich belehnenden Sprachkontakts – ausreichend war schon die Entwicklungswahrscheinlichkeit von */ɛɪ/* zu */aɪ/* bzw. die Tatsache, dass beides nur unterschiedliche Werte eines identischen sprachlichen Elements zu begreifen sind, weshalb wir beide Werte außerhalb einer Phänotypisierung als miteinander superponierend verstehen wollen.

Angesichts der physikalischen und womöglich auch kognitiven Begrenzung des menschlichen Sprachvermögens ist es als fraglich, wenn nicht sogar als ausgeschlossen anzusehen, dass externe Sprachspeicher (oder auch belehnende Ausgangssprachen im Sprachkontakt, die mit der aufnehmenden Einzelsprache nicht verwandt sind) eine Einzelsprache mit sprachlichen Informationen oder gar Elementen versorgen können, deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit innerhalb der entsprechenden Einzelsprache zuvor bei 0 lag. Die dabei übermittelte Information mag zwar in tiefen Graden rezessiv verankert gewesen sein – sekundär, tertiär oder vermutlich mehr –, würde dann aber dennoch über eine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit  $>0$  verfügen, wäre also durchaus als bestehende Phänotypisierungsmöglichkeit aufzufassen. Schlussendlich ist es daher fraglich, ob innerhalb probabilistischer Sprachbetrachtungen und des Rezessivitätsmodells überhaupt von vollständigem Schwund gesprochen werden kann; externe Sprachspeicher sind aber so oder so von Relevanz, da sie mindestens als Faktor zu berücksichtigen sind, der die bestehende Verteilung von Phänotypisie-

---

Um Unklarheiten zu vermeiden, sei dennoch darauf hingewiesen, dass beide genannten Bedingungen hierbei natürlich sowohl phänotypisierte als auch rezessive Informationen umfassen.

rungswahrscheinlichkeiten innerhalb einer Einzelsprache verschieben kann, indem er etwa die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für im entsprechenden externen Sprachspeicher enthaltene Informationen signifikant erhöht.<sup>395</sup>

Die Werte des jeweiligen Rezessivitätsgrads und der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von in externen Sprachspeichern gespeicherter Information für eine jeweilige Untersuchungssprache (auf Kollektiv- oder gar einer bestimmten Individualebene) ist dabei – im Übrigen ebenso wie sprachintern bei stratumsexternen Speichern – vor allem davon abhängig, inwiefern der jeweilige externe Speicher und die in ihm enkodiert vorliegenden Informationen (relevanten) Angehörigen der Untersuchungssprache zugänglich sind.

Abschließend wollen wir externe Sprachspeicher noch kurz sowohl in einem kulturwissenschaftlichen als auch in einem biologischen Sinne unter Verweis auf diesbezügliche Ausführungen in der Einleitung einordnen.

Kulturwissenschaftlich betrachtet lassen sich externe Sprachspeicher in die Gedächtnistheorie nach Assmann integrieren: Dieser weist darauf hin, dass das, was er als *kulturelles Gedächtnis* begreift und was sich auch unter den Oberbegriff eines *kollektiven Gedächtnisses* fassen lässt (vgl. Assmann 1988: 9f), nicht an verkörperte Gedächtnisse im Sinne einer Verkörperung durch einen Menschen gebunden ist, sondern dass „unsere Erinnerungen [...] nicht nur sozial, sondern auch kulturell ‚eingebettet‘ [sind], wir gehen nicht nur mit anderen Personen, sondern auch mit Texten, Bildern, Dingen, Symbolen und Riten um“ (Assmann 2006: 69f). Auch Assmanns kulturwissenschaftlicher Ansatz lässt sich also als Integration dessen, was wir als *externe Sprachspeicher* bezeichnen, in die Kollektivebene lesen, wobei selbstverständlich derartige externe Sprachspeicher zunächst auch nur von einem Individuum rezipiert werden können, ehe sie von diesem ausgehend wieder in eine Kollektivebene hineinwirken. Assmanns Vorstellung des kulturellen Gedächtnisses ist – anders als die des kommunikativen Gedächtnisses, das er ebenfalls definiert (s. etwa Assmann 2006: 69 sowie Kapitel 1.5.2.3 dieser Arbeit) – also eine Vorstellung der Informationsübertragung, die auch über viele Generationen hinweg wirken kann, was gleichsam für das potenzielle Wirken externer Sprachspeicher, die wir als Teil des kulturellen bzw. kollektiven Gedächtnisses begreifen wollen, gilt. Demgegenüber kann das kommunikative Gedächtnis „nicht außerhalb verkörperter Gedächtnisse“ (Assmann 2006: 69) existieren und ist in seiner zeitlichen Wirkungsstanz deutlich eingeschränkter, eben weil es an sterbliche Träger gebunden ist (vgl. Assmann 2007: 50-56); es

---

<sup>395</sup> So stellt etwa, wie bereits dargelegt, schon ein Lesevorgang eine – mindestens ausdrucksseitige, gewöhnlich aber auch inhaltsseitige – Phänotypisierung des Gelesenen dar.



weist also grundlegende Unterschiede zur Informationserhaltung bzw. -transmission, wie sie durch externe Sprachspeicher erfolgen kann, auf.

Hinsichtlich einer Einordnung externer Sprachspeicher in die Biologie ist zu konstatieren, dass Texte, Tonaufnahmen und dergleichen der Biologie vielleicht zunächst fremd wirken, doch unter Verweis auf die bereits in der Einleitung besprochenen Vorstellung eines *erweiterten Phänotyps* nach Dawkins lässt sich all dies durchaus miteinander vereinen. Dawkins, der mit besagtem Terminus auf alle Effekte verweist, die ein Gen bewirken kann, macht darauf aufmerksam, dass derartige Effekte insbesondere die Überlebenschancen des Gens selbst beeinflussen (vgl. Dawkins 1999: 293). Es ist an dieser Stelle wohl kaum nötig, auszuführen, dass der *Homo sapiens* seinen Verbreitungserfolg insbesondere seinen kognitiven Fähigkeiten zu verdanken hat, und dass diese eng mit Wissen verbunden sind; Wissen wiederum lässt sich (unter anderem) mittels Sprache unter den Individuen dieser Art verbreiten und kann dabei erhalten werden (auch hierbei muss wohl nicht näher darauf eingegangen werden, dass das Wissen der Menschheit wohl nie den Umfang erreicht hätte, den es heute hat, wenn jedes Individuum dieses Wissen neu zu erarbeiten hätte). Die Sprachfähigkeit liegt selbstverständlich wie jede Fähigkeit eines biologischen Organismus zumindest teilweise in den Genen desselbigen verwurzelt, muss also gemäß Dawkins als Teil des erweiterten Phänotyps des Menschen gelten, zumal Sprache als Medium der Wissensvermittlung und -erhaltung bekanntlich durchaus positive Effekte auf die Überlebenschancen der Art *Homo sapiens* ausübt. Demzufolge ist jedoch ebenso die Fähigkeit des Menschen, Sprache in externen Sprachspeichern zu konservieren als Teil des erweiterten Phänotyps zu verstehen: Bücher, Filme, Bilder – all dies kann zum erweiterten Phänotyp der Art *Homo sapiens* gerechnet werden. Externe Sprachspeicher sind aus diesem Grunde nicht nur linguistisch, sondern auch biologisch nicht vom Menschen und dessen Sprachvermögen zu trennen.<sup>396</sup>

---

<sup>396</sup> Natürlich ließe sich hierbei systemtheoretisch wieder die Perspektivitätsfrage stellen: Wenn man das System „Mensch“ betrachtet, lassen sich vom Menschen geschaffene externe Sprachspeicher ebenso wie menschliche Sprachsysteme als Teil dieses übergeordneten Systems verstehen und wären dabei gegen eine gemeinsame Umwelt abzugrenzen, sodass das Attribut *extern* in Frage zu stellen wäre. Es sollte aber deutlich geworden sein, dass in dieser Arbeit das Sprachsystem derart eingegrenzt behandelt wird, dass externe Sprachspeicher genauso zu dessen Umwelt zu zählen sind wie etwa das Herz-Kreislauf-System (was wohl für die allermeisten linguistischen Sprachbetrachtungen gilt).

## 2.6 – Problematisierungen und Konkretisierungen zu Sprachspeichern und Skizzierung einer *Single Sign Theory*

In den voranstehenden Kapiteln haben wir uns einen umfassenden Überblick über mögliche Speicherorte rezessiver Information verschafft und sind dabei immer wieder an Punkte geraten, die bei genauer Betrachtung zur Hinterfragung erster Arbeitsannahmen führten. So hat sich etwa gezeigt, dass hinsichtlich Rückentlehnungen beispielsweise ein rückentlehntes Lexem vor seiner Rückentlehnung, als es im „Aufnahmestratum“ als geschwunden zu gelten hat, nicht im gemeinhin als „belehrend“ angesehenen Kontaktstratum seinen (für das „Aufnahmestratum“ rezessiven) Speicherort hat, sondern dass die Tatsache, dass die „Aufnahme“ überhaupt erfolgen kann, im Sinne des hiesigen Modells auf ausreichend vorhandene rezessive Information im rückentlehnenden Stratum selbst hindeutet. Diese Bewertung rezessiver Information in Sprache bietet somit eine theoretische und erläuternde Untermauerung vergleichbarer Thesen der vergangenen Forschung, wie etwa jener Otto Höflers, der analog hierzu davon ausging, dass es, „[w]o keine Aufnahmebereitschaft und -möglichkeit besteh[e], [...] auch keine Beeinflussung und keine fruchtbare Aufnahme zu dauernder Gestaltung“ (Höfler 1956: 6) geben könne. Ähnlich wie hinsichtlich von Rückentlehnung haben wir soeben auch festgestellt, dass „externe Sprachspeicher“ sprachliche Information zwar per Definition speichern, jedoch nicht als Speicherort rezessiver Information eines sprachlichen Systems zu gelten haben – sie stehen vielmehr neben solchen Systemen, sind „extern“.

Ihre Bedeutung für das sprachliche Rezessivitätsmodell erhalten sowohl die „belehrenden“ Strata im Falle von Rückentlehnungen als auch externe Sprachspeicher vor allem dadurch, dass sie Triebkraft der Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter sprachlicher Elemente sind; sie selbst sind jeweils der Umwelt des vermeintlich „aufnehmenden“ Sprachsystems zuzuordnen und übertragen diesem keine sprachlichen Informationen an sich, sondern transmittieren Metainformation, die eine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der der Metainformation zugeordneten sprachlichen Elemente bewirkt.

Wir nehmen also an, dass derartige System-Umwelt-Beziehungen nicht zu einer Transmission sprachlicher Elemente an sich von der Umwelt in ein Zielsystem führen können, sondern lediglich Metainformation ausgetauscht werden kann, die dann eine systeminterne Umstrukturierung nach sich zieht und be-

gründen dies mit der auch von anderen Linguisten (s. etwa sinngemäß auch Höfler 1956) vertretenen, logikbasierten These, dass die Veränderlichkeit eines (sprachlichen) System eine entsprechende „Veränderungsbereitschaft“ voraussetzt, die den dieser Arbeit zugrunde liegenden Überzeugungen gemäß in der informativen Gestalt des jeweiligen Aufnahmesystems verborgen liegt; im Sinne des in dieser Arbeit skizzierten Modells betrifft besagte informative Gestalt rezessive Information.

Wenn wir also davon ausgehen, dass sprachliche Elemente nicht von außen in ein Sprachsystem gelangen können, sondern dies vielmehr für auf sprachliche Elemente bezogene Metainformation möglich ist, so ergibt sich daraus eine wichtige Frage hinsichtlich sprachlicher Systeme im Allgemeinen: Wie gelangen sprachliche Elemente in sie? Es widerspräche – blenden wir einmal diverse Theorien zur Entstehung unseres Universums aus – sämtlichen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und Sparsamkeitsprinzipien, anzunehmen, dass sich innerhalb von (z.B. sprachlichen) Systemen ohne Einwirkung der Umwelt neue Systemelemente generieren. Die offensichtlichen Veränderungen, denen Sprachsysteme auf Kollektivebene diachron unterliegen, lassen sich hierbei wiederum durch das Synchronisierungsmodell nach Herrgen und Schmidt erklären: Da Kollektivebenen in Mikrosynchronisierungen zwischen zwei (oder mehr) Individualebenen ihren Anfang nehmen, sind sie an tatsächliche Phänotypisierungen, die eben den Kern von Mikrosynchronisierungen bilden, gebunden. Kollektivebenen haben also keinen sprachlichen Genotyp im eigentlichen Sinne. Und so lässt sich der sprachliche Genotyp als unveränderliche, konstante Menge begreifen, die stets auf Individualebene seine Trägerstruktur findet; der sprachliche Genotyp macht somit das Wesen sprachlicher Systeme aus und ist deren definitionsgemäßer und immer gleicher Kern.

Etwas anschaulicher könnten wir also alle sprachlichen Systeme als in ihrem Kern, in ihren sprachlichen Elementen, identisch betrachten; sprachliche Systeme unterscheiden sich dann lediglich aufgrund von den sprachlichen Elementen zugeordneter Metainformation, also unterschiedlichen Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen im Besonderen. Wir haben es demnach bei sprachlichen Systemen dem Kern nach mit einer einzigen Blaupause eines Zeichens zu tun, welches schließlich erst im Rahmen von Phänotypisierungen zugeschnitten wird, seine wahrnehmbare und wahrgenommene Gestalt annimmt. Sprachliche Äußerungen – ob Phone, Wörter, Sätze oder Texte – sind demnach als Ausschnitte des sprachlichen Kerns zu verstehen, d.h. als spezifischer Zuschnitt dessen, was Sprache als „Single Sign“ insgesamt auszudrücken vermag. Die Gestalt dieses Zuschnitts ist von der im Sprachsystem des jeweiligen Phäno-

typisierers vorhandenen Metainformation abhängig, welche schwerer zu verändernde Variablen besitzt (die man in der klassischen Linguistik einzelsprachlich z.B. als Lexikon, Phoneminventar, Syntax bezeichnen würde), aber auch solche, die sich in hoher Frequenz verändern (so etwa unter Berücksichtigung von Kontext, aber vor allem der konkreten Intension des Phänotypisierers im Falle von Sprachproduktion). Für die Äußerung eines Satzes bedeutet dies, dass er als ein *Stream* zu verstehen ist, in dem permanent (d.h. für die Phänotypisierungsdauer) aus dem sprachlichen Genotyp sprachliche Information versendet wird, die durch Metainformation, die zum Phänotypisierungszeitpunkt im Sprachsystem des Phänotypisierers vorliegt, einen besonderen und auf die konkrete Phänotypisierung beschränkten Zuschnitt erfährt.

Besagte Vorgänge lassen sich folgendermaßen verdeutlichen und formalisieren: Begreifen wir den sprachlichen Phänotyp  $P$  als eine Menge, die jene sprachliche Elemente enthält, die phänotypisiert sind;<sup>397</sup> ferner gilt  $P \subseteq G$ , wobei  $G$  die Menge des sprachlichen Genotyps darstellt.<sup>398</sup> Da  $P$  an einen Phänotypisierer und eine konkrete Phänotypisierung gebunden ist, wird die Teilmenge von  $G$ , die gleich  $P$  ist, durch die Gestalt der Metainformation des sprachlichen Systems auf Individualebene des Phänotypisierers  $S$  definiert und zwar in eben jener Ausprägung wie sie zum Phänotypisierungszeitpunkt  $t$  besteht. Die Phänotypisierung selbst lässt sich dabei als eine Funktion  $f$  beschreiben, die aus der konstanten Menge  $G$  unter Einfluss der Variablen  $S_t$  die Menge  $P$  generiert bzw.  $P$  aus  $G$  „herausfiltert“, wobei ferner die weitere Variable  $C_t$ , die das Trägersystem des Sprachsystems in seinem Zustand zum Zeitpunkt  $t$  bezeichnet, die Untermenge von  $G$ , die Teil von  $P$  werden kann, (zusätzlich) begrenzt. Ist das Trägersystem des Sprachsystems beispielsweise ein *Homo sapiens*, so sind etwa die sprachlichen Informationen in  $G$ , die die Lautlichkeit sprachlicher Elemente beinhalten, auf jene beschränkt, die Laute repräsentieren, die von Angehörigen der Gattung *Homo sapiens* wahrgenommen werden können; auch etwaige dezidiert individu-

---

<sup>397</sup> Genauer: Die Menge  $P$  beinhaltet alle sprachlichen Elemente in der Gestalt, wie sie im Rahmen von Phänotypisierungen phänotypisiert werden (jede Gestalt eines sprachlichen Elements gilt dabei als bestimmte sprachliche Information); es gilt grundsätzlich  $P \subseteq G$ , wobei eine vollständige Phänotypisierung des sprachlichen Genotyps als höchst unwahrscheinlich und vor allem unpraktikabel („nichtssagend“) anzusehen ist, sodass eher  $P \subset G$  anzunehmen ist.

<sup>398</sup> Genauer: Die Menge  $G$  umfasst alle sprachlichen Elemente und ihre Gestaltsvarianten (d.h. Phänotypisierungsmöglichkeiten) – also alle sprachlichen Informationen, die im jeweiligen Untersuchungssystem vorhanden sind; im Sinne der *Single Sign Theory* ist die Menge  $G$  als Konstante zu begreifen.

elle Umstände (z.B. kognitive Einschränkungen in Folge von Unfällen oder Fehlbildungen) können derartige Beschränkungen nach sich ziehen. Vereinfacht dargestellt gilt also:<sup>399</sup>

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

Insbesondere  $C_t$  kann eine massive Beeinträchtigung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter Elemente von  $G$  innewohnen. So kann ein *Homo sapiens* etwa keine Töne im Ultraschallbereich hören oder kontrolliert senden,<sup>400</sup> weshalb etwaige Elemente von  $G$ , die als Ultraschall phänotypisiert werden müssen, für Menschen nicht phänotypisierbar sind – d.h. die jeweilige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ist gleich 0 und das nicht, weil sie  $G$  fehlen, sondern weil  $C_t$  eine Phänotypisierung unmöglich macht.

Es wird die zentrale und wohl schwierigste Aufgabe der Informations- und Systemlinguistik der Zukunft sein, die (möglichst) genaue Gestalt von  $f$  zu erforschen, ebenso wie die jenes – ebenfalls als Funktion formal beschreibbaren – Prozesses, der die jeweilige Gestalt von  $S_t$  determiniert. Angesichts der Komplexität der dabei zu berücksichtigenden Zusammenhänge dürfte eine Zusammenarbeit mit Disziplinen wie den Neurowissenschaften, der Bioinformatik und der Physik wohl unumgänglich sein. Nichtsdestoweniger lassen sich zur Beschreibung der Gestalt von  $S_t$  mit Sicherheit auch zahlreiche bisherige linguistische Arbeiten verwerten; immerhin ist  $S_t$  auch der Parameter der obengenannten Formel, in dem sich Varietäten (die als Repräsentanten von Kollektivebenen vor allem modellhaft zu begreifen sind) wie Idiolekte, Dialekte, Soziolekte oder gar Genderlekte (s. zu letzterem („genderlects“) etwa Tannen 1990) widerspiegeln.

Das Vorhandensein eines sprachlichen Genotyps kann zudem erklären, weshalb Kinder Sprechen und Vokabeln in einem so hohen Tempo erlernen können: Information wird dabei gemäß des hier vorgeschlagenen Modells nicht generiert, sondern schlicht neu strukturiert und einer Reorganisation der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistribuitionen unterzogen.

Es sei abschließend noch auf einige Konsequenzen und Implikationen der hier grob skizzierten und als zarten Trieb aufkeimenden *Single Sign Theory* (oder kurz:

---

<sup>399</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass all dies, was hier vorwiegend am Beispiel von Sprachproduktion (genauer: inhaltsgetriggelter Ausdrucksgenese) veranschaulicht wird analog auch für Sprachverstehen (genauer: ausdrucksgetriggerte Inhaltsgenese) gilt (siehe dazu ferner die diesbezüglichen Ausführungen in Kapitel 5.1).

<sup>400</sup> Dies ist auch durch technische Hilfsmittel nicht möglich; entsprechende Instrumente übersetzen Ultraschall bestenfalls so, dass sie von Menschen phänotypisiert werden können.

SST), wie wir sie schon angesichts des eingängigen Terminus und seiner internationale Rezeption erleichternden Wirkung nennen wollen, eingegangen.

So bedeutet etwa die Tatsache, dass wir den sprachlichen Genotyp als konstant beschreiben und in ihm stets alle sprachlichen Elemente als vorhanden annehmen, nicht notwendigerweise, dass in ihm jegliche mögliche Bedeutung angelegt sein muss. So haben etwa auch emotionale Äußerungen menschlicher Mimik oder Gestik eine Bedeutung – diese muss nicht notwendigerweise im sprachlichen Genotyp abbildbar sein. Es wird hiermit also explizit darauf hingewiesen, dass angenommen werden sollte, dass es Bedeutungen gibt, die per se nicht in einem sprachlichen System veranlagt sind. Dies erklärt auch, wieso Menschen etwa dazu neigen, ihre Empfindungen auch durch künstlerische Formen wie Musik oder Malerei auszudrücken und vom Gefühl beseelt sind, dass ihnen ihre Sprache in ihrem Vermögen mitunter als nicht ausreichend erscheint.

Zudem möchte ich, ohne uns an dieser Stelle zu tief in die hochformalisierten Gefilde seiner Theorie zu stürzen, noch kurz einige Anmerkungen bezüglich des Grammatikansatzes Richard Montagues (s. vor allem Montague 1970 u. 1973) machen. So stimmen die Erkenntnisse und Modellierungen der vorliegenden Arbeit mit den Annahmen Montagues in einigen zentralen Punkten überein. Zum einen nimmt Montague, ähnlich wie wir es soeben getan haben, an, dass die Semantik sprachlicher Äußerungen einer Funktion über ihren Ausdrücken entspricht;<sup>401</sup> entscheidender Unterschied ist hierbei, dass das in dieser Arbeit vorgestellte Modell mit dem sprachlichen Genotyp eine Menge zugrundelegt, die sprachliche Elemente jeder Art umfasst, d.h. unabhängig davon, ob man sie – im Sinne de Saussures – dem Signifiant oder dem Signifié zuordnen würde. Zum anderen sind es vor allem zwei Kernannahmen Montagues, denen sich die hier vorgestellte Theorie anschließen möchte: So sieht Montague erstens keinen bedeutenden theoretischen Unterschied zwischen natürlichen Sprachen und „künstlichen“ Logiksprachen und erachtet es als möglich, die Syntax und Semantik beider Arten von Sprachen durch eine mathematisch-präzise Theorie zu beschreiben (vgl. Montague 1970: 373).<sup>402</sup> Zweitens ist es die untrennbare Verknüpfung zwischen Semantik und Syntax, die Montagues Grammatik auszeichnet; die in der vorliegenden Arbeit entfaltete Theorie würde hierbei allerdings

---

<sup>401</sup> Diese Annahme findet sich auch in den in Bezug auf kompositionelle Semantik bereits zitierten Ausführungen von Barbara Partee (vgl. Partee 2004: 153).

<sup>402</sup> Im englischsprachigen Original heißt es wörtlich: „There is in my opinion no important theoretical difference between natural languages and the artificial languages of logicians; indeed, I consider it possible to comprehend the syntax and semantics of both kinds of languages within a single natural and mathematically precise theory“ (Montague 1970: 373).

radikaler formulieren: syntaktische Information sollte als ebenso semantisch begriffen werden, wie etwa Denotate. Dieser Zugang zu Sprache ist keineswegs neu, sollte hier jedoch noch einmal herausgestellt werden.

Montagues Überzeugung, dass natürliche Sprache auf eine logische, disambiguierte Sprache reduzierbar ist (s. bezüglich letzterem Link 1979: 16f), sei sich hierbei angeschlossen; allerdings bedarf es dazu einiger Anmerkungen. Die Disambiguität der formalen Logiksprache, die sich vor allem in der in diesem Kapitel vorgestellten Funktion, die aus dem sprachlichen Genotyp unter Berücksichtigung des jeweiligen Zustandes des Sprachsystems eines Phänotypisierers einen sprachlichen Phänotyp herleitet, äußert, ist im Sinne der vorliegenden Arbeit vor allem dahingehend zu begreifen, dass besagte Funktion für die Eingabe eines konkreten Variablenwertes (für  $S_t$ , denn  $G$  wird ja ohnehin als konstant angenommen) stets dieselbe Menge  $P$  zurückliefert; jedem Wert  $S_t$  kann somit stets genau eine Menge  $P$  zugeordnet werden. Der hierin liegende Determinismus ist jedoch praktisch von wenig Nutzen, da der Zustand eines sprachlichen Systems  $S$  mindestens in Teilen des Systems höchstfrequentem Wandel unterliegt (so ist, wie bereits erwähnt, etwa schon der Kontext einer sprachlichen Äußerung etwas, das Teile von  $S$  transformiert). Die Wahrscheinlichkeit, dass  $S$  zu zwei Betrachtungszeitpunkten  $t_1$  und  $t_2$  identisch ist, dass also gilt  $S_{t_1} = S_{t_2}$ , konvergiert somit gegen 0. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Abweichung zwischen  $S_{t_1}$  und  $S_{t_2}$  nicht derart gering sein kann, dass die Abweichung zwischen  $f(G, S_{t_1})$  und  $f(G, S_{t_2})$  in einem alltäglichen Sprachgebrauchsszenario nicht auch vernachlässigbar gering sein kann – d.h. es ist sehr wohl möglich, dass zwei Phänotypisierungen einander derart ähnlich sind, dass ihre Unterschiede für gewöhnlich nicht ins Gewicht fallen.

Montagues Grammatik kommt in ihren Grundannahmen dem hiesigen Modell also schon recht nah, vielleicht näher als die Ausführungen anderer Wissenschaftler; nichtsdestoweniger fehlt ihr der explizit probabilistische Charakter, so dass eine gewisse formale Starre nicht zu leugnen ist. Zudem bleiben Montagues Analysen im Wesentlichen auf Satzebene verhaftet, wogegen mithilfe des linguistischen Rezessivitätsmodells auch größere Einheiten wie Texte oder gar Diskurse abgebildet werden können. Letzteres ist vor allem deshalb möglich, weil im Rezessivitätsmodell Informations- und Systemstrukturen in einer Weise einbezogen sind, die eine flexible Anwendung auf Individual- und Kollektivebenen ermöglichen.

## 2.7 – Zusammenfassung: Sprache – ein „genotypischer“ Speicher?

Anlässlich der in der Einleitung formulierten Beobachtung, dass innerhalb von Sprache in diachroner Sicht Muster zu beobachten sind, die mit rezessiver Vererbung in der Biologie vergleichbar sein könnten, haben wir uns in den voranstehenden Unterkapiteln auf die Suche nach möglichen Speicherorten für rezessiv gespeicherte Informationen – d.h. Informationen, die nicht wahrnehmbar oder wahrgenommen sind, es aber womöglich früher einmal waren oder künftig wahrnehmbar werden könnten – innerhalb von Sprachsystemen gemacht. Obgleich die Argumentation dabei vielfach auf dem Deutschen und dessen Geschichte fußt, wurden immer wieder auch andere – meist, doch nicht ausschließlich, indoeuropäische – Sprachen sowie psycholinguistische Erkenntnisse hinsichtlich der Sprachverarbeitung, Sprachproduktion und des Spracherwerbs beim Menschen herangezogen. Aus diesem Grunde sind Annahmen, dass Beobachtungen hinsichtlich Informationserhaltung, Informationstransmission oder Informationstransformation auf funktionaler oder struktureller Ebene eine allgemeine Gültigkeit für menschliche Sprachen haben, zwar nicht unbegründbar; dennoch sollten die hiesigen Analysen zum Zwecke einer möglichen Verifizierung, Falsifizierung oder Korrektur einer solchen Annahme an weiteren Sprachen, insbesondere nicht-indoeuropäischen, fortgeführt werden.

Auf besagter Suche nach möglichen Speicherorten etwaiger rezessiver Informationen in Sprache haben wir verschiedene sprachliche Ebenen wie namentlich die lexikalische (im Zusammenhang mit Wortbildung einschließlich der morphologischen), die phonologische und – im Rahmen der Betrachtung kompositioneller Strukturen – die syntaktische untersucht; dabei haben wir stets sowohl ausdrucksseitige als auch inhaltsseitige Aspekte in Augenschein genommen. Zuletzt fanden zudem externe Sprachspeicher Berücksichtigung, da diese grundsätzlich Informationen sprachlich enkodiert speichern, diese aber gleichsam für lange Zeit aus jeglicher menschlicher Wahrnehmung verschwinden und schließlich wieder in selbige zurückkehren können, wodurch ihnen prinzipiell eine Einflussnahme auf Sprachsysteme der jeweiligen Gegenwart ermöglicht wird.

Hinsichtlich der Ergebnisse all dieser Untersuchungen ist zunächst festzuhalten: Vielfach konnte keine vollständige Trennung der untersuchten sprachlichen Ebenen konstatiert werden, was sich darin äußert, dass einigen Beobachtungen eine übergreifende oder gar (hinsichtlich dieser Sprachebenen) allgemeine Gültigkeit nachgesagt werden kann: So sind kompositionelle Aspekte etwa im Bereich der Phraseologie und der Syntax zu finden, aber über Wortbildung auch



auf lexikalischer und morphologischer Ebene, zuletzt gar auf phonologischer, wenn man größere Einheiten wie Morpheme eben als Kompositionen aus Lauten begreift, was in den meisten Fällen als zutreffend zu erachten ist.<sup>403</sup> Da schon aus Umfangsgründen nicht für alle untersuchten sprachlichen Ebenen alle Aspekte des Rezessivitätsmodells im Detail besprochen werden konnten, unsere diesbezüglichen Hauptinteressen dementsprechend jeweils ein wenig voneinander abwichen und des Weiteren eine parallele Besprechung aller Ebenen weder sinnvoll noch möglich erschien, wurde das Rezessivitätsmodell, dessen Komponenten und dessen Terminologie schrittweise eingeführt bzw. erarbeitet. So ließ sich anhand der lexikalischen Ebene der Einstieg und Beweis rezessiver Informationen in Sprache äußerst anschaulich gestalten, doch erst im Bereich der Phonologie erschien die Einführung des probabilistischen Ansatzes besonders nachvollziehbar und angebracht. Der Nachteil dieses Vorgehens liegt in der daraus resultierenden Notwendigkeit gelegentlich Dinge, die bereits besprochen wurden, neu zu bewerten oder gar theoretische Grundlagen des Modells geringfügig an neue Erkenntnisse anzupassen; der unschätzbare Vorteil wiederum ist die klar aufeinander aufbauende Argumentation, die Prozesse des Erkenntnisgewinns transparent macht. Doch auch der eingestandene Nachteil kann als Vorteil begriffen werden: Die regelmäßige Überprüfung bisheriger Annahmen sowie das Aufzeigen der Anwendbarkeit neuer Annahmen an bereits besprochenen sprachlichen Strukturen erleichtert die Einprägung und den Umgang mit dem Modell und der vorgeschlagenen Terminologie.

Versuchen wir nun die Ergebnisse der voranstehenden Kapitel kurz zusammenzufassen und einzuordnen. Es hat sich gezeigt, dass die Suche nach Speicherorten rezessiv gespeicherter Information in Sprache zunächst der Herstellung einiger terminologischer Klarheiten bedurfte: Insbesondere die Frage, was *rezessive Information* meint, war hierfür zentral und musste von der Biologie, aus der die Vorstellung in dieser Arbeit ursprünglich entlehnt wurde, in die Linguistik übertragen und entsprechend der sich dort stellenden Herausforderungen angepasst werden. Wie in der Biologie spielte dabei die Bestimmung eines Phänotyps, der für das Konzept der Rezessivität grundlegend ist, eine wichtige Rolle: Wir haben schließlich den Phänotyp der Sprache als die Menge dessen bestimmt, was an Sprache für Menschen oder andere sprachverarbeitende Systeme wahrnehmbar ist und wahrgenommen wird; konfrontiert mit der Tatsache, dass sprachliche

---

<sup>403</sup> Ausnahmen bestehen hierbei etwa bei Morphemen oder Lexemen, die nur aus einem Phonem bestehen (wie etwa die Präposition schwedisch *i* im Schwedischen oder der unbestimmte Artikel engl. *a* (sofern kein vokalanlautender Ausdruck folgt) im Englischen).

Elemente die meiste Zeit – nämlich die, in der sie gerade nicht „gebraucht“ werden – nicht wahrnehmbar sind, musste die Frage nach der zeitlichen Dimension des sprachlichen Phänotyps gestellt werden. Schlussendlich ergab sich daraus das definitorische Postulat, den sprachlichen Phänotyp als die Menge der im Rahmen eines wahrnehmbaren sprachlichen Akts – sprechen, Sprache in lautlicher Form hören, schreiben, lesen, aber auch denken (in Form von Sprache) usw. – wahrnehmbaren und zugleich tatsächlich wahrgenommenen Informationen zu begreifen. Letzteres ist darum unerlässlich, weil – wie anhand dessen, was gemeinhin als „Missverständnis“ zwischen einem Sender und einem Empfänger beschrieben wird, deutlich wird – ein einzelnes wahrnehmbares sprachliches Element von zwei zeitgleich Wahrnehmenden (d.h. Phänotypisierern) sehr unterschiedlich wahrgenommen werden kann und weil ohne einen wahrnehmenden Faktor zudem nicht von einer Wechselwirkung gesprochen werden könnte, was die betroffene Information rezessiver Information gleichsetzt. Dem Beobachter bzw. „Messenden“ bzw. Phänotypisierer kommt also eine entscheidende, mitunter wirklichkeitskonstruierende Rolle zu (diese ist jedoch nur in Wechselwirkung mit der Umwelt zu verstehen, die etwa für den Phänotypisierer wahrnehmbare Referenzobjekte bereitstellt, von denen er selektiv Informationen aufnehmen kann). Hinsichtlich des Phänotyps von Sprache bleibt also festzuhalten, dass dieser in Anlehnung an den biologischen Terminus *Phänotyp* entworfen wurde, inhaltlich aber eine Anpassung an die Anforderungen des linguistischen Untersuchungsgegenstands erfahren hat, die bewirkt, dass die Bedeutung von *Phänotyp* in Linguistik und in Biologie voneinander abweicht, also diesbezüglich keine Identität behauptet werden kann.<sup>404</sup> Vielmehr wurde eine allgemeinere, informations- und systemtheoretische Basis für das Phänomen der Rezessivität erarbeitet.

---

<sup>404</sup> Nichtsdestoweniger ist die gemeinsame Schnittmenge durchaus nicht zu unterschätzen und zeigt, dass zwischen biologischen Systemen und Sprache (als System) Parallelen bestehen. So ist in beiden Fällen etwa auch zu konstatieren, dass der Phänotyp nicht zwangsläufig nur auf einem jeweiligen Genotyp fußt, von dem bestimmte Elemente phänotypisiert werden; auch die Umwelt kann in beiden Bereichen den Phänotyp beeinflussen: Hinsichtlich der Biologie denke man an die Möglichkeit der Verstärkung von Muskulatur durch Training (Beispiel entnommen aus Sauermost 2002b: 301) oder an Unfälle, die das Erscheinungsbild eines Individuums verändern können (vgl. dazu wiederum allgemein zu *Modifikation* in der Biologie Sauermost 2002b: 301); in der Sprache ist etwa denkbar, dass ein Sprecher eine Phänotypisierung abbrechen muss, weil er sich beim Sprechen verschluckt oder auf andere Weise vom Weiterprechen abgehalten wird (so würde in einem solchen Fall das bereits heranzitierte Phrasem dt. *klipp und klar* dabei womöglich zu *klipp und kl*, obgleich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit nach dt. *klipp und* für dt. *klar* natürlich als wesentlich höher gelten muss, als für (das unvollständige) *kl* – Umwelteinflüsse hätten also den

Diese Definition des sprachlichen Phänotyps, die sich, wie gesehen, auch von früheren Versuchen, diesen Terminus für die Linguistik nutzbar zu machen, unterscheidet, zieht unweigerlich eine Veränderung des Verständnisses von rezessiver Information in Sprache nach sich: Es darf nicht, wie es der Ausgangsanahme entsprach, nur vereinzelt von der Existenz rezessiver Information in Sprache ausgegangen werden, vielmehr ist alle Information in Sprache für die Zeit, in der sie nicht gerade phänotypisiert (also wahrgenommen) wird, rezessiv (wobei wir eingedenk sein wollen, dass Phänotypisierungen stets auf Individual-ebene stattfinden). Diese Erkenntnis erscheint zunächst trivial, jedoch haben die vorangegangenen Analysen gezeigt, dass aufgrund des Lexikons der Kollektivebene Informationen auch über Jahrhunderte hinweg rezessiv bleiben können, ehe sie phänotypisiert werden (wiederum kann hier etwa auf Rezessivität im Zusammenhang mit Wortbildung verwiesen werden). Der Rezessivitätsansatz beinhaltet also Implikationen, die weit über den Sprachgebrauch von Individuen in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum (also deren sprachfähige Lebenszeit) hinausgehen, und kann daher insbesondere für diachrone Sprachuntersuchungen erkenntnisgewinnend herangezogen werden. Die Formulierung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters in der Einleitung blieb in diesem Zusammenhang gleichfalls keine Trivialität im Sinne der bloßen Behauptung, dass etwa das Lexem dt. *Hund*, das ein Sprecher gestern einmal benutzte und erst heute wieder phänotypisiert in der Zwischenzeit rezessiv im Mentalen Lexikon des betreffenden Sprechers vorlag, sodass insgesamt eben ein Allgemeines Rezessivitätsmuster dabei zu beobachten ist; tatsächlich lassen sich derartige Allgemeine Rezessivitätsmuster unter Einbeziehung von modellhaften Kollektivebenen durchaus über weit größere, historisch relevante Zeiträume beobachten (es sei dabei auf die Ausführungen zur Entwicklung des Diphthongs protogerm. \*/aʏ/ über etwa ahd./mhd. /oʏ/ zu nhd. /aʏ/ verwiesen).

Unter Heranziehung eines probabilistischen Ansatzes, der in der Linguistik keine Neuheit, aber doch etwas meist Vernachlässigtes darstellt, wurde für Allgemeine Rezessivitätsmuster in Sprache eine Erklärung geliefert, die ihrem Wesen nach mathematisch-formal argumentiert,<sup>405</sup> dabei aber durchaus offen ist für

---

Phänotyp bzw. die Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten verändert; dies kann dabei wohlgermerkt sowohl die lautliche Äußerung als auch nur den phänotypisierenden Denk- bzw. Sprachplanungsprozess betreffen – beides kann aufgrund von Umwelteinflüssen unterbrochen werden).

<sup>405</sup> So kann die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines Allgemeinen Rezessivitätsmusters für ein bestimmtes sprachliches Element letztlich als „bedingte Wahrscheinlichkeit“ beschrieben werden, die davon abhängt, dass das entsprechende sprachliche Element – das zum entsprechenden Zeitpunkt über eine bestimmte Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt – zu einem Zeitpunkt  $t_1$  bereits phänotypisiert

allerhand Faktoren, die für Sprache und Sprachgebrauch von Relevanz sind: So hängen die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten zweifelsohne vom Kommunikationskontext oder vom sprachlichen Wissen des Wahrnehmenden (Sender oder Empfänger) ab, sind jedoch – etwa angesichts von Phänotypisierungsmöglichkeiten mit jeweils äußerst geringer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit – auch in der Lage, eher unerwartete Phänotypisierungen zu erklären.

Bedingt durch die vorgenommene Definition des sprachlichen Phänotyps lässt sich der sprachliche Genotyp<sup>406</sup> als die Menge der Phänotypisierungsmöglichkeiten aller sprachlicher Elemente innerhalb von Sprache im Allgemeinen, einer Einzelsprache oder des Mentalen Lexikon eines Individuums<sup>407</sup> beschreiben (je nachdem, welches „System“ man betrachten will); die Gestalt des Genotyps und dessen Auswirkungen auf die (mögliche) Gestalt des Phänotyps sind dabei unweigerlich mit den jeweiligen Wahrscheinlichkeitsverteilungen der Phänotypisierungsmöglichkeiten der sprachlichen Elemente verbunden, die wiederum nicht nur von systeminternen Faktoren abhängig sind, sondern auch von der jeweiligen Situation bzw. dem jeweiligen Kontext. In Konsequenz des probabilistischen Ansatzes wurde schließlich postuliert, dass der sprachliche Genotyp als konstante Menge zu begreifen ist, der nur hinsichtlich sprachlicher Metainformation (wie insbesondere den Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen der sprachlichen Elemente) unterschiedlich realisiert werden kann. So ist zuletzt der sprachliche Genotyp von Sprache im Allgemeinen, einer Einzelsprache oder dem Mentalen Lexikon eines Individuums als identisch zu begreifen.

In diesem Zusammenhang wurde vorgeschlagen hinsichtlich der Phänotypisierungsmöglichkeiten sprachlicher Elemente von *Superposition* zu sprechen: Sprachliche Elemente wie etwa der Wurzelvokalismus in dt. *Kaiser* können (z.B.

---

wurde, anschließend über einen bestimmten (durch die Zeitpunkte  $t_1$  und  $t_2$  begrenzten) Zeitraum keine Phänotypisierung erfuhr – obwohl auch in dieser Zeit die Phänotypisierungsmöglichkeit (mit womöglich wechselnder Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) bestanden hätte –, um schließlich zum Zeitpunkt  $t_2$  erneut phänotypisiert zu werden.

<sup>406</sup> Auch dieser Terminus, der schon in der Einleitung erläutert wurde, wird zunächst aus der Biologie entnommen, aber gleichsam wie schon *Phänotyp* inhaltlich an die Erfordernisse des linguistischen Untersuchungsgegenstands angepasst. Bereits in der Einleitung wurde darauf hingewiesen, dass der Terminus *Genotyp* – im Gegensatz zu *Phänotyp* – etwas problematisch ist, da eine Analogie von Genen in der Biologie zu etwas in Sprache nur schwer herzustellen scheint; wir wollen daher *Genotyp* zwar wie in der Biologie als Teil eines Begriffspaars *Genotyp* – *Phänotyp* verstehen, also im Verhältnis zu *Phänotyp* betrachten; nicht aber soll *Genotyp* als etwas, das auf „Gene“ in Sprache verweist, begriffen werden.

<sup>407</sup> Hierbei stellt sich wieder die Frage nach dem Zuschnitt des zu untersuchenden Systems.

bei Betrachtung dialektaler Sprachsysteme auf Kollektivebene, aber ebenso der Betrachtung von Sprachsystemen auf Individualebene) in unterschiedlichen Varianten phänotypisiert werden (hier etwa [ḁ], [ɛ̥] oder [ɔ̥]),<sup>408</sup> außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung lässt sich der Wurzelvokalismus dabei jedoch unmöglich zweifelsfrei bestimmen – bestenfalls lassen sich eben Wahrscheinlichkeiten für die Phänotypisierungsmöglichkeiten angeben, das sprachliche Element selbst bleibt aber eine Variable. Aus dieser Instabilität sprachlicher Elemente ergibt sich ihre Unbestimmbarkeit als etwas Konkretes, Eindeutiges, wenn eben keine tatsächliche Phänotypisierung vorliegt; daher lässt sich außerhalb

---

<sup>408</sup> Bezüglich dieses Beispiels um dt. *Kaiser* lässt sich auch von dialektalbedingter (und freier) Allophonie sprechen. Ein *Allophon* ist eine Phonemvariante; man unterscheidet dabei „freie [...] Varianten (wie z.B. im Dt. Zungen- und Zäpfchen-R [r, R]) und kombinator[ische] [...] Varianten wie z.B. /x/ im Dt. als komplementär verteilte Ich- und Ach-Laute: [ç] nach Konsonanten und vorderen Vokalen sowie morpheminitial, [x] nach hohen und mittleren gespannten Hinterzungenvokalen, [χ] nach tiefen Hinterzungenvokalen“ (Glück 2010: 30). Dazu ist aus Sicht des linguistischen Rezessivitätsmodell anzumerken, dass Allophone gemäß ihres Wesens als Phonemvarianten selbstverständlich als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben sprachlichen Elements (eines Phonems) zu gelten haben; allerdings ist die Gesamtheit der Allophone eines Phonems nicht identisch mit der Gesamtheit der Phänotypisierungsmöglichkeiten eines Lauts (als sprachlichem Element), da die Menge letzterer als wesentlich größer gelten kann als die Menge aller jeweiligen Allophone eines Phonems. Allophone decken dabei nur den Teil an (zumindest teilweise konventionalisierten) Varianten ab, für die eine relativ hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit angenommen werden kann. Im Falle von kombinatorischer Allophonie ist hierbei das (phänotypisierte) lautliche Umfeld der fraglichen Laut-Position als signifikanter Einfluss auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung der Allophone eines Phonems zu begreifen, bei freier Allophonie können diesbezüglich Faktoren wie eine „Dialektzugehörigkeit“ des Phänotypisierers von Bedeutung sein. Zentral ist jedoch, dass im Rahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells auf Ebene der Lautlichkeit die Unterscheidung von Phonemen und Phonen nahezu unerheblich ist: Ein Laut als sprachliches Element kann nicht nur unterschiedliche Allophone eines Phonems umfassen, sondern auch unterschiedliche Phoneme: So sensibilisiert das Modell über Allophonie hinaus für andere grundsätzlich bestehende Phänotypisierungsmöglichkeiten für einen Laut (als sprachliches Element), deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gemeinhin als äußerst gering einzustufen ist: So kann der Diphthong in dt. *Kaiser* freilich auch als [iə] phänotypisiert werden, allein die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit hierfür muss verglichen mit beispielsweise [ḁ], [ɛ̥] oder [ɔ̥] als gering gelten; denkbar wäre gar eine konsonantische Phänotypisierung, deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit allerdings noch um ein Vielfaches niedriger einzuschätzen ist. Insbesondere bei Sprachbetrachtungen, die große Zeiträume abzudecken suchen, verspricht der Ansatz des linguistischen Rezessivitätsmodells daher angesichts seiner großen Flexibilität komplexe (und auch bedingte) Sprachwandelphänomene besser erklären zu können, als es mit Allophonie-Vorstellungen möglich wäre.

von Phänotypisierungen von Superposition sprechen: Die Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements superponieren dabei miteinander, müssen also (entsprechend ihrer jeweiligen – ständig veränderlichen – Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten) allesamt als Teil des aktuellen Zustands des sprachlichen Elements begriffen werden – die Phänotypisierungsmöglichkeiten werden also als existent beschrieben und bilden in ihrer Gesamtheit (d.h. ihrer Superposition) den Genotyp des jeweiligen sprachlichen Elements.<sup>409</sup>

Kommen wir nun abschließend auf die Frage aus der Überschrift dieses Kapitels, ob Sprache ein „genotypischer“ Speicher sei, zu sprechen: Wir haben gesehen, dass Sprache weit mehr ist, als das, was wir in ihrem Phänotyp wahrnehmen können und konnten. Aufgrund der Betrachtung zahlreicher sprachlicher Elemente auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen kann angenommen werden, dass jedes sprachliche Element außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung eine Variable darstellt, die durch mehrere Varianten (d.h. Phänotypisierungsmöglichkeiten) realisiert, d.h. phänotypisiert werden kann. Wenn wir alle Phänotypisierungsmöglichkeiten aller sprachlichen Elemente eines sprachlichen Systems in ihrer Gesamtheit als Genotyp des jeweiligen sprachlichen Systems verstehen, so ist unweigerlich zu konstatieren: Im sprachlichen Genotyp ist eine enorme Menge an Information gespeichert, von der man in einem Menschenleben womöglich nur einen Bruchteil überhaupt phänotypisiert erleben wird. Erst umfangreiche Forschungen zu rezessiven Informationen in Sprache werden eine

---

<sup>409</sup> In dieser Interpretation, die der Behauptung, dass zumindest 0-gradig und primär rezessive Information nichts noch zu Bildendes, sondern stets etwas bereits Existierendes darstellt, liegt auch die Begründung für die Annahme eines *Dunklen Lexikons* bzw. dunklen Teils des Lexikons (ein solches mag auf Individual- und modellhafter Kollektivebene beobachtet werden). In diesem Zusammenhang sei an die terminologische Unterscheidung zwischen 0-gradiger, primärer, sekundärer, tertiärer usw. Rezessivität (also die Unterscheidung nach Rezessivitätsgraden) erinnert: Mit ihr kann auf die Möglichkeit der Neubildung von Phänotypisierungsmöglichkeiten hingewiesen werden, die zunächst nicht (in einer sogleich phänotypisierbaren Weise, also nicht 0-gradig oder primär rezessiv) vorliegen. Aufgrund der Abhängigkeit von beispielsweise sekundär rezessiv vorliegenden sprachlichen Elementen von primär rezessiv vorliegenden ließe sich aber auch für erstere eine mathematische Form finden, um sie mittels der Integration der relevanten Bedingungen direkt mit einer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zu beschreiben. Die besagte terminologische Unterscheidung lässt sich in diesem Sinne durchaus umgehen, kann aber, wie sich etwa anhand sekundär rezessiver Wortbildungen im Zusammenhang mit der Vorstellung der Zweigliedrigkeit von Wortbildungen im Wortbildungsprozess gezeigt hat, je nach Forschungsinteresse durchaus einen hilfreichen Dienst mindestens im Sinne der wissenschaftlichen Verständigung leisten.

Einschätzung der Speicherkapazität von Sprache insgesamt, d.h. von ihrem Genotyp, ermöglichen – wenn dies vermutlich auch nur in Annäherungen möglich sein wird.

Die Betrachtungen zu Strata, die für das jeweils untersuchte Sprachsystem als stratumextern gelten müssen, und von externen Sprachspeichern haben überdies gezeigt, dass – natürlich in Abhängigkeit vom jeweiligen Zuschnitt des zu untersuchenden Systems – auch aus der Umwelt sprachliche Metainformation in ein sprachliches System eindringen kann; dies kann dabei in einer Weise geschehen, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen zu den Elementen des sprachlichen Genotyps mitunter signifikant verändert werden. Ausgeschlossen wird im hiesigen Modell jedoch das Eindringen neuer sprachlicher Elemente in den sprachlichen Genotyp, sodass dieser als Menge begriffen wird, die – aufgrund von Superposition – eine Art „Superzeichen“ repräsentiert (was wir als *Single Sign* und als Theorie als *Single Sign Theory* bezeichnen möchten). Der Prozess einer Phänotypisierung ist dann formal als Funktion  $f$  zu begreifen, die eine Untermenge  $P$  aus dem sprachlichen Genotyp  $G$  unter Berücksichtigung des konkreten Zustands des Sprachsystems auf Individualebene des Phänotypisierers  $S$  und des Trägersystems (des Phänotypisierers) selbst  $C$  zu einem bestimmten Zeitpunkt  $t$  definiert. Es gilt also:

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

Der sprachliche Genotyp kann daher als großer Informationsspeicher begriffen werden; dies sollte aber zunächst nur in dem Sinne verstanden werden, dass in ihm eine große Menge an Information gespeichert ist, nicht aber notwendigerweise auch, dass das Speichern von Information sein wichtigster Wesenszug sein muss. Neben dem sprachlichen Genotyp steht Metainformation zu den Elementen des sprachlichen Genotyps, die insbesondere die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen umfasst. Was die nähere Gestalt des sprachlichen Genotyps angeht, so sei er als etwas Abstraktes verstanden, das in sprachverarbeitenden Systemen (wie etwa der menschlichen Kognition oder künftig vielleicht auch einer sprachfähigen KI) seine physische Lokalisierung erfährt; der sprachliche Genotyp selbst sollte hingegen nicht als physischer Speicher begriffen werden.

Hinsichtlich des Speicherumfangs des sprachlichen Genotyps ist es wichtig, zu verdeutlichen, dass dieser kleiner als zunächst erwartet ist, da die Hauptmasse der gespeicherten Information nicht elementarer Natur ist, sondern sich indirekt

aus den schier unendlichen Verknüpfungsmöglichkeiten der sprachlichen Elemente im Genotyp herleitet; die Relationen zwischen den Elementen sind miteinander bedeutsamer als die Elemente für sich.

Zuletzt sei noch einmal auf die Ausführungen in Kapitel 1.5.2.3 verwiesen, gemäß derer wir festgestellt haben, dass die eigentlich abstrakten Kollektivebenen durchaus als Informationsspeicher fungieren können, da von ihnen im Rahmen von Synchronisierungsprozessen ein Abbild erstellt bzw. interpretiert wird (*Imaging*), das von den Trägern der Individualebenen, die am jeweiligen Synchronisierungsprozess beteiligt sind, gespeichert wird (etwa neuronal im Gehirn oder z.B. auf einer Festplatte im Falle einer sprachfähigen KI).

Die vorangegangenen Untersuchungen haben gezeigt, dass die Vorstellung rezessiver Informationen in Sprache gepaart mit einem probabilistischen Ansatz durchaus geeignet ist, vielfältige Aspekte von Sprache zu beschreiben und um Erklärungen zu bereichern. Dabei fügen sich diese Erkenntnisse in bisherige Strömungen bzw. Teilbereiche der Linguistik und deren allgemein anerkannte Ergebnisse ergänzend ein und stehen keinesfalls im Widerspruch dazu. Von Phonologie über Lexikologie bis zur Syntax, von Historio- bis Psycholinguistik: Das Rezessivitätsmodell ist darin integrierbar und erweist sich gleichsam als flexibel, ohne zugleich in seinem Beschreibungspotenzial und seiner Terminologie unpräzise zu sein. Dies ist unter anderem seinem probabilistischen Ansatz zu verdanken, der – wie bereits in der Einleitung gesehen (s. Kapitel 1.4.2 und die dort heranzitierte Literatur) – sich bereits in der Vergangenheit als flexibel und in vielen Bereichen der Linguistik anwendbar erwiesen hat. So ist das Rezessivitätsmodell aber keinesfalls als ein alles erklärendes Modell der Linguistik zu begreifen, sondern vielmehr als ein theoretisches und modellhaftes Werkzeug für die verschiedenen Disziplinen der Linguistik, die es nicht ersetzen, sondern ergänzen will.